This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

12A.

Der

Morgenbote.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zeitschrift

für die

österreichischen Staaten.

Erstes Heft.

1809.

Der Morgenbote.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zeitschrift

für die

österreichischen Staaten.

Erstes Heft.

1809.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 6 196

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN

Vorbericht.

Ein neues Tageslicht scheint über Oesterreich aufgehen zu wollen. Mit den besten Absichten reihet sich die Gesellschaft biederer Oesterreicher, welche die gegenwärtige Zeitschrift herauszugeben unternommen hat, zu den Boten, die den nahen Morgen verkündigen. Die Glieder dieser Gesellschaft, in der politischen Schule Josephs erzogen, durch Verfolgung und Druck mit traurigen, aber wichtigen Erfahrungen bereichert, und mit den weisen Staatseinrichtungen des großen Napoleons, seit längerer Zeit innig vertraut, kennen keinen edleren Zweck, als den, zur Belehrung und Beglückung ihrer lieben Mitbürger beyzutragen.

Diese periodische Schrift ist daher vorzüglich bestimmt, der österreichen Nation die Augen zu öffnen über ihre wahre Lage, und über den Weg, der von nun an eingeschlagen werden soll, um nicht in die vorige Unglücksbahn zurück zu gerathen.

Die Erkenntniß des Uebels ist der erste Schritt zur Verbesserung.

Inhalt.

I. Heft.

I. Vorstellung österreichischer Biedermänner an den Kaiser Napoleon um Abstellung der bisherigen Mißbräuche, und um Einführung einer bessern Regierung in Oesterreich.

II. Ein Paar Worte an meine Mitbürger über die wiederhergestellte Preßfreyheit.

III. Zum Gedächtniß Josephs des Zweyten.

IV. Böhmen, was es ist, und was es seyn könnte.

V. Verzeichniß der im letzten Vierteljahre von der Wiener Censur zugelassenen Bücher und Handschriften.

VI. Kritische Anzeige sämmtlicher in Wien, bey Ausbruch des letzten Krieges erschienenen politischen Druckschriften.

I.

Vorſtellung öſterreichiſcher Biedermänner an den franzöſiſchen Kaiſer Napoleon den Großen, um Abſtellung der bisherigen Mißbräuche und um Einführung einer beſſern Regierung in Oeſterreich.*)

Euer Majeſtät!

Die Geſchichte überliefert uns die Namen und die Thaten vieler Helden, die Kriege führten, um berühmt zu werden, die auf dem zerrütteten Glücke der Nationen ihre Treppen pflanzten, und ihre Häupter mit blutigen unfruchtbaren Lorbeern ſchmückten. Aber einzig iſt das Beyſpiel, das Euer Majeſtät der Mitwelt und Nachwelt vor Augen legen; das Beyſpiel eines Helden, der des Sieges ganz gewiß, doch nur das Schwert gezwungen zieht, um den Frieden zu erobern, oder den hämiſch geführten Streich von dem Haupte ſeiner glücklichen Völker auf

---

*) Der Verfaſſer, der im erſten Artikel des zweyten Heftes angezeigten Schrift, ſchließt dieſelbe mit den merkwürdigen Worten: Vielleicht erhalten wir bald ein großes Beyſpiel! Dieſes große Beyſpiel iſt nunmehr gegeben durch die hier mitgetheilte, dem Kaiſer Napoleon überreichte höchſt merkwürdige Vorſtellung.

den Nacken der Angreifer zu wenden; der aus den Trümmern der alten morschen Verfassungen mit schonender Hand und schöpferischer Weisheit neue beglückende Constitutionen bildet; der unwillig über die ewigen Kriege der durch Kultur, Religion und Abstammung eng verbundenen Völker unsers Welttheils den großen Plan gefaßt hat, und vollführen wird, Europa zu beruhigen und zu beglücken.

Muthig begann Frankreich zuerst den Kampf gegen den Despotismus, und die weltliche und geistliche Aristokrazie; mit Jugendkraft rang es um die theuersten Rechte der Menschheit, und trat siegend aus dem Kampfe. Die Wuth der Leidenschaften im Innern, und der eigennützige Haß aller Aristokraten von Aussen drohte der jungen Freyheit einen schnellen Untergang; allein Euer Majestät bedeckten sie mit dem Schilde der Constitution, und die Feinde flohen vor Euer Majestät sieggewohntem Schwerte. Nun erst fieng Frankreich an, die Früchte seiner Anstrengungen, seiner Opfer zu genießen.

Euer Majestät führten Ruhe, Sicherheit und Vertrauen nach Frankreich zurück; Euer Majestät öffneten die Tempel, und die Religion bestieg an Euer Majestät Hand ihren geheiligten Sitz. Ackerbau und Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften lebten wieder auf, ein allgemeines Gesetz sichert die Früchte des Erwerbes, und das Horn des Ueberflusses wird sich bald ganz über Frankreich und die mit ihm verbündeten

Völker ergießen, wenn der Dreyzack aus Britanniens Hand gewunden oder zersplittert ist.

Im Gefühle ihres Glückes setzten die dankbaren Franzosen den Thron Karls des Großen an die Stelle des Zertrümmerten, und die glänzendste Kaiserkrone auf Euer Majestät Haupt.

Zum Wohle der Menschheit blieben die wohlthätigen Folgen dieser Zeiten nicht auf Frankreich allein beschränkt. Auch in den mit Frankreich verbündeten Staaten wurde der Schutt der alten Verfassungen aus dem Wege geräumt, und eine neue Constitution nach helleren, tief durchdachten Planen aufgeführt; die Form und die Zweige ihrer Staatsverwaltung genau bestimmt, die Gerechtigkeitspflege vereinfacht und gleich gemacht, die Abgaben auf einen festen Fuß gesetzt, der Streitkraft eine unerschütterliche Basis gegeben, der Betriebsamkeit, soviel es die Umstände bisher erlaubten, neue Quellen geöffnet, und für die Nationalerziehung durch vernünftige Preßfreyheit, liberale Beförderung der Künste und Wissenschaften gesorgt.

Mit Kummer werfen wir dagegen die Blicke auf unsere eigene Lage.

Wir haben keine Constitution. Der Adel ist bey uns nicht der Vermittler zwischen dem Regenten und dem Volke, sondern die Scheidewand, die den Fürsten von seinen guten Bürgern trennt. Noch lasten die verrosteten Sklavenketten der Feudalverfassung auf ei-

Der

Morgenbote.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zeitschrift

für die

österreichischen Staaten.

Erstes Heft.

1809.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 6 1961

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN

Vorbericht.

Ein neues Tageslicht scheint über Oesterreich aufgehen zu wollen. Mit den besten Absichten reihet sich die Gesellschaft biederer Oesterreicher, welche die gegenwärtige Zeitschrift herauszugeben unternommen hat, zu den Boten, die den nahen Morgen verkündigen. Die Glieder dieser Gesellschaft, in der politischen Schule Josephs erzogen, durch Verfolgung und Druck mit traurigen, aber wichtigen Erfahrungen bereichert, und mit den weisen Staatseinrichtungen des großen Napoleons, seit längerer Zeit innig vertraut, kennen keinen edleren Zweck, als den, zur Belehrung und Beglückung ihrer lieben Mitbürger beyzutragen.

Diese periodische Schrift ist daher vorzüglich bestimmt, der österreichen Nation die Augen zu öffnen über ihre wahre Lage, und über den Weg, der von nun an eingeschlagen werden soll, um nicht in die vorige Unglücksbahn zurück zu gerathen.

Die Erkenntniß des Uebels ist der erste Schritt zur Verbesserung.

Inhalt.

I. Heft.

I. Vorstellung österreichischer Biedermänner an den Kaiser Napoleon um Abstellung der bisherigen Mißbräuche, und um Einführung einer bessern Regierung in Oesterreich.

II. Ein Paar Worte an meine Mitbürger über die wiederhergestellte Preßfreyheit.

III. Zum Gedächtniß Josephs des Zweyten.

IV. Böhmen, was es ist, und was es seyn könnte.

V. Verzeichniß der im letzten Vierteljahre von der Wiener Censur zugelassenen Bücher und Handschriften.

VI. Kritische Anzeige sämmtlicher in Wien, bey Ausbruch des letzten Krieges erschienenen politischen Druckschriften.

I.

Vorstellung österreichischer Biedermänner an den französischen Kaiser Napoleon den Großen, um Abstellung der bisherigen Mißbräuche und um Einführung einer bessern Regierung in Oesterreich.*)

Euer Majestät!

Die Geschichte überliefert uns die Nahmen und die Thaten vieler Helden, die Kriege führten, um bewundert zu werden, die auf dem zerstörten Glücke der Nationen ihre Trophäen pflanzten, und ihre Häupter mit blutigen unfruchtbaren Lorbeern schmückten. Aber einzig ist das Beyspiel, das Euer Majestät der Mitwelt und Nachwelt vor Augen legen; das Beyspiel eines Helden, der des Sieges ganz gewiß, doch nur das Schwert gezwungen zieht, um den Frieden zu erobern, oder den hämisch geführten Streich von dem Haupte seiner glücklichen Völker auf

*) Der Verfasser, der im ersten Artikel des zweyten Heftes angezeigten Schrift, schließt dieselbe mit den merkwürdigen Worten: Vielleicht erhalten wir bald ein großes Beyspiel! Dieses große Beyspiel ist nunmehr gegeben durch die hier mitgetheilte, dem Kaiser Napoleon überreichte höchst merkwürdige Vorstellung.

den Nacken der Angreifer zu wenden; der aus den Trümmern der alten morschen Verfassungen mit schonender Hand und schöpferischer Weisheit neue beglückende Constitutionen bildet; der unwillig über die ewigen Kriege der durch Kultur, Religion und Abstammung eng verbundenen Völker unsers Welttheils den großen Plan gefaßt hat, und vollführen wird, Europa zu beruhigen und zu beglücken.

Muthig begann Frankreich zuerst den Kampf gegen den Despotismus, und die weltliche und geistliche Aristokrazie; mit Jugendkraft rang es um die theuersten Rechte der Menschheit, und trat siegend aus dem Kampfe. Die Wuth der Leidenschaften im Innern, und der eigennützige Haß aller Aristokraten von Aussen drohte der jungen Freyheit einen schnellen Untergang; allein Euer Majestät bedeckten sie mit dem Schilde der Constitution, und die Feinde flohen vor Euer Majestät sieggewohntem Schwerte. Nun erst fieng Frankreich an, die Früchte seiner Anstrengungen, seiner Opfer zu genießen.

Euer Majestät führten Ruhe, Sicherheit und Vertrauen nach Frankreich zurück; Euer Majestät öffneten die Tempel, und die Religion bestieg an Euer Majestät Hand ihren geheiligten Sitz. Ackerbau und Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften lebten wieder auf, ein allgemeines Gesetz sichert die Früchte des Erwerbes, und das Horn des Ueberflusses wird sich bald ganz über Frankreich und die mit ihm verbündeten

Völker ergießen, wenn der Dreyzack aus Britanniens Hand gewunden oder zersplittert ist.

Im Gefühle ihres Glückes setzten die dankbaren Franzosen den Thron Karls des Großen an die Stelle des Zertrümmerten, und die glänzendste Kaiserkrone auf Euer Majestät Haupt.

Zum Wohle der Menschheit blieben die wohlthätigen Folgen dieser Zeiten nicht auf Frankreich allein beschränkt. Auch in den mit Frankreich verbündeten Staaten wurde der Schutt der alten Verfassungen aus dem Wege geräumt, und eine neue Constitution nach helleren, tief durchdachten Planen aufgeführt; die Form und die Zweige ihrer Staatsverwaltung genau bestimmt, die Gerechtigkeitspflege vereinfacht und gleich gemacht, die Abgaben auf einen festen Fuß gesetzt, der Streitkraft eine unerschütterliche Basis gegeben, der Betriebsamkeit, soviel es die Umstände bisher erlaubten, neue Quellen geöffnet, und für die Nationalerziehung durch vernünftige Preßfreyheit, liberale Beförderung der Künste und Wissenschaften gesorgt.

Mit Kummer werfen wir dagegen die Blicke auf unsere eigene Lage.

Wir haben keine Constitution. Der Adel ist bey uns nicht der Vermittler zwischen dem Regenten und dem Volke, sondern die Scheidewand, die den Fürsten von seinen guten Bürgern trennt. Noch lasten die verrosteten Sklavenketten der Feudalverfassung auf ei-

nem Theile der Nation. Der Kaufmann, der Künstler, der Gelehrte, der Grundbesitzer haben keine Stimme; ihr Interesse wird von fremden Händen besorgt.

Ungeachtet der Anstrengung mancher verdienstvoller Männer sind wir noch ohne vaterländische Gesetze, und wenn auch der Buchstab des Gesetzes keinen Unterschied zwischen den Klassen der Staatsbürger macht, so zeigt er sich doch im Verfahren.

Unsere Finanzen sind das Faß der Danaiden, und die arme Nation verdammt den bodenlosen Schlund zu füllen; neben ihm steht die Hydra des Papiergeldes, die immer neue Köpfe treibt, und sich von unserm Gold und Silber nährt.

Der Militärstand ist eine Last, die darum drückend wird, weil sie über unsere Kräfte geht, und nicht auf alle waffenfähigen Bürger des Staates gleich vertheilt ist; weil der Soldat nicht für den Ruhm und die Wohlfahrt seines Vaterlandes kämpft, sondern für die Privilegien einiger Kasten sein Blut vergießt.

Nur der angebornen Arbeitsamkeit des österreichischen Volkes ist es beyzumessen, daß die Betriebsamkeit der Nation noch nicht der Last der Abgaben, dem verfallenen Credite, und dem Drucke des Mauth- und Zollsystems erlegen ist.

Mit blutendem Herzen sieht jeder denkende Österreicher, wie die wahre Kultur des Geistes absichtlich unterdrückt, und wessen Händen die Erziehung eines arglosen, biedern deutschen Volkes anvertraut

wurde. Die Wissenschaften wurden von dem Throne des Regenten, den sie umgeben sollen, verjagt, und der Aufsicht der Mönche übergeben, die sie mit argwöhnischem Auge bewachen, und zu Sklavinnen des Aberglaubens, und ihres Interesse machen wollen. Mönche bilden die künftigen Bürger zu blinden Werkzeugen der Regierung, die zu selbstthätigen, klugen, moralischen und patriotisch gesinnten Gliedern des Staates gebildet werden sollen.

Das sind die Hauptzüge des traurigen Gemäldes unsers Unglücks. Lange schon und immer lebhafter fühlten wir das Drückende unserer Lage, das Mangelhafte unserer Verfassung, und hofften auf Abhülfe, auf Annäherung an den allmächtigen Geist der Zeit, auf die versprochene Heilung der Wunden; statt dessen dachte man auf Krieg, uneingedenk der großmüthigen Behandlung im Jahre 1806 rüstete man sich zu einem Kriege, der unsere Uebel verschlimmern mußte, der die von selbst heilenden Wunden wieder aufriß, und der uns, ungeachtet aller Vorspieglungen erhitzter und leidenschaftlicher Köpfe, weder gerecht noch nothwendig scheinen konnte.

Dieser Krieg ist ausgebrochen, und Oesterreich eilte seinem Verhängnisse entgegen. Der Steuermann unsers Schiffes ist unmächtig, es in diesem Sturme zu regieren, die brausenden Wogen drohen es zu zerschmettern, wenn nicht eine andere mächtige und erfahrne Hand das Ruder faßt, und uns in den ersehnten Hafen der Ruhe und Glückseligkeit führt.

Von wem können wir nun Hülfe und Rettung erwarten, als von Euer Majestät? Wer hat den Willen, es zu thun, und die Macht es zu vollführen, als Euer Majestät? In Höchst Ihrer Hand liegt unser Schicksal, von dieser Hand erwarten wir Hülfe und Heilung unserer Wunden, eine auf das Wohl des Volkes wirkende Regierung, und die Abstellung jener Gebrechen, zu deren Darstellung uns nicht Haß und Partheylichkeit bewogen hat, sondern Liebe zum Vaterlande, und der Wunsch, daß es besser werde.

Mit Zuversicht hoffen wir, daß Euer Majestät die wohlwollenden Gesinnungen, die Allerhöchstdieselben auch im Gewühle des Krieges gegen uns zeigten, in diesen entscheidenden Augenblicken, und in der Zukunft uns nicht entziehen werden.

Wenn dann das Getümmel des Krieges auf immer aus unsern Gegenden entfernt ist; eine von Euer Majestät Weisheit und Macht gegründete Constitution Ruhe, Ordnung und dauerhafte Sicherheit verbreitet; wenn der Bürger gern dem Gesetze gehorcht, das mit gleichem Rechte alle richtet; wenn Künste und Wissenschaften wieder an die ihnen nicht unbekannten Ufer der Donau zurückkehren; ächte Religiosität den Schwachen stärkt, und den gesenkten Blick des Leidenden in eine bessere Zukunft lenkt; wenn Gerechtigkeit und Moralität schon in der Jugend Herz geprägt die Handlungen der Männer leitet: dann wird Wohlstand und gesellige Freude sich überall ver-

breiten, Euer Majestät werden unser Glück, das Werk Höchst Ihrer Güte und Weisheit sehen, und uns nicht unwerth halten, ein Glied der großen Staaten-Familie zu seyn.

Jeder Gutdenkende wird Euer Majestät die Wohlfahrt seines Vaterlandes danken, und die Verblendeten werden ihren Irrthum erkennen. Noch nach Jahrhunderten wird der Dank von Millionen glücklicher Menschen ein bleibend Denkmahl seyn, das dauerhafter als Aegyptens Pyramiden den Zeiten trotzt, weil es in den Herzen unserer Kinder und Kindeskinder immer neu gegründet wird.

Die rechtlichen Bewohner Oesterreichs.

II.

Einige Worte an meine Mitbürger über die wieder eingeführte Preßfreyheit.

Rara temporum felicitas, in quibus sentire, quae velis, et quae sentias, dicere liceat.

Tacitus.

Tausende und Tausende leben in den weiten Staaten Oesterreichs, und fühlten nicht den schweren Druck, der die Gedankenfreyheit niederpreßte, denn sie denken nicht; aber desto fühlbarer war er denen, welche bekümmert einsahen, daß mit der Geistescultur auch der Nationalcharakter, die Nationalbetriebsamkeit und die allgemeine Wohlfahrt sinken müssen. Nicht nach der zügellosen Freyheit,

Von wem können wir nun Hülfe und Rettung erwarten, als von Euer Majestät? Wer hat den Willen, es zu thun, und die Macht es zu vollführen, als Euer Majestät? In Höchst Ihrer Hand liegt unser Schicksal, von dieser Hand erwarten wir Hülfe und Heilung unserer Wunden, eine auf das Wohl des Volkes wirkende Regierung, und die Abstellung jener Gebrechen, zu deren Darstellung uns nicht Haß und Partheylichkeit bewogen hat, sondern Liebe zum Vaterlande, und der Wunsch, daß es besser werde.

Mit Zuversicht hoffen wir, daß Euer Majestät die wohlwollenden Gesinnungen, die Allerhöchstdieselben auch im Gewühle des Krieges gegen uns zeigten, in diesen entscheidenden Augenblicken, und in der Zukunft uns nicht entziehen werden.

Wenn dann das Getümmel des Krieges auf immer aus unsern Gegenden entfernt ist; eine von Euer Majestät Weisheit und Macht gegründete Constitution Ruhe, Ordnung und dauerhafte Sicherheit verbreitet; wenn der Bürger gern dem Gesetze gehorcht, das mit gleichem Rechte alle richtet; wenn Künste und Wissenschaften wieder an die ihnen nicht unbekannten Ufer der Donau zurückkehren; ächte Religiosität den Schwachen stärkt, und den gesenkten Blick des Leidenden in eine bessere Zukunft lenkt; wenn Gerechtigkeit und Moralität schon in der Jugend Herz geprägt die Handlungen der Männer leitet: dann wird Wohlstand und gesellige Freude sich überall ver-

breiten, Euer Majestät werden unser Glück, das Werk Höchst Ihrer Güte und Weisheit sehen, und uns nicht unwerth halten, ein Glied der großen Staaten-Familie zu seyn.

Jeder Gutdenkende wird Euer Majestät die Wohlfahrt seines Vaterlandes danken, und die Verblendeten werden ihren Irrthum erkennen. Noch nach Jahrhunderten wird der Dank von Millionen glücklicher Menschen ein bleibend Denkmahl seyn, das dauerhafter als Aegyptens Pyramiden den Zeiten trotzt, weil es in den Herzen unserer Kinder und Kindeskinder immer neu gegründet wird.

Die rechtlichen Bewohner Oesterreichs.

II.

Einige Worte an meine Mitbürger über die wieder eingeführte Preßfreyheit.

Rara temporum felicitas, in quibus sentire, quae velis, et quae sentias, dicere liceat.

Tacitus.

Tausende und Tausende leben in den weiten Staaten Oesterreichs, und fühlten nicht den schweren Druck, der die Gedankenfreyheit niederpreßte, denn sie denken nicht; aber desto fühlbarer war er denen, welche bekümmert einsahen, daß mit der Geisteskultur auch der Nationalcharakter, die Nationalbetriebsamkeit und die allgemeine Wohlfahrt sinken müssen. Nicht nach der zügellosen Freyheit,

Unsittlichkeit und Aufruhr predigen zu können, sehnten sie sich; sondern nach der Freyheit, das, was sie als wahr, als recht und gut erkannten, laut verkünden zu dürfen; es verkünden zu dürfen, wenn auch die Zensoren anderer Meinung wären.

Seit Joseph lag in Oesterreich das Gebiet der Wissenschaften verwelkt und ausgedorrt von dem Sirocco der Zensur; keine hoffnungsvolle Blüthe, keine freundschaftlich einladende Frucht erfreute das Aug des Menschenfreundes; nur kleines struppiges Gesträuch kroch am dürren Boden. Nun sind die Schleussen gezogen, die den befruchtenden Strom aufhielten, nun wird er hinrieseln in tausend Kanälen, den trockenen Boden erfrischen, befruchten: Gewächse aller Art werden sich erhohlen, wachsen, und blühen, und, wenn von oben die allbelebende Sonne sie durchwärmt, erquickende, geistreiche, nahrhafte Früchte bringen.

Die vormalige Zensur ist aufgehoben. Die Gedanken werden wieder ein Gemeingut, woraus jeder nach seinen Kräften und Einsichten Nutzen zieht; sie hören auf wie eine fremde Waare behandelt zu werden, die der litterarische Zöllner mit unheiliger Hand durchsucht.

Dank dem mächtigen Arm, der den Riegel sprengte, welcher diese kostbaren Schätze verschloß.

Ich glaube diese Wohlthat nach der Absicht des grossen Wohlthäters nicht schöner feyern zu können, als wenn ich unter meinen Mitbürgern jene Ideen bekannter mache,

die Herder über die Preßfreyheit so richtig gedacht, und so schön vorgetragen hat.

Alle Inquisizion ist dem Reiche der Wissenschaften schädlich, sie macht die Luft erstickend, und benimmt den Athem. Ein Buch, das erst durch zehn Zensuren gelangen muß, ehe es das Licht der Welt sieht, ist kein Buch mehr, sondern ein Machwerk der heiligen Inquisizion, sehr oft ein verstümmelter, ein mit Ruthen gegeißelter im Munde geknebelter Unglücklicher; immer aber ein Sklave. Es ist weltkundig, wie sehr die Reiche der Inquisizion in den Wissenschaften zurück sind; desto reicher sind sie an Aberglauben, Dunkelheit und Erbauungsschriften. Im Gebiete der Wahrheit, im Reiche der Gedanken und Geister soll und kann keine irdische Macht entscheiden, die Regierung kann es nicht, geschweige ihr bekutteter Zensor. Im Reiche der Wahrheit ist er er nicht Richter, sondern Parthey, wie der Autor; er muß über sein Ausstreichen, über sein Nein so gut und schärfere Rechenschaft geben, als der Verfasser über sein Ja; denn er fängt hochmüthig den Streit an, er ist Unterdrücker. Und zwar Unterdrücker des edelsten Saftes der Menschheit, des besten Geschöpfes der Schöpfung, des Lichtes der Gedankenfreyheit, der Seelenfreyheit. Alle Besserung kann nur durch Erleuchtung werden; ohne Kopf und Hirn regt sich weder Hand noch Fuß.

Ich bin ferne davon, eine zügellose Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken zu empfehlen, besonders, wo sie offenbar die Räder des Staates innehält, sein

Prinzipium unwirksam macht, und also gerade seine Zwecke und seine Glückseligkeit stört. Wohlseyn geht dem Menschen über Spekulation, das Wohlseyn Vieler über die die Spekulationsglückseligkeit Eines.

Ich glaube also, es sey dem Staate freygelassen, ja nothwendig, gewisse Wissenschaften, so wie Ergötzlichkeiten und Beschäftigungen auszuschließen, wenn er sie mit seinem Prinzipium der Wirksamkeit nicht binden zu können sich getraut. Alles darf nicht überall wachsen. So wie es selbst nicht überall stehen will, so hat auch der Gärtner Freyheit, es nicht überall stehen zu lassen, wo es sich hindrängt: nur durch diese Einschränkung und Ausschließung wird Richtigkeit, Zweck, Ordnung, Schönheit und Nutzen, das ist, Feld und Garten.

Wer Unkraut ungestört wachsen lassen will, weil es zuweilen schön aussieht, und doch auch in seiner Art gut ist, der darf nicht säen und ärnten. Durch Ausschließung der Uebel fingen alle alten Gesetze an, auf das Gute zu wirken. Jeder Staat hat seine Zwecke, sein Prinzipium, seine Gränzen; je mehr die Regierung diese in allem, also auch in den Gesetzen über Litteratur und Künste, im Auge hat, desto mehr wird der Staat gedeihen, und die Hinwegräumung des fremden Unkrautes gleichsam auf seiner Wurzel leben.

Aus dieser Weisheit einschränkender Gesetze folgt aber nichts minder, als blinde Dummheit in Verwerfung alles Neuen und Nützlichen, was nicht nach unserm Hirn ist, kurz Inquisizion. Diese nimmt nicht den Staat, sondern etwas ganz anderes zur Meisterin ihrer Zensur, zur

Regel ihrer Unterdrückung an. Auch ist es ein großer Unterschied, fremde Wissenschaften nicht einzulassen, und die schon im Staate sind, wohl zu regieren. Diese sind einmal da, sie sind Triebfedern, Mittel zum Guten, oder zum Bösen. Schläft da das Aug der Regierung, und nimmt zum Grundsatz: daß nur nichts anders werde! daß alles, wie es ist, bleibe! so ist das nicht Weisheit, sondern Schlaf; nicht Ruhe, sondern Schwachheit.

Nichts in der Welt bleibt, was es ist. Es nützt sich immer ab; seine Bande und Triebfedern werden matt und schlaff, und wenn nicht nachgesehen, nicht nachgeholfen wird, so steht unvermuthet das schönste Werk, zumal von vielfacher Zusammensetzung, still. Gewiß ist dieß der Fall mit den Wissenschaften im Staate, im Verhältniß zu seinem Aufkommen, oder Sinken. Die Wage ist hier so fein, die Grade des Verhältnisses so mancherley und vielfach, daß gewiß kein schläfriger Zensor, oder stolzdummer und dummstolzer Inquisitor zur Entscheidung gehört. Und immer dünkt nichts, eben dieser Verflochtenheit und der Schwachheit menschlicher Entscheidung wegen, besser frey als sklavisch, mild als streng und grausam zu seyn.

Lassen wir uns durch die Fehltritte der Vorwelt warnen, wo die besten Leute über die wahrsten Entdeckungen, Meinungen und Hypothesen als Zauberer und Gotteslängner verfolgt, verschrieen, und verbrannt wurden. Vieles wird entdeckt werden, was noch nicht entdeckt ist; viele Vorurtheile zernichtet werden, die itzt noch als Wahrheiten gelten. Können wir selbst sie nicht wegräu-

men, so lasset uns wenigstens bessere, mächtigere Hände daran nicht hindern, dem Lichte und der reinen Luft wenigstens nicht Fenster und Löcher verschließen, wenn sie mit Gewalt zu uns wollen. Je gegründeter ein Staat in seinen Prinzipien, je geordneter, heller und stärker er in sich selbst ist, desto weniger läuft er Gefahr, vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquil eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden; um so mehr wird derselbe auch Freyheit der Gedanken, und (mit einiger Einschränkung nach seiner Situazion) Freyheit der Schriften gönnen, bey der die Wahrheit am Ende doch gewinnt. Nur Tyrannen sind argwöhnisch; nur geheime Böswichter furchtsam. Ein offener Mensch, der Recht thut, und auf seinen Grundsätzen fest ist, läßt alles über sich sagen. Er wandelt am Tage, und nützt selbst die ärgsten Lügen seiner Feinde. So auch eine Regierung auf Gesetze, Freyheit und Wohl der Menschen gegründet; so auch eine Religion des Staates, die wahr ist, und durch jede Beleuchtung nichts anders, als unendlich gewinnen kann. Alle Monopolien der Gedanken sind schädlich; nie müssen drückende Zünfte und Sozietäten derselben letzter Zweck werden. Nicht ihnen soll die Wahrheit, sie sollen der Wahrheit dienen, oder sie sind ihrer Stelle nicht werth. Freyheit der Gedanken ist die frische Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wissenschaften am besten gedeihen.

Joſeph der Zweite *).

Ich übergehe Joſephs Kinderjahre ſowohl, als die Jahre ſeiner Mitregentſchaft; nur aus der Epoche ſeiner Alleinherrſchaft will ich einige Thatſachen ausheben; denn von dieſem Zeitpunkte an, zog er die Augen des ganzen Europa auf ſich.

Die Meinung, daß Joſeph planlos bey ſeinen eingeführten Neuerungen zu Werke gieng, iſt ganz irrig. Dieſer Monarch hatte, wie glaubwürdige Männer, welche vertraute Freunde eines großen Miniſters waren, verſicherten, alle Plane zu ſeinen vor-

*) Die Skize der Regierungsgeſchichte des unvergeßlichen Joſephs iſt zum größten Theile aus folgendem, beinahe gänzlich unterdrücktem, und daher ſehr ſeltenem Buche genommen: Beytrag zur Charakteriſtik und Regierungsgeſchichte der Kaiſer Joſephs II. Leopolds II. und Franz II. zur Prüfung für die Zeitgenoſſen, und zum Behufe für künftige Hiſtorien und Biographen dieſer Monarchen. Paris, bey Deferrierer, im achten Jahre der franzöſiſchen Republik.

genommenen Verbesserungen noch bey Lebzeiten der Kaiserinn Maria Theresia entworfen, aber die Ursache, warum er dieselben nicht früher ausführte, war, weil ihn einige mißlungene Vorschläge belehrten, daß seine Mutter nie die Hand dazu biethen würde. Dieses bewog ihn, die entworfene Umschaffung der alten fehlerhaften Dinge in seinem Schreibpulte so lange zu verwahren, bis seine Hand das Ruder des österreichischen Staates ganz allein lenken würde.

Der 28te November 1780 machte den Kaiser zum unumschränkten Herrscher der österreichischen Erbstaaten. Er weihte die ersten Tage den Pflichten des Sohnes. Aber kaum verschloß die Kaisergruft den Sarg, worin die fromme und gütige Maria Theresia den ewigen Todesschlaf schlummerte, so unternahm Joseph auch schon die lange entworfene Verbesserungen, und begann mit schnellen Schritten, rastloser Thätigkeit, und festem Muthe den Kampf gegen Geistlichkeit und Adel, um gewisse, sowohl religiöse als politische Mißbräuche, welche in den österreichischen Staaten seit Jahrhunderten tief eingewurzelt waren, nicht blos zu erschüttern, sondern wo möglich, gänzlich auszurotten.

Ungarn, Böhmen und Mähren seufzten unter dem Joche, der die Menschheit herabwürdigenden Leibeigenschaft. Joseph, welcher seine weiten Staaten so oft durchreisete, nicht blos in den Palläſten des

Adels, sondern auch in den niedrigsten Strohhütten Belehrung suchte, und öfters in den letzteren, als in den ersten fand, fühlte, wie ungerecht und schädlich zugleich diese Knechtschaft des nützlichsten Standes im Staate sey. Erschlaft war überall der Geist der Industrie; der Ackerbau ward in den von der Natur gesegnetesten Ländern nur nachläßig betrieben; Trägheit herrschte statt Erwerbsamkeit und Fleiß. Der Bauer arbeitete nur so viel, als er für den sparsamen Unterhalt seines mühseligen Lebens bedurfte; oder, als erforderlich war, seine Frohnen und Abgaben zu entrichten, um nicht die Zuchtruthe seiner gnädigen Herrschaft zu fühlen.

Was hätte ihn auch aufmuntern sollen, einen Boden, der nicht sein Eigenthum war, welcher ihm vielleicht, hätte er denselben durch bessere und fleißigere Bearbeitung fruchtbarer gemacht, von der Herrschaft genommen worden wäre, mit dem Schweiße seines Angesichtes zu düngen? Um die Industrie des Landmannes anzuspornen, ihm Muth und Lust zur Arbeit einzuflößen, sein moralisches Gefühl zu veredeln, ihn zu der Würde eines freyen vernünftigen Wesens zu erheben, beschloß Joseph die Ketten zu zerbrechen, welche die Barberey der ersten Jahrhunderte geschmiedet, und die Tyranney späterer Zeiten nur noch fester und schärfer angezogen hatte. Er winkte! harte Sklavenfesseln fielen von den Händen des Landmannes; sein gebeugtes Haupt richtete sich

auf, sein sonst nur an den Boden gehefteter Blick sah zum ersten Mahle frey gen Himmel empor, und eine Thräne des Dankes benetzte den Boden, welchen er nun als sein Eigenthum betrachten durfte. Seine Hände fühlten eine doppelte Kraft zur Arbeit; Fleiß trat an die Stelle der ehemaligen Trägheit, die drückende, den Geist erschlaffende Armuth verschwand, und machte dem erneuerten Wohlstande Platz. Der nähmliche Bauer, welcher unter Maria Theresia den Hunger nur mit schlechtem Brode, und wenigen Hülsenfrüchten zum Schweigen brachte, seinen Körper kümmerlich mit dem gröbsten Wolltuche bekleiden konnte, sein Getreide schon verkaufen mußte, ehe noch die Aerndte eingesammelt war, um die landesfürstlichen und herrschaftlichen Abgaben bezahlen zu können, der nähmliche Bauer sah nun täglich Fleisch, an Sonn- und Festtagen auch gebratenes Geflügel auf seinem Tische, ging reinlich gekleidet, hatte vorräthiges Getraide, und nach entrichteten Abgaben noch jährlich eine kleine ersparte Summe Geldes in seiner Truhe *) verwahrt. Aber nicht blos auf dem Lande nahm Industrie und Bewerbsamkeit zu; auch in den Städten vermehrten sich diese einzigen Quellen des wahren Staatsreichthumes. Manufakturen und Fabriken entstanden, welche den Bedarf ausländischer Waaren entbehrlich machten, und dadurch den Ausfluß einiger Millionen Gulden verhinderten.

*) Kiste.

Solche wesentliche Vortheile verschaffte Joseph dem Bauer- und Bürgerstande durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, und daß er, durch die verbothene Einführung fremder Produkte und Fabrikate, die inländische Industrie begünstigte. Nicht minder als die Leibeigenschaft haßte und verabscheute dieser Monarch jeden Gewissenszwang. Das göttliche Band der Liebe sollte alle Menschen in seinen Staaten vereinigen; kein Bruder den anders denkenden und glaubenden Bruder hassen und verdammen.

Unter Maria Theresia war, Ungarn, und die damit vereinigten Provinzen ausgenommen, in allen österreichischen Staaten nur der katholische Gottesdienst allein erlaubt, und der Religionshaß ward durch die Geistlichen bey den Gläubigen mächtig genährt. Joseph verbannte das Ungeheuer Intoleranz in die Hölle, woraus es Dominizi Schüler auf die Erde versetzt hatten. Er gab Religionsfreyheit; erlaubte den in seinen Staaten sich aufhaltenden Protestanten, daß sie sich in Gemeinen versammeln, und in eigends hierzu gewidmeten Bethhäusern das höchste Wesen nach ihrer Ueberzeugung verehren durften. Sie wurden zu allen öffentlichen Bedienungen zugelassen, und konnten, besaßen sie Fähigkeit hiezu, auf die höchsten Ehrenstellen Anspruch machen. Die Geistlichen erhielten die Weisung, sich aller Ausfälle auf andere Glaubensgenossen in ihren Predigten zu ent-

halten, und statt des Glaubenshasses, Liebe und Duldung zu lehren.

Diese Duldung beschränkte sich nicht bloß auf die evangelische und reformirte Religion, sie dehnte sich auch auf die Juden aus. Dieses Volk, welches zwar in einigen Städten geduldet ward, auch Synagogen und Schulen hatte, unterlag dessen ungeachtet dem äußersten Drucke. Es ward auf die unvernünftigste Art gehaßt, war aller bürgerlichen Vorrechte und Freyheiten beraubt, von jedem ehrbaren Erwerbszweige ausgeschlossen, und sah sich deßwegen genöthiget, seinen Unterhalt durch betrügerischen Handel und Wucher zu erlangen. Durch die Verachtung, mit welcher man den Juden begegnete, mußten sie der Christen ärgste Feinde seyn, und aus Mangel einiger Würdigung alles moralische Gefühl verlieren.

Joseph wollte dieses Volk nicht nur in Rücksicht auf politische, sondern auch in Rücksicht auf moralische Vortheile vervollkomnen.

Unter Maria Theresia durften die Juden kein Haus in Wien käuflich an sich bringen, noch unbewegliche Realitäten auf dem Lande besitzen. Sie durften weder Handwerke lernen, noch den Ackerbau treiben, und mußten sich in Städten, wo sie nicht ansässig waren, wie das Vieh verzollen *). Diese

*) In Ollmütz, der Gränzfestung in Mähren, mußte jeder Jude, der in die Stadt gieng, siebenzehn Kreuzer am

und andere den Menschen herabwürdigende Mißbräuche vertilgte das Toleranzpatent dieses Monarchen. Er bewilligte ihnen die Freyheit, Häuser und Landgüter zu kaufen, und munterte sie vorzüglich auf, den Ackerbau zu betreiben. Er erlaubte ihnen, Handwerke zu lernen, und sowohl für Juden als Christen, ohne daß ihnen die Zünfte Hindernisse in den Weg legen durften, zu arbeiten. Ihre Kinder mußten die christlichen Schulen besuchen, wo sie in allen Wissenschaften und in der Moral Unterricht erhielten. Sie durften auf Universitäten studiren, konnten die Doktorwürde erlangen, und sich nach überstandener Prüfung als Aerzte oder Advokaten in jeder Stadt ansässig machen *). Ihre Personen wurden zollfrey, und die Unterscheidungszeichen, welche sie auf ihren Kleidern tragen mußten, abgeschafft **). Auf diese Art bewirkte Joseph, daß sich Christ und Jude allmählich einander näherten, und der Haß der einst gegen dieses Volk herrschte, wo nicht ganz, doch schon um einen großen Theil getilgt worden ist.

Thore Zoll geben; und dessen ungeachtet war es keinem erlaubt, daselbst über Nacht zu bleiben.

*) In Wien ist wirklich noch jetzt ein Jude, Hof- Land- und Gerichtsadvokat.

**) In Prag durfte sich kein Jude, bey Geldstrafe, außerhalb der Judenstadt sehen lassen, der nicht einen gelben Lappen auf dem Rockermel trug.

Weit entfernt von dem Lieblingsgrundsatze des Adels und der Geistlichkeit: daß man den Bauer und Bürger in einer rohen Unwissenheit erhalten müsse, suchte Joseph vielmehr die Aufklärung unter alle Stände zu verbreiten, und seinem Volke den edelsten Vorzug des Menschen vor dem Thiere, den freyen Gebrauch seiner Vernunft zu gestatten, welcher unter Maria Theresia durch eine strenge Censur äußerst beschränkt war. Alles wurde erlaubt zu lesen, alles erlaubt zu schreiben, was nicht offenbare Gotteslästerung, lauten Aufruf zur Meuterey oder Sittenverderbniß zum Inhalt hatte. Er war überzeugt, daß ein Fürst bey seinem Volke durch einen höhern Grad von Geisteskultur nichts waget; daß Menschen, über ihre heiligen Menschenrechte aufgeklärt, sich weniger empören, sobald der Monarch dieselben nicht verletzt, als rohe unwissende Geschöpfe; und daß überhaupt Sehende leichter zu leiten sind, als Blinde, weil sich die erstern nicht so leicht an jeden Eckstein anstoßen, das wahre Gute und Nützliche von dem Scheingute, Aechtheit von Flitter unterscheiden können.

Aus dieser Ursache benahm er selbst seinem Volke den Wahn, womit es einst getäuscht ward: daß nur das Volk Pflichten gegen seinen Fürsten, dieser aber keine wechselseitige Pflicht, sondern nur Gnade gegen das Volk habe. Joseph war der erste österreichische Monarch, der von seinen heiligen Pflichten gegen den Staat öffentlich sprach, und sich nicht den

Herrn, sondern den Verwalter des Staates nannte, welcher schuldig ist, von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen.

Diese Wahrheit behagte nun freylich einigen Großen des Landes nicht; die Meinung, daß das Volk bloß des Fürsten und der Adelichen wegen auf der Welt sey, gewährte ihnen zu große Vortheile, welche sie befürchten mußten, zu verlieren, wenn das Volk von dem Gegentheile belehrt und überzeugt würde; darum wünschten sie auch dasselbe bis in alle Ewigkeit darin erhalten zu können.

Gern neigte Joseph sein Ohr dem rauhen Tone der Wahrheit; überzeugt, daß Publizität der einzige Weg ist, auf welchem ein Fürst die Stimme dieser Göttinn in ihrem reinen Klange hören kann, erlaubte er alle Kritiken, sie mochten ihn selbst, oder seine Staatsbeamten treffen. Man kann sich leicht vorstellen, daß man sich dieser Freyheit sehr bald bediente. Joseph war ein Mensch: seine Thaten einige minder, andere mehr trugen das Gepräge irdischer Unvollkommenheit, und folglich gaben sie Stoff zu Kritiken. Eine Menge sehr bitterer Satyren erschienen gegen ihn; noch mehrere, und auch noch bitterere gegen manche vornehme Staatsbeamten; diese Geißel schmerzte doppelt die Großen, und der helle Ton der Wahrheit klang ihren Ohren, die sonst immer nur an den süßen Ton der Schmeicheley gewöhnt waren, wider-

lich. Einige beklagten sich anfangs bey dem Monarchen über die, einst in Oesterreich unerhörte Frechheit der Schriftsteller. Joseph antwortete ihnen lächelnd: „Man macht es mir auch nicht besser, und ich „lasse es mir gefallen. Ist die Satyre wahr, so „benütze ich sie; ist sie falsch, so trifft sie mich „nicht, und ich lache darüber. — Thun sie „das nämliche.“

Mit dieser Antwort schlichen einige beschämt nach Hause; nur Graf L.. wollte sich damit nicht begnügen. Er verlangte, der Monarch sollte den vermessenen Satyr strafen, der sich erfrecht hatte, seinen hochadelichen Rücken zu geißeln. Joseph erwiederte ihm dann voll Ernstes: „Wenn Sie glauben, daß der Verfasser sie verleumdet hat, so belangen sie ihn gerichtlich, und er soll nach den Gesetzen gestraft werden; ist aber das was er schrieb Wahrheit, so gehn sie nach Hause und bessern sie sich.“ Man hat mich versichert, daß seine Exzellenz nicht klagten; ob sie sich gebessert, konnte mir in Wien Niemand sagen.

Unter Maria Thereſia war der Gang der öffentlichen Geschäffte sehr schneckenartig, obgleich der Staat ein zahlreiches Heer von Beamten besolden mußte. Diese sträfliche Unthätigkeit, welche dem Wohle des Staates so nachtheilig ist, entgieng nicht, dem viel beobachtendem Auge des Kaisers. Als Mitherrscher

konnte er dieſem Mißbrauche nicht ganz ſteuern. Aber als Alleinherrſcher that er dieſem Unfug allen Einhalt, ſo viel nähmlich ein Fürſt vermag, der nicht allgegenwärtig ſeyn kann. Die trägen Räder der Staatsmaſchine wurden durch ein ſtrenges Handbillet in ſchnelleren Umtrieb geſetzt, und jedem Beamten die genaueſte Erfüllung aller ſeiner Pflichten bey ſchwerer Ahndung gebothen. In dem, deßwegen ergangenen Handbillet hieß es: „Wir werden vom Staate bezahlt, „daß wir raſtlos für ſein Wohl, nicht nur zu den „geſetzten Amtsſtunden des Tages, ſondern auch, „wenn es die Nothwendigkeit fordert, mit Aufopferung des nächtlichen Schlafes arbeiten ſollen. Der „alſo glaubet, daß er genug gethan hat, wenn er „die beſtimmte Zeit hindurch in der Canzeley ſitzet, „der ſtiehlt dem Staate die Beſoldung. — Ich werde, als erſter Staatsdiener, mit meinem Beyſpiele vorangehn, und ich hoffe, daß vom höchſten „bis zum niedrigſten Beamten jeder gleichfalls ſeine „Pflicht auf das genaueſte erfüllen wird, wenn er „nicht caſſirt werden will, u. ſ. w.“

Joſeph arbeitete auch wirklich mit raſtloſem Eifer. Seine Cabinets-Sekretaire wurden ſelten vor, öfters aber auch erſt um 2 Uhr nach Mitternacht entlaſſen, und wenn ſie des Morgens um 5 Uhr in das Cabinet kamen, ſo fanden ſie für den halben Tag beynahe ſchon wieder vorgearbeitet; deſſen ungeachtet ſaß Joſeph um 6 Uhr wieder an ſeinem Schreibtiſche. Dieſe

eigene Thätigkeit des Monarchen, verwandelte aber auch den ehemaligen Schneckengang der Geschäfte in einen schnellen Lauf. Bey allen Stellen, wo man einst Jahre lang auf einen Bescheid vergebens harrte, erfolgte derselbe jetzt spätestens in einem Monate. Freylich sahen die an ein Nichtsthun gewöhnten Beamten sauer darein, murrten über die Strenge des Kaisers, waren mißvergnügt; aber es half nichts; sie mußten arbeiten, wollten sie nicht vom Dienste entlassen werden. Die vortreffliche Ordnung, die in seinem Cabinette herrschte, und sein außerordentliches Gedächtniß setzte ihn zu den Stand, daß er den Tag und die Stunde, wo Bitten und Anbringen der Unterthanen aus dem Cabinete an die Stellen um Bericht eingesendet wurden, genau wissen konnte. Wehe demjenigen, durch dessen Schuld denn ein Bericht verzögert ward.

Aber nicht blos diejenigen Geschäfte, welche aus dem Cabinete zur Erledigung an die Stellen verwiesen wurden, sondern auch diejenigen, welche aus den verschiedenen Kreisen der Provinzen an die Hofstellen gelangten, mußten schnell befördert werden. Wer hätte es auch gewagt, die Partheyen in die Länge hinaus zu ziehen, da Josephs Verordnung: daß die Geschäfte so schnell als möglich betrieben werden sollten, jedermann bekannt war; da man nicht erst bitten und mächtige Vorsprecher suchen durfte, um zur Audienz zu gelangen, sondern den Kaiser täglich

zu jeder Stunde frey sprechen konnte *). Jede Stelle mußte fürchten, ihrer Saumseligkeit wegen bey dem Monarchen von den Partheyen angeklagt zu werden; und dann waren sie gewiß, daß man sie auf das strengste untersuchen, und bey erwiesener Nachlässigkeit nicht blos mit einem scharfen Verweise, sondern strenger, und für sie empfindlicher strafen würde.

So sehr dem Monarchen die reine Religion heilig war, so sehr haßte er alles, was dem armen leichtgläubigen Volke von betrügerischen Mönchen unter diesem ehrwürdigen Mantel als Glaubenssache angepriesen ward, um den blinden Gläubigen ihr Geld und ihre Zeit durch allerley heilige Alfanzereyen zu stehlen. Das reine Gold der Religion von allen Schlacken zu läutern, die häufig in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche auszurotten, und alle religiösen Gaukeleyen zu verbannen, war daher Josephs vorzüglichstes Augenmerk. Er untersagte alle Prozessionen, welche nicht nur ein Zeitverlust, sondern auch noch eine Gelegenheit zu allerley Ausschweifun-

*) Jedermann ohne Unterschied, konnte den Kaiser fast zu allen Stunden des Tages sprechen. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, so durfte man nur in den sogenannten Controllorgang gehen, der zu seinem Cabinete führte. Joseph sah fast alle Stunden heraus, und wenn Leute da waren, so sprach er mit ihnen, oder führte sie in sein Cabinet. Er hatte keinen Thürsteher und Kammerherren, sondern öffnete selbst jedermann die Thüre, und machte sie auch wieder zu.

gen für den gemeinen Mann waren. Damit aber die Urſache dazu wegfiele, ſo erhielten alle ſogenannten Gnadenbilder das Verboth, künftig, was immer für ein Wunder zu wirken, und ſich durch reiche Opfer, welche den Geiſtlichen ſo gut bekamen, beſtechen zu laſſen. Den Heiligen ward es auf das ſtrengſte unterſagt, ſich ferner in weltliche Angelegenheiten zu mengen, oder Krankheiten zu heilen; denn Joſeph war überzeugt, daß da, wo die Kunſt des Arztes nicht hinreiche, der Heilige noch weniger zu helfen im Stande ſey. Um aber die Quelle, aus welcher alle dieſe Unlauterkeiten in den reinen Strom der Religion floſſen, für immer zu verſtopfen, verminderte der Kaiſer die Anzahl der Mönche, hob viele Klöſter derſelben auf, und zog, damit die noch übrig gebliebenen heiligen Müßiggänger nie einen ſtarken Nachwuchs erhalten möchten, die Klöſtergüter entweder ganz ein, oder ließ dieſelben unter der Aufſicht des Staates verwalten. Dieſes letztere war eines der bitterſten Mittel, das Mönchthum auszurotten. Sobald der Sturz eines müßigen Wohllebens die arbeitſcheuen Jünglinge nicht mehr anlockte, wurde die Zahl der Kloſter-Kandidaten täglich geringer, ſo daß manches Kloſter in zwey oder drey Jahren oft nicht einen Novizen hatte, da es ſonſt jährlich zwanzig bis 30 Candidaten abweiſen konnte.

Man hat dem Monarchen vorgeworfen, daß die Einkünfte dieſer Güter, welche zu dem Religionsfond

gezogen wurden, gröſtentheils in die Militärkaſſe übergefloſſen ſind. Dieſe Beſchuldigung iſt unrichtig, und dankt ihre Erfindung ſowohl als ihre Verbreitung denjenigen, welche zur Vergröſerung des Religionsfondes beitragen mußten. Es iſt nicht zu läugnen, daß bey Veräußerung der geiſtlichen Güter und Kirchengeräthe, und bey der Verwaltung der Religionskaſſe häufige und beträchtliche Unterſchleiſe von den dabey angeſtellten Perſonen geſchahen; daß aber mit Vorwiſſen des Monarchen, ein anderer Gebrauch von dieſer Kaſſe, als wozu ſie beſtimmt war, gemacht worden ſey, iſt ungegründet. Die Ausgaben für das Militär waren bey der eingeführten Oekonomie hinlänglich gedeckt für jedes Jahr, folglich hatte die Militärkaſſe keinen Zufluß nöthig. Die Gelder des Religionsfondes wurden zu Erbäuung neuer Kirchen und Pfarreyen, und zu Dotirung der Seelſorger auf dem Lande, hauptſächlich in gebirgigten Gegenden, zur Verbeſſerung der Schulanſtalten u. ſ. w. verwendet, und auch lediglich dazu angewieſen. Alles was man dem Monarchen zur Laſt legen kann, iſt, daß viele geiſtliche Güter tief unter dem wahren Werthe verkauft wurden, und die Verwaltung derſelben mit mehr Unkoſten, als nöthig geweſen wäre, beſorgt ward.

Daß Joſephs Reformation in geiſtlichen Sachen den gröſten Theil der Plättlinge zu ſeinen geſchworenen Feinden machen mußte, wird niemand bezweifeln,

der die Natur der geiſtlichen Herren kennt, welche nur diejenigen ſegnen, die der Kirche geben, diejenigen aber verfluchen, die ihre Hand nach den Gütern des Herrn, wovon ſich ſeine Diener mäſten, ausſtrecken. In den vorigen Jahrhunderten waren Bann und Interdikt die flammende Ruthe, womit die Geiſtlichkeit alle diejenigen züchtigte, welche ſich erkühnten, Klöſter und Kirchengüter anzutaſten. Dieſe Waffen waren damals ſo mächtig, daß der Schuldige ſeinen Frevel mit dem Verluſte ſeiner ganzen Habe und ſeines Lebens büßte. Aber die Ungläubigkeit unſers Jahrhunderts hatte den einſt ſo fürchterlichen Blitzen des Vatikans alle Kraft benommen. Die Geiſtlichkeit mußte ſich anderer Waffen bedienen, wollte ſie ſich an dem Kaiſer rächen. Sie ſteckte ſich hinter büßende Magdalenen, fromme Matronen und andächtige alte Herren, durch deren Mund ſie den Monarchen bey jeder Gelegenheit läſterte: ſie benutzte ihr Anſehen im Beichtſtuhle und verführte den Unterthan zum Aufruhr, wie in den Niederlanden; mit einem Worte, ſie bewegte Himmel und Hölle, um alle Neuerungen in dem gehäßigſten Lichte darzuſtellen. Man kann ſich nun erklären, woher ſo manche Anekdoten in Umlauf kamen, welche dem Ruhme Joſephs nachtheilig ſind, und warum ſo manche nützliche Einrichtungen verdreht und verzerrt wurden.

In dieſem Geſchäfte hatte die Geiſtlichkeit einen treuen Gefährten an dem Adel, der aus gleichen

Gründen, wie die Diener Gottes, mit den Neuerungen des Kaisers unzufrieden war. Joseph bestrebte sich vorzüglich, den nützlichen Bürger- und Bauernstand zu begünstigen, die Last, welche diese Klasse bisher tragen mußte, so viel als möglich zu erleichtern, und die schädlichen Vorzüge und Freyheiten des Adels einzuschränken. Ursachen genug, daß der Adel des Monarchen Feind seyn mußte, und sich verpflichtet hielt, den Anordnungen des Landesfürsten aus allen Kräften entgegen zu arbeiten.

Unter die vielen, hauptsächlich zum Wohl des Landmannes abzweckenden Neuerungen, gehörte die in allen Erbstaaten eingeführte neue Steuerregulirung.

Wenn man sich nicht durch das heftige Geschrey, welches manche im Dienste des Adels besoldete Miethlinge gegen die Steuerregulirung erhoben, irre leiten ließ, und selbst dieses System genau prüfte, so fand man gar bald, daß es für den Bauer sicher von dem größten Nutzen gewesen wäre, hätte nicht der Adel, der dabey etwas verlieren mußte, demselben so viele Hindernisse in den Weg gelegt; ob man gleich von der andern Seite auch gestehen muß, daß Joseph selbst, weil er die Ausmessung der Grundstücke zu sehr übereilte, und hie und da der Feldmeßkunst ganz Unkundige anstellte, die Veranlassung zu vielen Mängeln gab, welche den Tadel seiner Gegner zum Theil rechtfertigten.

Daß der Adel, dieſe Klaſſe von Menſchen, die ſich beſſer zu ſeyn dünket, als andere, welche in allen Ländern nur Vortheile, Vorzüge und Vorrechte vom Staate genießen, für das allgemeine Beſte aber wenig, oder gar nichts thun will, einem Syſteme entgegen arbeiten würde, das ihm minder günſtig, um ſo vortheilhafter aber für den Bauer iſt, erwartete Joſeph und war darauf gefaßt; daß ihm jedoch Hinderniſſe von einer andern Seite, von wo er ſie am wenigſten erwartet hatte, von ſeiner eigenen Hofſtelle, der böhmiſch-öſterreichiſchen Hofkanzley, gemacht werden ſollten, das vermuthete er nicht.

Graf Choteck, damaliger Kanzler, deſſen Pflicht es geweſen wäre, die Entwürfe des Monarchen zu unterſtützen, war ſein thätigſter Gegner, ob er gleich ſein vorzüglichſtes Glück demſelben zu danken hatte. Joſeph hatte an dem Grafen Talente bemerkt, ſchätzte ihn deßwegen, und beförderte ihn in kurzer Zeit bis zur Würde eines böhmiſch-öſterreichiſchen Kanzlers. Choteck machte dem Kaiſer verſchiedene Vorſtellungen gegen die Einführung der neuen Steuerregulirung. Da aber alle Gründe, womit er ſeine Vorſtellungen zu unterſtützen verſuchte, einzig und allein darauf beruhten: daß der Adel dabey verliere; Joſeph hingegen mehr darauf Rückſicht nahm, daß der Bauer beträchtlich gewinne; ſo bemühte ſich Graf Choteck vergebens, und Joſeph beſtand feſt auf der Einführung des neuen Steuerſyſtems. Wie Graf Choteck ſah,

daß alle seine Vorstellungen fruchtlos waren, so legte er selbst seine Stelle nieder, um das Patent nicht unterschreiben zu müssen. „Mein Gewissen (schreibt er in der Resignation seines Dienstes) erlaubet mir nicht, meinen Namen unter eine Verordnung zu setzen, welche dem Adel so viel Unrecht zufüget.

Ob es gerade ein allzuhartes Gewissen, oder, wie glaubwürdige Männer, welche den Grafen Choteck persönlich kennen, behaupten wollen, vielmehr Eigennutz war, der ihn antrieb, sich der Einführung der neuen Steuerregulirung aus allen Kräften entgegen zu stemmen, weil er selbst in Böhmen viele Güter besitzet, und also durch dieses neue System einen Theil seiner Einkünfte verloren hätte, geziemt mir nicht zu entscheiden. Statt meines Urtheils will ich eine erwiesene Thatsache hersetzen, wornach die Zeitgenossen und die Nachwelt urtheilen mögen: — Unter Leopold dem Zweyten ward Graf Choteck zum Präsidenten der Buchhalterey, und Bankal-Administration ernannt. Auf seinen Vorschlag mußte das Departement in ein anderes Gebäude übersetzt werden, wie wohl kein anderer Grund dazu angegeben werden konnte, als weil vielleicht die alte Wohnung dem neuen Herrn Präsidenten nicht anständig war. Die Einrichtung der Büreaues und der Wohnung des Präsidenten kostete dem Staate an 200,000 Gulden, und das zu einer Zeit, wo der Türkenkrieg noch nicht geendet war.

Als Franz der II. den Thron bestieg, ward Graf Choteck wieder mit einem jährlichen Gnadengehalte von 10,000 Gulden entlassen, die er auch annahm, obgleich die Einkünfte von seinen Gütern 80 bis 100,000 Gulden betragen. Im März 1790 erschien eine Verordnung, vermöge welcher alle Pensionisten, die über sechshundert Gulden jährlich beziehen, Wien verlassen, und in den Provinzen leben, oder die Pensionen verlieren sollen. Man glaubte Graf Choteck würde seine Pension fahren lassen, und zwar um so mehr, da er derselben nicht bedarf, der Staat wirklich Mangel am Gelde leidet, und alle unnützen Ausgaben zu ersparen trachten muß. Aber Graf Choteck verließ Wien, lebte nun auf seinen Gütern in Böhmen, und — bezog seine Pension. —

Joseph, der nichts weniger glaubte, als so gewissenhafte Minister zu besitzen, war noch mehr über die Gewissenhaftigkeit seines Kanzlers, als über dessen Widerspenstigkeit betroffen. Da es aber ein Hauptgrundsatz seiner Regierung war, keinen Menschen, um so weniger einen Minister, den mindesten Gewissenszwang anzuthun, so nahm er die Resignation an, und schrieb dem Grafen folgendes Billet:

„Mein lieber Graf Choteck! Ich bin so sehr „gewohnt, überall nur Undank für meine Wohl„thaten zu ärndten, als daß mich Ihre Resignation befremden sollte. Ich nehme sie an. — Joseph.“

Nie war vielleicht die Gerechtigkeit in Oesterreich unpartheyischer, als unter diesem Monarchen. Er bestrafte das Verbrechen, es mochte in Purpur oder in Bettlerlumpen gehüllt, begangen seyn, mit gleicher Strenge. Weder Geburt noch Rang, ja nicht einmal des Kaisers vorhergenossene Gunst schützte den Verbrecher vor der öffentlichen Strafe. Seine allzustrenge Gerechtigkeitsliebe verleitete ihn oft, das von dem Gerichte gefällte Urtheil zu verschärfen.

Man beschuldigte ihn deswegen des Privathasses und der Grausamkeit, ob es gleich wahrscheinlicher ist, daß er vielmehr aus allzugroßem Mißtrauen gegen die Beamten, die Urtheile verschärfte, weil ihm die Richter der Partheylichkeit verdächtig schienen. Daß Grausamkeit die Ursache nicht war, bewies er dadurch, daß er einen Zollbedienten, welcher der Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder überwiesen ward, nicht nur begnadigte, sondern auch in seinem Dienste mit einer Zulage bestätigte, da es sich bey der Untersuchung ergab, daß der Angeklagte eine zahlreiche Familie hatte, und nur durch den äußersten Mangel verleitet ward, die Kasse anzugreifen, weil er bey seinem kleinen Gehalte unmöglich leben konnte.

Wäre Joseph grausam gewesen, so hätte er Vergnügen an Strafen gefühlt, und diese Gelegenheit, sich an dem Unglücke der Menschen zu weiden, nicht fahren lassen.

Ein Buchhändler, Namens Wucherer, hatte nicht nur die bittersten Satyren, sondern die größten Schmähungen, verfaßt von einem seiner Verwandten Namens Fetzer, gedruckt und verkauft. Unter die ärgsten dieser Skarteten gehörte die Brochüre unter dem Titel: „Ueber Szekely und dessen Verurtheilung *). Nie ist eine Schrift in pöbelhafteren Ausdrücken abgefaßt worden, als diese Schmähschrift. Joseph wird darin wohl zwanzigmahl ein Tyrann genannt, und doch ward dieselbe zum öffentlichen Verkaufe erlaubt, und auch der Verfasser und Buchhändler deßwegen nicht im geringsten beleidigt.

Indessen fühlte sich Joseph durch diese Schrift doch gekränkt, und nahm sich vor, dem Wucherer

*) Szekely, Oberstlieutenant bey der ungarischen Leibgarde, war eines Abgangs wegen von einigen 80,000 Gulden aus der Kasse auf sechs Jahre zum Festungsarreste verurtheilt. — Man konnte ihm zwar nicht erweisen, daß er selbst das Geld veruntreuet hätte; aber seine äußerste Nachlässigkeit war doch immer an dem Abgange Schuld, und er hatte folglich dafür Strafe verdient. Joseph änderte das Urtheil dahin ab: Szekely soll durch drey Tage, allezeit zwey Stunden auf der Schandbühne stehen, und dann nur auf zwey Jahre Festungsarrest haben. Bey einem jungen Manne, dessen Ehrgefühl noch lebhaft genug gewesen wäre, würde dieses Urtheil sicher eine Verschärfung gewesen seyn; aber bey einem Greise wie Szekely, war diese Abänderung, wohl mehr eine gemilderte, als verschärfte Strafe. Szekely selbst gestand mir, daß er dem Kaiser, der ihm auch noch etwas an den zwey Jahren nachließ, für diese Strafe dankte; denn er würde die sechs Jahre nicht überlebt haben.

dieſe Beleidigung bey einer andern Gelegenheit nachzutragen.

Dieſe Gelegenheit ergab ſich nach einigen Jahren. Wucherer ward über dem Verkaufe eines verbotenen Buches ertappt; zugleich auch angeklagt, daß er in ſeiner Buchdruckerey ein Buch, welches auf das ſchärfſte verbothen war, weil es eine Chronique scandaleuse der Königin von Frankreich enthielt, heimlich nachdrucken ließ. Man führte ihn in das Polizeyhaus, unterſuchte ſeine Schriften, fand das Corpus delicti quaestionis, und noch einige ungedruckte Pasquille gegen den Kaiſer. Joſeph freute ſich nun, daß er mit allen Anſchein von Gerechtigkeit dem Verbreiter ſo vieler gegen ihn verfaßter Schmähſchriften ſeinen perſönlichen Groll empfinden laſſen konnte. Er wollte daher, daß Wucherer zur Schandbühne und zum Gaſſenkehren verurtheilt werden ſollte. Aber das Gericht verurtheilte ihn, ungeachtet der Kaiſer unzufrieden damit war, nur zur Landesverweiſung, und berief ſich auf die beſtehenden Geſetze, vermöge welcher Wucherers Verbrechen zu keiner andern, als zu dieſer Strafe geeignet ſey; ſtellte es jedoch dem Kaiſer frey durch einen Machtſpruch gegen ſeine eigene Geſetze zu entſcheiden, wenn er, ſtatt zu ſtrafen, ſich rächen wolle. Joſeph fühlte ſein Unrecht, und Wucherer ward, nach dem Ausſpruch des Gerichtes, blos aus dem Lande verbannt.

Am vorzüglichsten ließ sich dieser Monarch angelegen seyn, die innere Ordnung, Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Er verbesserte die öffentliche Polizey, und brachte sie auf einen hohen Grad von Vollkommenheit, welcher ihr selbst unter der jetzigen Regierung noch eigen ist, und die ihr kein unpartheyischer Fremder absprechen kann. So viel Sorgfalt und Unkosten Joseph auf die öffentliche Polizey verwendete, so wenig ließ er sich die geheime Polizey angelegen seyn. Diese bestand zwar auch unter seiner Regierung; aber sie war keine fürchterliche politische Inquisition, welche auf geheimen Wegen, in ein schauerliches Dunkel gehüllt, die größten Gräuelthaten beging, unter dem Vorwand, den Thron aufrecht zu erhalten! Joseph bediente sich blos dieser geheimen Polizey, um die Urtheile des Publikums über seine neuen Einrichtungen zu hören; die Zufriedenheit oder das Mißvergnügen mit den Handlungen der Staatsbeamten zu vernehmen, und überzeugten Verbrechern, welche Gelegenheit fanden, sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, nachspüren zu lassen; aber er besoldete keine Spione, welche jede Rede auffangen sollen, um die unbesonnenen Sprecher unglücklich machen zu können. Man kennt unter Josephs Regierung kein Beyspiel, daß irgend jemand seiner allzustrengen Reden wegen, vor das Tribunal der geheimen Polizey vorgeladen ward. In keinem Staate, selbst nicht in dem damals noch freyen England, durfte man an öffentlichen Orten über Poli-

tik und Regierungsangelegenheiten freyer sprechen, als in den österreichischen Provinzen unter Joseph dem II., ohne daß man deßwegen die geringste Unannehmlichkeit zu fürchten hatte. Einige Große versuchten öfters den Kaiser zu überreden, strenge Maßregeln gegen das allzufreye Sprechen einzuführen, aber immer vergebens; denn Joseph wollte sich nicht selbst den Weg versperren, auf welchem allein er die ungeschminkte Wahrheit hören konnte.

Folgende Anekdote mag zum Beweise dienen, wie wenig jemand seiner Reden wegen gekränkt ward. Zwey Bürger saßen früh an einem Sonntage, in der bey dem Augarten befindlichen Schenke, und sprachen über die politischen Einrichtungen des Kaisers. Der Wein hatte ihre Köpfe erhizt, und sie tadelten alles nicht nur ziemlich frey, sondern schimpften sogar tüchtig über den Kaiser selbst. Zwey Polizeysoldaten, die am andern Tische saßen und das hörten, hielten es für ihre Pflicht, die verwegenen Schimpfer auf das Polizeyhaus in Arrest zu bringen. Unterweges begegnete ihnen der Kaiser. Da er den Zug sah, ritt er auf sie los, und fragte, was diese zwey Menschen verbrochen hätten? „Sie haben über Eure Majestät geschimpft," antwortete der eine Soldat. Weiter nichts erwiederte der Kaiser — so laßt sie los! Wenn ich alle einkerkern wollte, sagte er lächelnd zu einem seiner Begleiter, die über mich schimpfen, so hätte ich

nicht genug Gefängniſſe; denn ich müßte die Hälfte meiner Unterthanen einſperren.

Dieſer, von allem politiſchen Zwange freye Zuſtand, worinn die Bürger der öſterreichiſchen Staaten lebten, machte jedem Fremden den Aufenthalt daſelbſt zum angenehmſten von der Welt. Freude und Munterkeit herrſchte in jedem geſellſchaftlichen Zirkel. Man ſprach von allen Dingen ohne Aengſtlichkeit und Zurückhaltung. Kein banges Mißtrauen verſcheuchte die köſtlichſte Würze des geſellſchaftlichen Umganges, die offene Mittheilung ſeiner Meinungen. Man ſprach frey für oder wider alle Gegenſtände, und ſelbſt die Unzufriedenen hatten wenigſtens den Troſt, daß ſie ohne Gefahr laut klagen durften.

Man kann dieſem Monarchen, das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſeine Staaten am innern Wohlſtande ungemein zugenommen hatten; vorzüglich gewann der Bürger- und Bauernſtand recht ſehr an Wohlhabenheit; ja letzterer konnte ſogar an vielen Orten reich genannt werden. Joſeph, ſtatt daß er dem verkehrten Syſteme unwiſſender Tyrannen folgte, welche glauben: das Volk könne nur, ſo lange es dumm und gedrückt iſt, im Zaume erhalten werden, beſtrebte ſich ſehr weislich, den Landmann ſoviel als möglich zu begünſtigen. Die Geſchichte hatte ihn gelehrt, daß eine Nation ihren Nacken nur bis zu einem gewiſſen Grade unter dem Joche beugen, ihrem Rücken die

Staatslast nur bis zu einem bestimmten Gewichte aufladen läßt. Wird dieser Grad der Beugung unter das Joch überspannt, das Gewicht der Last vergrößert, dann erhebt sie gewaltsam ihr Haupt empor, und schüttelt mit Riesenkraft die Last ab. Er sah ein, daß es gefährlicher sey, die Last zu vergrößern, als zu verringern, weil selbst der weiseste Fürst das Gewicht, welches eine Nation zu tragen im Stande und bereitwillig ist, nicht so genau zu berechnen vermag, daß er das bestimmte Maß nicht sehr leicht verfehlen könnte, und sich dann der Gefahr aussetzte, unter den Trümmern seines Thrones begraben zu werden. Er fühlte die Nothwendigkeit, daß ein Fürst trachten müsse, mehr Wohlthäter des Volkes, als blos des Adels zu seyn; er war überzeugt, daß derjenige Monarch, welcher die Last des dritten Standes im Allgemeinen erleichtert, dessen Wohlstand vermehrt, und überhaupt zu seiner moralischen Veredlung beyträgt, ruhig, ohne Leibwache, unter diesem wohlhabenden und veredelten Volke wandeln könne, ohne fürchten zu dürfen, daß eine kühne Hand nach seiner Krone langen werde.

Der Beweis, daß Joseph wirklich überzeugt war, die beste Stütze des Thrones bey dem herrschenden Geiste seines Zeitalters könne nur die Gunst des Volkes, nicht die Gunst des Adels seyn, liegt in der Antwort, welche er dem Grafen Choteck gab, als ihm dieser mündliche Vorstellungen gegen die neue Steuerregulirung machte. Lieber Choteck (sagte Joseph:) ist

es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas nach, als daß sie uns gar nichts geben? Choteck erwiederte: Dieses wäre nicht zu fürchten; da man den Widerspenstigen mit Gewalt zur Entrichtung der Abgaben zwingen könnte. Mit Gewalt! (sagte der Kaiser ernsthaft). Die physische Gewalt besteht beym dritten Stande. Glauben sie nur, (fuhr er scherzend fort) wenn der Bauer nicht will, so sind wir alle pritsch *).

Den weisen Einrichtungen dieses Monarchen verdankten die österreichischen Staaten einen Ueberfluß an Lebensmitteln, die zu sehr wohlfeilen Preisen erkauft wurden, und einen beträchtlichen Geldumlauf. Durch die Abtilgung vieler Staatsschulden hatte er den öffentlichen Kredit ungemein vergrößert. Die Staatspapiere standen gegen baares Geld um $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, auch 1 und 2 pr.C. höher im Werthe. Seine weise Oekonomie setzte ihn in den Stand, daß er einige drückende Auflagen erlassen, und die Staatsausgaben, dessen ungeachtet, pünktlich bestreiten konnte.

Nie hatte vielleicht ein Monarch Europens so wenig Bedürfnisse für seine Person, als Joseph. Sein Tisch kostete täglich nicht mehr, als 6 Gulden 40

*) Vermuthlich bediente sich der Kaiser aus Scherz dieses böhmischen Wortes, weil Graf Choteck ein Böhme ist. Pritsch heißt so viel, als: verloren! dahin!

Kreuzer. Seine Kleidung war einfach, und seine Ergötzlichkeiten ohne allen Aufwand. Ludwig XVI. beklagte sich, als ihm die Nationalversammlung 24 Millionen Livers jährlich auswarf, daß er mit dieser Summe seine Ausgaben nicht bestreiten könne. Joseph hat durch alle Jahre seiner Regierung dem Staate nicht 24 Kreuzer gekostet; denn er lebte bloß von seinem Privatvermögen, welches er von seinem Vater ererbt hatte *). Selbst die öffentlichen Lustbarkeiten, die er seinen hohen Gästen gab, wurden nie von Staatsgeldern, sondern aus seiner Hausschatulle, und der Theaterkasse bestritten, welche, in Bezug auf den Staat, als eine Privatunternehmung anzusehen war, wobey der Monarch jährlich über alle Auslagen einige Tausende gewann.

Maria Theresia baute das Lustschloß, Schönbrunn, welches ungeheure Summen kostete, zu einer Zeit, wo der Staat durch den siebenjährigen Krieg ohnedem ganz erschöpft war, blos zu ihrem Vergnügen. Joseph verwendete zwar auch große Summen zu Gebäuden; aber alles was er baute, war dem allgemeinen Wohle gewidmet, und die wenigen Summen, die er zu Belustigungsörtern bestimm-

*) Franz I. da er mit den Regierungsgeschäften wenig oder gar nichts zu thun haben durfte, legte sich auf den Handel, und erwarb dadurch ein sehr großes Vermögen; er soll jedem seiner Kinder fünf Millionen Gulden hinterlassen haben.

te, waren eben so gut für das Vergnügen des Publikums, als für sein eigenes bestimmt; denn er genoß nichts, woran nicht auch sein Volk Theil nehmen konnte.

Ungeachtet der Türkenkrieg äußerst kostspielig war, um so mehr noch, da die russische Armee mit österreichischem Gelde unterhalten werden mußte, so sank doch nicht der öffentliche Kredit. Das Papiergeld oder die sogenannten Bankozettel, wovon um 24 Millionen Gulden im Umlauf waren, wurden überall sehr gern gegen baares Geld eingelöset; ja man tauschte sie lieber, als Gold ein, weil man bey der Annahme des Letztern in Rücksicht auf Vollwichtigkeit äußerst heikel war. Man kann daraus auf die Größe des österreichischen Staatskredites schließen, daß Joseph, als er ein Darlehn eröffnete, drey Millionen Gulden, welche ihm vom Auslande angeboten wurden, zurück wies, weil man ein Achtel pro Cent mehr forderte, als er öffentlich erklärt hatte zu geben.

So drückend sonst der glücklichste Krieg für ein Land ist, so wenig waren die Folgen des Türkenkrieges für die österreichischen Staaten fühlbar. Obgleich Getreide und Fleisch etwas im Preise stiegen, so war diese Erhöhung der nothwendigen Lebensmittel, doch aus der Ursache kaum bemerkbar, weil im Ganzen auch wieder mehr Geld aus den Staatskassen in Umlauf kam, welches alles im Lande blieb; folglich der

Mangel des einen sich durch den Ueberfluß des andern aufhob. Ferner herrschte im Allgemeinen kein Mißvergnügen, keine Unzufriedenheit über diesen Krieg, weil die Nation überzeugt war, daß der glückliche Ausgang desselben dem Staate wesentliche Vortheile gewähren könne, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch verschafft haben würde, hätte Joseph das Ende desselben erlebt. Ein redender Beweis, wie sehr die Einwohner Oesterreichs diesen Krieg für vortheilhaft hielten, war die lebhafteste Theilnahme an allen glücklichen Ereignissen. Nie sah man ein Volk wonnetrunkener, als die Bewohner von Wien, da ein Kourier die Nachricht von der Eroberung Belgrads überbrachte. Die ganze Stadt ward am Abende dieses Tages in einem Augenblicke beleuchtet, ohne daß vorher deßwegen Abrede genommen, oder daß es, wie es in spätern Jahren bey gewissen feyerlichen Veranlassungen geschah, den Hausinhabern angesagt ward. Drey Tage währte der Jubel, und viele reiche Bürger warfen sogar Geld unter das Volk. Man hat mich versichert, daß in dem ganzen französischen Kriege das Volk nie mehr so warmen Antheil an irgend einem Ereignisse nahm, wenn auch noch so viele Postillione dem Kourjere voranritten. Man soll sehr gut bemerkt haben, daß das Vivat! nicht so aus dem Herzen kam, wie bey der Eroberung von Belgrad, und daß viele Leute ihr Vivat nur erschallen ließen, um nicht in den Verdacht schlechter Patrioten zu kommen.

Joseph, der durch sein anhaltendes rastloses Arbeiten, und daß er aus sträflicher Gefälligkeit oder Unwissenheit seines Leibwundarztes, Brambilla, die Heilung gewisser Krankheiten nicht gehörig abwartete, seine Gesundheit zerrüttet hatte, beförderte den Ausbruch einer tödtlichen Krankheit, durch die Beschwerlichkeiten des Feldzuges gegen die Türken, wo er sich, seiner Gewohnheit gemäß, alle Bequemlichkeiten versagte, und jedes Ungemach treulich mit seinen Kriegern theilte. Vorzüglich brachte ihn die unglückliche Retirade bey Lugosch, welche durch ein Mißverständniß, wo die kaiserlichen Truppen selbst aufeinander feyerten *), veranlaßt ward, dem Grabe näher. Der Kaiser irrte 24 Stunden im Gebüsche allein herum, bis ihn ein Reitknecht fand, und zur Armee zurück brachte. Von diesem Augenblick an fühlte Joseph ein heftiges Herzklopfen, einen gestockten Athem, und ein schleichendes Fieber. Er mußte die Armee verlassen, und kränkelte von diesem Tage an bis an sein Ende immer fort.

---

*) Einige gaben diese Verwirrung dem Kaiser selbst, andere dem Feldmarschalle Laszy zur Schuld. Indessen kann man nichts Gewisses hierüber bestimmen. Joseph blieb bis an sein Ende des Feldmarschalles Laszy Freund, und äußerte darüber gegen Niemanden eine Sylbe; und Laszy dachte zu edel, als daß er zu seiner Rechtfertigung ein Ereigniß, das in den Mantel der Dunkelheit eingehüllt war, hätte entschleyern sollen, wodurch der Ruhm seines kaiserlichen Freundes vielleicht einen Flecken hätte erhalten können.

Da seine Kräfte mit jedem Tage der Krankheit mehr abnahmen, und seine Schwäche ihm nicht mehr erlaubte, den Regierungsgeschäften sich zu widmen, ernannte er einen Conferenzrath, welcher die wichtigsten Staatsangelegenheiten besorgen mußte, und der sowohl von seinem Nachfolger, dem Kaiser Leopold, als von dem jetztregierenden Monarchen beybehalten ward. Die Conferenzräthe, welche Joseph ernannte, waren: Der Fürst von Kaunitz, Staats- und Hauskanzler, der Fürst von Stahremberg, der Feldmarschall, Graf von Laszy, der Finanzminister Graf von Hatzfeld, und der damalige Graf von Rosenberg, welcher unter Leopold II. in den Fürstenstand erhoben ward *).

Beynahe ein ganzes Jahr schwebte dieser Monarch zwischen Leben und Tod, bis endlich am 20. Hornung 1790 früh gegen sechs Uhr eine Lungenfäulniß sein Leben endete, und er, um viele Jahre zu früh für das Glück seiner Völker, sanft entschlief. Den 18. des nähmlichen Monats starb vorher die erste Gemahlin des jetzigen Kaisers, Elisabeth, Prinzessin von Würtemberg. Joseph liebte sie wie seine Tochter, und ihr Tod war der letzte bittere Tropfen, den ihm

*) Unter Franz dem II. wurden statt des verstorbenen Fürsten Kaunitz, des Fürsten von Rosenberg, und des Grafen von Hatzfeld, der Fürst Colloredo Gundacker, der Graf Colloredo Cammillo und der Baron Thugut Conferenzräthe.

das Schickſal in dem Leidenskelche darreichte. Joſeph ordnete ſelbſt ihr Leichenbegängniß an, und befahl ſie am 20. Morgens zu begraben, mit den Worten: Man muß die Capelle leer machen, denn ich werde den Platz für mich brauchen! Auch zu ſeinem Leichenbegängniſſe traf er alle Anordnungen.

Den Tag vor ſeinem Tode beurlaubte er ſich noch ſchriftlich von dem Cirkel einiger Damen, in deren Geſellſchaft er manchen Abend vergnügt zugebracht hatte. Da weder dieſer Brief, noch die Antwort bekannt ſind, ſo will ich beyde im Originale herſetzen, wie ich ſie von einer Dame in Wien erhielt.

*Aux cinq *) dames réunies de la société qui m'y tollérérent.*

Le 19. Fevrier 1790.

Mesdames!

Il est tems, ma fin s'approche, de Vous témoigner encore ici par ces lignes toute ma reconnoissance pour la bonté, patience, amitié et même pour l'intèrêt flatteur que Vous avez bien voulu me témoigner, et m'accorder pendant

*) Dieſe fünf Damen waren die verwittweten Fürſtinnen Franz und Carl von Lichtenſtein, die jetzige Fürſtin von Paar und die Gräfin von Thun.

le nombre d'années que nous nous sommes vu en société. J'en regrette chaque jour; aucun ne me fut de trop; et ne plus à jamais Vous revoir est le seul mérite méritoire que je fais en quittant ce monde. Daignez Vous ressouvenir de moi dans Vos priéres. Je ne puis assez reconnoître les graces et la miséricorde infinie de la providence à mon égard. C'est tout aussi en elle que j'attens avec Resignation mon heure. — Adieu! Vous ne pourrez lire ce griffonage. La main prononce mon état.

Joseph.

Réponse au Billet d'adieu de notre Empereur.

Ce 19. Fevrier 1790.

C'est en mon nom et en celui de mes quatre Compagnes que j'ose rendre à Votre Majesté leurs expressions et y joindre les miennes. L'admiration, la reconnaissance la plus vive, la doleur la plus profonde sont le seuls sentiments dont nous sommes susceptibles. Cette société dont Votre Majesté faisoit l'ame (supposé que les decrèts divins nous privent de l'y revoir) ne se reunira jamais que pour la pleurer, la regretter, récapituler le bonheur, prier Dieu pour elle chaque jour de notre vie: Engagement solemnel que chacune de nous prends jusqu'à son dernier soupir.

Für diejenigen, welche der französischen Sprache nicht kundig sind, wird eine Uebersetzung dieser Briefe nicht unangenehm seyn. Hier ist sie:

An die fünf Damen, welche mich im Cirkel ihrer Gesellschaft duldeten.

den 19. Hornung 1790.

Meine Damen!

„Mein Ende nahet sich, und so ist es Zeit, daß „ich Ihnen hienieden alle meine Erkenntlichkeit für „Ihre Güte, Ihre Geduld, Ihre Freundschaft, ja „selbst für den schmeichelhaften Antheil, den sie mir „durch so viele Jahre, da wir uns in Gesellschaft „einander sahen, erwiesen und bewilligten, noch einsmal durch diese Zeilen bezeuge. Ich bedaure keinen „dieser Gesellschaftstage, nicht einer war mir zuviel, „und Sie nie mehr zu sehen, ist das einzige verdienstliche Werk, das ich vollbringe, indem ich diese Welt „verlasse. Erinnern Sie sich meiner in Ihrem Gebethe! Ich kann die Gnade und Barmherzigkeit der „Vorsicht gegen mich nicht genug mit Dank erkennen; „auch erwarte ich vertrauend auf dieselbe, und mit „Ergebung meine letzte Lebensstunde. — Leben Sie „wohl! Sie werden dieses Gekritzel nicht lesen können. Die Schrift verräth meinen Zustand.“

Joseph.

Antwort auf das Abschiedsbillet unsers Kaisers!

den 19. Hornung 1790.

„In meiner und meiner vier Gespielinnen Na„men wage ich es, Eurer Majestät ihre Gesinnun„gen, verbunden mit den meinigen, auszudrücken. „Bewunderung, lebhafteste Erkenntlichkeit, heftig„ster Schmerz sind die einzigen Gefühle für die wir in „diesem Augenblicke empfänglich sind. Diese Gesell„schaft, deren Seele Eure Majestät waren, wird „sich nie mehr (sollte ja der göttliche Rathschluß uns „des Glückes berauben, Höchstdieselben darinn wie„der zu sehen) in einer andern Absicht vereinigen, „als, um Eure Majestät zu beweinen, Ihren Ver„lust zu betrauern, uns des verflossenen Glückes zu „erinnern, und zu Gott für Eure Majestät jeden „Tag des Lebens zu bethen. Dieses ist, wozu sich jede „von uns bis zu dem letzten Athemzuge auf das feyer„lichste verbindet!

Es wäre vielleicht zum Besten von ganz Europa zu wünschen gewesen, daß Joseph wenigstens so lange gelebt hätte, bis die französische Revolution in Frankreich feste Wurzel gefaßt hätte, woran sie Joseph gewiß nicht würde gehindert haben. Es läßt sich aus der Denkungsart dieses Monarchen vermuthen, daß er an einem Kriege gegen Frankreich nie Theil genommen haben würde, und daß er sicher alle Gelegenheit ver-

mieden hätte, den Neufranken Urſache zum Bruche zu geben. Joſeph hat den Adel ohnehin nie begünſtigt, folglich hätten Emigrirte weder Aufenthalt, noch Schutz und Unterſtützung in ſeinen Staaten gefunden. Eben ſo wenig würde er die Sache des Königs zu ſeiner eignen gemacht haben, indem er den Schritt der franzöſiſchen Nation gar nicht zu mißbilligen ſchien, welches ſich aus den merkwürdigen Worten, die er zu dem Fürſten *** ſagte, welcher eben bey ihm war, als die Nachricht von der ausgebrochenen Revolution ankam, ſchließen läßt. Meinem Schwager, ſagte er, geſchieht Recht. So muß es allen gehen, welche ihre Miniſter regieren laſſen. Ich habe es ihm oft geſagt, daß es ſo kommen würde. Er ſoll froh ſeyn, daß ſein Volk ihm die Gelegenheit genommen hat, noch mehr Dummheiten begehen zu können.

Sein Tod war in der Hauptſtadt wenig oder gar nicht betrauert; aber innigſt beklagte und beweinte man ihn auf dem Lande. Hauptſächlich war die Nachricht von ſeinem Tode ein fürchterlicher Donnerſchlag für Böhmen, wo der Bauer ſich dankbar erinnerte, daß er durch dieſen Monarchen wieder in ſeine Menſchenrechte eingeſetzet ward; durch ihn erhielt er ja Freiheit und Eigenthum. In manchen Oertern nahm man die gemahlten oder geſchnitzten Heiligen von den Altären, ſtellte an deren Platz Joſephs Portrait, und

zwang die Geistlichen, Messe vor dem Bilde des heiligen Kaiser Josephs zu lesen.

Joseph hatte Fehler; aber er besaß auch viele große Eigenschaften. Seine Liebe zur Wahrheit, selbst wenn sie auf eine etwas bittere Art gesagt ward, erwirbt ihm den Ruhm eines großen Fürsten, und macht ihn der Hochachtung der Nachwelt würdig. Vielleicht gab es unter den großen Fürsten, deren Namen die Geschichte mit glänzender Schrift aufgezeichnet hat, wenige, und unter den jetztlebenden giebt es vielleicht noch wenigere, oder wohl gar keine, die einen Schriftsteller, welcher mit dreuster satyrischer Feder das Fehlerhafte ihrer Gesetze tadelte, so empfangen hätten oder empfangen würden, wie Joseph den Verfasser des Schlendrians, oder des Richters nach den neuen Gesetzen, empfieng *). Als dieser in einer Angelegenheit zu dem Kaiser gieng, fragte ihn derselbe um seinen Namen. Als er ihn hörte, fragte er: „Sind sie nicht der Verfasser des Schlendrians?" — Auf die Bejahung dieser Frage, klopfte Joseph den Verfasser mit diesen Worten auf die Schulter: Viel Witz, und hie und da auch sehr viel Wahrheit!

Er unterhielt sich dann sehr lange mit ihm, gewährte sein Gesuch, und entließ ihn sehr gnädig.

*) Ich habe diese Anekdote aus dem Munde des Verfassers selbst, der sie mir mit vieler Rührung erzählte.

Wer wird einen Monarchen nicht hochschätzen, der das Bittere der Satyre, die ihn schmerzte, um der Wahrheit willen, die sie enthielt, so gern vergaß! Sein Bestreben für das Wohl seiner Länder, seine Verdienste um die Aufklärung in seinen Staaten *), sein Kampf gegen religiösen Aberglauben, die Beschränkung der schädlichen Macht der Geistlichen, die hergestellte Gleichheit zwischen Adel und Bürger **), machen seinen Namen unsterblich.

---

*) So sehr man sich im Auslande über den Schwall von Broschüren lustig machte, welche Josephs ertheilte Preßfreiheit erzeugte, so haben doch diese mehr Licht unter die niedrige Klasse des Volkes verbreitet, als alle Schriften mancher hochgepriesener Philosophen, welche so hochgelehrt, und dunkel sind, daß sie noch bey Lebzeiten ihrer Verfasser, ohne, daß eine merkliche Sylben-Gebräuche und Sprachveränderung vorgegangen wäre, kommentirt werden müssen. Ich habe den Bürger und Bauer in den österreichischen Staaten in Religionssachen nicht nur aufgeklärter gefunden, als alle übrigen Provinzen des katholischen Deutschlandes; sondern selbst sehr vieler protestantischer Länder. Es herrschet daselbst weniger Haß gegen Juden und andere Glaubensgenossen. Man kennt daselbst nicht mehr den lächerlichen Prunk bey Leichenbegängnissen, und höret lange nicht mehr so oft den dissonirenden Glockenklang, wie in mancher Reichsstadt, mehrerer anderer Vorurtheile zu geschweigen, welche hier anzuführen der Raum zu eng ist.

**) Unter Joseph genoß der Bürgerliche mit dem Adelichen gleiche Rechte; der erstere konnte eben denselben Anspruch auf die höchsten Stellen machen, wie der letztere, und hatte bey anerkannten Fähigkeiten und Verdiensten gewiß den Vorzug. Sogar das Vorrecht, der in den Erbstaaten gelegenen geistlichen Stifter, wo nur sechzehnjährige die Befugniß hatten, müßig gehn zu dürfen,

Unter die Fehler dieſes Monarchen kann man füglich ſeine Uebereilung bey der Ausführung mancher in ſich ſehr guten Entwürfe rechnen. Die Eile mit welcher er, alles betrieb, und daß er das Gebäude ſchon ganz vollendet vor ſich ſehen wollte, wenn der Riß dazu noch kaum entworfen war, machte, daß er ſich ſelbſt oft die größten Hinderniſſe in den Weg legte, und die Ausführung ſelten dem Entwurfe entſprach.

Sein übertriebenes Mißtrauen gegen die Menſchen war nicht minder ein großer Fehler Joſephs. Er ſchöpfte aus dieſer Urſache jeden Rath aus ſich ſelbſt, woraus natürlich folgte, daß er manche Sache zu oberflächlich beurtheilte, und aus Mangel hinlänglicher Kenntniſſe die ſchlechteſten Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes wählte. So wenig ſich ein ſolches Mißtrauen billigen läßt, ſo kann man es aber doch bey dieſem Monarchen entſchuldigen. Er ſah während ſeiner Mitregierung, wie ſehr ſeine Mutter von ihren dem Anſcheine nach treueſten Dienern hintergangen ward. Dieſe Erfahrung raubte ihm allen Glauben an Menſchentugend und Treue, und war die Mutter ſeines Mißtrauens. Als ſich einſt Graf K*** dieſes großen Mißtrauens wegen beklagte, antwortete Joſeph: Können ſie es mir verargen,

---

hob Joſeph auf, und beſtimmte die künftig zu erledigenden Dompfellen für alte verdienſtvolle Seelſorger.

da ich bey den Lebzeiten meiner Mutter so viele Beweise erhielt, wie sehr man ihr Zutrauen gemißbraucht, und sie betrogen hatte? Das geschah freilich, antwortete Graf K.*** Aber glauben Eure Majestät, daß Sie Ihr Mißtrauen gegen den Betrug schützen kann? Das nicht, sagte Joseph verdrüßlich, ich bin überzeugt, daß man mit mir nicht aufrichtiger spielen wird, als mit meiner Mutter; aber ich will wenigstens so viel als möglich dafür sorgen, daß diese Herren kein so leichtes Spiel haben sollen.

IV.

Böhmen, was es ist, und was es seyn könnte.

Der Staaten Formen, der Völker Schicksale können wechseln; aber unwandelbar bleibt der Reichthum, welchen die Hand der Natur in den Schooß eines Landes legte, und unter wechselnden Formen und Schicksalen mag sich der Keim, und selbst die Fülle des ursprünglichen Nationalsinnes bewahren.

Aus Galliens Gauen in grauer Vorzeit bevölkert, von Marbod und Ezech neu begründet, hat sich das anlagenreiche Volk Böhmens zu einer schätzbaren Nation aus mehreren Stämmen zusammen gebildet; wenn gleich verschiedenen Ursprungs, ist ihr dieselbe Kraft und derselbe Sinn ihrer Richtung eigen. Diese Nation bewohnt ein Land, das seine Lage und geographische Form zur Selbstständigkeit bestimmen, indeß ihm der Gehalt seiner Hülfsmittel den Namen eines Reichs zu dessen Vermögen erwirt

Von Gebirgen umgränzt, von der Moldau und Elbe durchströhmt, gegen tausend Quadratmeilen und über drey Millionen Einwohner in mehr als dreyhundert Städten, in dritthalb hundert Märkten, über eilftausend Dörfern, und gegen einer halben Million Häusern, umfassend, ist es in sich geschlossen, und dennoch gegen Süden und Norden mit seinen Nachbarstaaten verbunden. Zehn bedeutende Gesundbrunnen quellen unter seinem befruchtenden Himmelsstriche, die reine Luft mit gedeihlicher Wärme vereint. Je auf drey Quadratmeilen eine Stadt zählend, besitzt es über dreytausend Einwohner auf die einzelne Meile. Zu einer Million feldbauender Wirthschaftsthiere gesellen sich über zwey Millionen Schaafe, von deren Wollertrag ein Drittheil veredelter Gattung ist. Mit Geflügel, Wildpret und Fischen versorgt, ist es voll ergiebig an Getreide-Ernten, deren Ausbeute schon gegen fünf und zwanzig Millionen Metzen betrug; achthalb Millionen Obstbäume grünen und fruchten neben trefflichen Forsten, die jährlich über zwey Millionen Klafter gewähren. Zwar minder bedeutend, doch nicht arm und unberühmt in seinem Weine, erzeugt es hingegen in Ueberfluß den besten Hopfen auf Erden; seine Tobake, sein Flachs, seine Färbe- und Arznenkräuter reihen sich goldbringend den edeln Erzeugnissen seines Eulischen Goldes, seines Joachimsthaler und Kuttenberger Silbers, und seines, das englische erreichenden Zinnes von Schlackenwald, Graupen und Neustadt an. Beynahe zweyhundert

tausend Zentner Eisen gehen aus seinen Bergwerken hervor; an allen Halbmetallen und Edelsteinen ist es reich. Seine Granaten, Carneole und Serpentian sind berühmt. Die köstliche Porzellanerde und Asbest sind ihm eigen; bey Lewin gewinnt es Siegelerde; Walkererde und Marienglas und die Pürberger grüne Erde zeichnen seine Mineralien-Fülle aus. Mit Preußen theilt es den Bernstein; ungeheure Schätze von Stein-, Erd- und Braunkohlen ruhen noch ungenützt in seinem Schooße, dessen gehaltvolle Schwefelgruben im Gange sind, welchen die Kommotauer, Weißgrüner und Kuttenplaner Alaunwerke und seine Salpeter-Erzeugnisse zur Seite stehen.

Der Kapitalwerth seiner Grundgüter ist auf zwey hundert vierzig Millionen Gulden angeschlagen. Noch fehlen ihm verhältnißmäßig künstliche Wiesen; aber das Erzeugniß seiner natürlichen beträgt über acht Millionen Zentner. Der ländliche Kunstfleiß macht täglich Fortschritte; der städtische ist bedeutend: die wichtigern Manufakturen und Fabriken des österreichischen Gesammtstaates gehören dem thätigen Böhmen an. Ohngefähr der siebente Theil der Bevölkerung lebt für die Gewerbsindustrie, und bereits vor zehn Jahren belief sich der Ertrag der Jahres-Fabrikation auf dreyßig Millionen Gulden. Wer kennt nicht Böhmens Garne und Leinewand, die aus mehr als sechs hundert tausend Spinnerhänden und vierzig tausend Webstühlen hervor gehen, und schon zwanzig

Millionen an Werth erreichten? Nahe an zwanzig tausend fleißige Menschen erzeugen die schöne Kunstgabe der Spitzen; nahe an neun hundert Stühle Schleyer und Battiste; anderthalb tausend Garnbleichen und über tausend Leinwandbleichen sind in Thätigkeit. Gegen hundert tausend Arbeiter erzeugen für acht Millionen Gulden Wollenfabrikate, und der Werth des Baumwollenfabrikats beträgt vier Millionen Gulden von etwa sechs tausend Stühlen. Dem südlichen Produkt der Seide gewinnt der nördliche Fleiß veredelnd ohngefähr eine halbe Million ab, und auch das Schwester-Erzeugniß des Zuckers unterwirft er seiner Thätigkeit. Ueber hundert Papiermühlen, für eine Million Ledererzeugniß, gegen zwey hundert Eisenwerke, fein von dem kunstreichen England beynahe unübertroffenes Glas urkunden Fleiß, Industrialentwicklung und reichen Gewinn; achtzig Glashütten, acht Spiegelhütten, die Kemnizer Schmelzperlen, die Turnauer Kompositionssteine und die Granatfabriken versenden Produkte für mehr als dritthalb Millionen; Spanien, Amerika, Rußland, die Levante empfangen die böhmischen Kunstwerke. Bekannt ist Böhmens Stärke, Puder und Kupferfabrikation; aber unverhältnißmäßig gering seine Bearbeitung des trefflichsten einheimischen Zinnes; seine Thonerden, seinen Marmor, seinen Salpeter, Alaun und Vitriol veredelt es selbst.

Dieser wirksamen Fabrikation bieten gute

Straſſen und ſchiffbare Flüſſe gedeihliche Hülfe, die letztern über dieß einladende Veranlaſſung zu reichhaltigem Kanalbau; aber Finanzverhältniſſe und Handelsbeſchränkung des Geſammtſtaates laſten ſchwer auch auf Böhmen, welches dennoch zu den Geſammteinkünften mehr als fünfzehn Millionen Gulden leiſtet. Seine indirekte Abgabe umfaßt über zehn, ſeine Grundſteuer über vierthalb Millionen; ſein voller Beytrag daher ohngefähr ein Sechstheil des ganzen öſterreichiſchen Staatseinkommens; indeß ſeine Bevölkerung nur den Achttheil der geſammten Volkszahl enthält. Schon dieſer Blick auf das Verhältniß des Theils zum Ganzen zeugt unwiderleglich von Böhmens Vermögen und Hingebung. Erwägt aber genauere Prüfung das innere Verhältniß der wirklichen Entwicklung dieſes Vermögens zu der möglichen, ſo ſtellen ſich Keime bedeutender Reſultate, und deutliche Ahndungen einer Vervollkommnung dar, zu welcher dieß gehaltvolle Land und Volk berufen ſcheinen.

Die ſtatiſtiſchen Angaben weiſen ihm nähmlich dermahl nur gegen acht Millionen Joche nutzbares Land, auf ohngefähr tauſend Quadratmeilen zu: daß hier noch Vieles für die beſſere Kultur zu gewinnen iſt, folgt aus dem leicht überſehbaren Verhältniſſe. Verbindet man damit die Bemerkung, daß nur die kleinere Hälfte dieſes ganzen Betrags dem Ackerbaue angehört; daß hundert dreyßig tauſend Joche noch unter der Waſſerfläche der Teiche vergraben, und gegen dritthalb

Millionen mit Wäldern bewachsen sind; daß sich das Verhältniß der Wiesen zu dem Baufelde im Ganzen erst auf 1 zu 4 herstellt, und daß noch ein Zwölftheil der nutzbaren Gesammtländerey zu Weiden verwendet wird: so werden dem Sachkenner keine Zweifel über die ergiebige Möglichkeit einer weit höhern Landeskultur bleiben.

Berechnet man ausserdem das von den Statistikern bemerkte Eigenthums-Verhältniß, so zeigt sich, daß der vier und vierzigste Theil des nutzbaren Geländes von der Krone, der acht und vierzigste von dem Staate, der sechs und dreyßigste von der Geistlichkeit, der drey hundert dreyßigste von weltlichen Stiftungen, über ein Drittheil von Privateigenthümern, und nur drey Fünftheile von dem eigentlichen Landbauer besessen werden. Dieser Aufschluß, verbunden mit der Erwägung der Eigenthums- und Nutzungsbeschränkungen, und so mancher auf dem Landwirthe ruhender Lasten erklärt es, wie nach Angabe derselben Statistiker nur ein Producent auf ohngefähr sieben Konsumenten gezählt werden kann. Es erklärt den unvollkommnen Zustand der Landproduktion, und die Fülle ihrer Perfektibilität. Die eben dargestellte Uebersicht erweist daher zur Genüge, daß Böhmen zu hoher Entwicklung gelangen mag; daß es itzt schon der früher rühmlich behaupteten Selbstständigkeit fähig ist; daß in dieser Selbstständigkeit das wichtigste Mittel wie das schnellwirkendste zu je-

nem höhern Gedeihen liegt. Ein Heer von dreyßig tausend Mann, eine gesicherte Einnahme von fünfzehn Millionen Gulden begründen sich schon in seinen gegenwärtigen Verhältnissen; solche Grundlage setzt es Mittel-Europa's bedeutendsten Staaten gleich, und gewährt ihm die Kraft, an des kultivirten Europa's Staatenbund mitwirkend und mitbeschützt sich anzuschließen, und in der mächtigen Anreihung zu erstarken. Was Böhmens verständiges, kunstfertiges, ausdauerndes und hoch patriotisch gesinntes Volk vermag, hat es in frühern Jahrhunderten bewiesen, in spätern diesen Beweis nie entkräftet, und nur unter dem Druck des zufälligen Vereins, im Verluste des eignen Seyns ihn nicht vollkommen erneuern können. Bojer, Markomanen und Slaven sind zum festen Stamme verwachsen, und die Enkel haben die Namen: Marbod, Ezech und Ottokar so wenig als ihre Thaten und ihren Glanz aus treuem Gedächtnisse schwinden lassen.

V.

Verzeichniß

der vom 1. bis 15. März 1809 bey der k. k. Büchercenſur in Wien zugelaſſenen Bücher.

Abrégé de l'histoire de Russie. Par l'abbé Perin. Tom. 1 et 2. Paris 1808. 8.

Transeant.

Acciſe (die Nachtheile der) für den Nationalwohlſtand. Berlin 1808. 8.

Toleratur.

Almanach (Helvetiſcher) für das Jahr 1809. Zürich. 12.

Toleratur.

Anekdoten aus Spanien und Portugal. 1tes und 2tes Heft. 1808. 8.

Transeant.

Annalen (allgemeine medizinische) des 19ten Jahrhunderts. 1808. November.

Admittitur.

Annales de Chimie. Par M. M. Guyton, Mongé etc. Octobre. 1808. 8.

Admittitur.

Antonie, oder verkannte und belohnte Treue. Ein Roman in Briefen. 1stes und 2tes Bändchen. Kiel 1809. 8.

Tolerantur.

Anzeiger (allgemeiner) der Deutschen. 1808. Nro. 327—352.

Nr. 327, 340 et 351 transeant.
Nr. rel. tolerantur.

Anzeigen (Göttingische gelehrte). 1809. Nr. 17 bis 24.

Admittuntur.

Archiv für die Pastoral-Conferenzen in den Land-Capiteln des Bißthums Constanz. 9. 10. 11. und 12tes Heft. 1808. 8.

Admittuntur.

Arie mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. Berlin. 257.

Admittitur.

Arie auf den Tod des Prinzen Louis von Preussen. Berlin. 255.

Admittitur.

Artaxerce, tragédie en cinq actes. Par M. Delrieu. A Paris 1808. 8.

Admittitur.

Ast (Dr. Fried.) Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 1ſten Bandes 1ſtes und 2tes Heft. Landshut 1808. 8.

Transeant.

Atlas de l'itinéraire descriptif de l'Espagne, par Alexandre de Laborde.

Admittitur.

Aura, von F. L. Seidel. Berlin.

Admittitur.

Autenrieth (Prof. J. H. F.) Versuche für die practische Heilkunde, aus den klinischen Anstalten von Tübingen. 1ſten Bandes 2tes Heft. Tübingen 1808. 8.

Admittitur.

Ballo (il) in Sette. Almanaco per l'anno 1809. Milano. 12.

Admittitur.

Berger, sechs deutsche Lieder. 11tes Werk. Offenbach am Main.

Admittitur.

Bergk (J. A., K. Hänſel und F. G. Baumgärtner) Aſiatiſches Magazin. 2ten Bandes 3tes Stück. Leipzig 1808. 4.

Admittitur.

Bertuch (F. J. und Dr. J. 3, Vater) allgemeines Archiv für Ethnographie und Linguistik. 1ster Band. Weimar 1808. 8.

Admittitur.

Bibliographie courieuse, ou Notice raisonnée des livres imprimés etc. Par G. Peignot. A Paris. 1808. 8.

Admittitur.

Bibliothek (allgemeine) für Staatskunst, Rechtswissenschaft und Kritik. 3tes und 4tes Heft. Giessen und Wetzlar 1808. 8.

3tes Heft admittitur.

4tes Heft transeat.

Blangini (F.) le fleuve d'oubli, romance, arrangée pour la guitarre par Jaeger. Berlin.

Admittitur.

Blätter (gemeinnützige). 1809. 8. Nr. 6.

Toleratur.

Blumenkränze geselliger Freude und unschuldigen Frohsinns. 1ster Thl. Bremen und Aurich. 8.

Admittitur.

Boieldieu. Romance; S'il est vrai, que d'être deux, etc. Berlin.

Admittitur.

Bornhardt. Der Schmetterling an dem Vergissmeinnicht.

Admittitur.

Brautwerber (der kluge und vorsichtige). Ein Rathgeber für heurathslustige Jünglinge und Frauen ꝛc. Berlin 1809. 8.

Transeat.

Bruchstücke aus den Papieren des Türken Hassan. 3ter Thl. Berlin 1809. 8.

Transeat.

Buch (allerneuestes) zum Todlachen, zur Aufheiterung in allen Stunden des Lebens. Pesth 1808. 8.

Admittitur.

Buon (il) per tutti ovvero anedotti e detti sentenziosi. Almanacco per l'anno 1809. Milano. 12.

Admittitur.

Collection de lois, arrêtés et réglémens actuellement en vigeur sur les différens services de l'artillerie. A Paris 1808. 8.

Admittitur.

Campagnia (la) della Lesina. Almanacco lepidocritico per l'anno 1809. Milano. 12.

Admittitur.

Contes merveilleux et moraux d'une mère à ses enfans. Par Mad.*** A Paris 1809. 8.

Admittitur.

Conteur (le) amusant et instructif de la jeunesse. Tom. 1 et 2. A Paris 1809. 8.

Admittuntur.

Toleratur.

Correspondenz zwischen dem römischen und französischen Hofe im März und April 1808.

Transeat.

Dalayrac, Romance, rien tendre amour ne resiste a tes armes, de l'opera Gulnare. Berlin.

Admittitur.

Discour et fragmens. De M. de Bergasse. A Paris 1809. 8.

Admittitur.

Ehechimm! oh! ci ciamo. Almanaco per l'anno 1809. Milano. 12.

Admittitur.

Engels (J. D.) Ueber den Bergbau der Alten in den Ländern des Rheins, der Lahn und der Siegen. 1808. 8.

Admittitur.

Ergänzungsblätter zur allgemeinen Literaturzeitung. 1808. Nr. 142—156.

Admittuntur.

Ergänzungsblätter zur allgemeinen Literaturzeitung. 1809. Nr. 1—15.

Admittuntur.

Esprit du code du commerce. Tom. 1.

Esprit du code Napoleon. 2. 3. 4. 5. 6. Tom. Par J. G. Locra. A Paris 1807. 8.

Admittuntur.

Ewers (J. Ph. B.) Vom Ursprunge des russischen Staats. Riga und Leipzig 1808. 8.

Admittitur.

Felder (F. C.) Kleines Magazin für katholische Religionslehrer. 1808. 3tes Heft, May und Junius. 4tes Heft, Julius und August. 5tes Heft, September und Oktober. Meersburg. 8.

Admittuntur.

Freymüthige (der). Berlinisches Unterhaltungsblatt. 1809. Nr. 23—32.

Nr. 23, 24, 25 transeant.
Nr. rel. admittuntur.

Friedens-Präliminarien (Intelligenzblatt zu den). 2ter Band. Nro. 8—20. Sammt dem Titel und Umschlag des 1sten Bandes.
Unentgeldliche Beylage Nr. 1.

Transeant.

Gabler (D. J. Ph.) Journal für auserlesene theologische Literatur. 4ten Bandes 2tes St. Nürnberg 1808. 8.

Toleratur.

Gallerie historique des hommes les plus célèbres. Publiée par C. B. Landon. Tom. XI. 2ième Livraison. A Paris. 1808. 8.

Admittitur.

Gare (le) legali tra gli avvocati e i clienti. Almanacco critico - veritiero per il nuovo anno 1809. Milano. 12.

Admittitur.

Gilbert (L. W.) Annalen der Physik. Jahrgang 1808. 30ſten Bandes 3tes Stück. Halle 1808. 8.

Admittitur.

Groſs (H.) Das Geheimniſs. Von Schiller. Berlin.

Admittitur.

Guide (le) de juges militaires, ou recueil des lois, arrêtés et avis du conseil d'état. Par M. J. B. Perrier. Paris 1808. 8.

Admittitur.

Gyrowetz. Drey deutsche Lieder, von Chr. L. Reissig.

Admittuntur.

Handbuch (katechetiſches) über das von Herrn D. Roſenmüller herausgegebene chriſtliche Lehrbuch 3ten Thls. 1ſtes und 2tes St. Leipzig 1808. 8.

Admittuntur.

Handlungszeitung (allgemeine) 1808. Nr. 98 bis 105.

Tolerantur.

Hartenkeil. Medizinisch-chirurgiſche Zeitung. 1808. Nr. 98, 99.

Admittuntur.

Hauptstädte (die Europäischen). Nr. 11—13.
Europ. Anzeiger und Verkündiger. N. 11—13.
Transeant.

Haydn (J. M.) Aoide, Zehn Lieder von Griesel.
Admittuntur.

Hermann (M. K.) Kurze Volkspredigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. 1ter und 2ter Theil. Prag 1809. 8.
Admittuntur.

Hermbstädt (S. F.) Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft. 1ter Band 1tes Heft. Berlin 1809. 8.
Admittitur.

Hermbstädt, Buchholz, Crell ꝛc. Neues allgemeines Journal für die Chymie ꝛc. 7ten Bandes 1stes Heft. May 1808. Berlin. 8.
Admittitur.

Himmel, zwölf alte deutsche Lieder des Knaben Wunderhorn, 27stes Werk, Leipzig.
Transeat.

Himmel, die Wiederkehr in mein Vaterland; für die Guitarre eingerichtet von Jäger. Berlin.
Admittitur.

Histoire de France abrégée et chronologique. Par Chantreux. Tom. 1. et 2. A Paris 1808. 8.
Tolerantur.

Histoire d'un pensionnat de jeunnes demoiselles, Par A. Caillot. Tom. 1 et 2. A Paris 1809. 8.
Admittuntur.

Hoffmann (Ch. Aug.) Jesus Christus, der Lehrer und Beglücker der Welt und des Lebens, Muster des Menschen. Gießen 1808. 8.
Admittitur.

Horn, Archiv für praktische Medicin und Klinik. 5ten Bandes 2tes Heft.

Auch:

Neues Archiv für medicinische Erfahrung. 8ten Bandes 2tes Heft. Berlin 1808. 8.
Admittitur.

Horsch (Phil. Jos.) Beobachtungen über die Witterung und die Krankheiten in Würzburg im J. 1807. Rudolstadt 1808. 8.
Admittitur.

Hurka, der Junggesell und der Mühlbach, von Göthe. Berlin.
Admittitur.

Huth (Ph. J.) Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 2ter Band. Augsburg 1809. 8.
Toleratur.

Jahrbücher (Heidelbergische) der Literatur. 1ten Jahrgangs 1stes Heft. Heidelberg 1808. 8.
Toleratur.

Jahrbücher (Heidelbergiſche) der Literatur. 2ter Jahrgang 1. u. 3. Heft. Heidelberg 1809. 8.

1tes Heft admittitur.

3tes Heft toleratur.

Jais (P. Aeg.) Das Auge Gottes. Meersburg und Rothweil. 8.

Admittitur.

Journal des Dames et des Modes. 1809. Nr. 8 und 9.

Admittuntur.

Journal des Dames et des Modes. Francfort sur le Main 1808. Nr. 49—52.

Admittuntur.

Journal des Dames et des Modes. Francfort sur le Main 1809. Nr. 1—8.

Admittuntur.

Journal général de littérature de France. Année 1808. Octobre. 10. Cahier.

Admittitur.

Journal d'un voyage dans la Turqnie, d'Asie et la Perse, fait en 1807 et 1808. A Paris 1809. 8.

Admittitur.

Juſtiz- und Polizeyblätter (Allgemeine). 1809. Nr. 1—17.

Anzeige Nr. 1—6.

Tolerantur.

Korrespondent (Allgemeiner Cameral- Polizey- Oekonomie- Forst- Technologie- und Handels-) 1809. Nr. 20 u. 21.

Transeant.

Kunstkabinet (Physikalisch- ökonomisches und chemisch-technisches). 2tes Bändchen. Ulm 1809. 8.

Admittitur.

Länder- und Völkerkunde (Neueste). 6ter Band. Nro. 5. 1808. 8.

Admittitur.

Lang (D. Carl) Welt- und Wunder-Magazin. 1ter Band 1tes Stück. Leipzig 1809. 8.

Admittitur.

Lettere scientifiche et erudite del Conte Lorenzo Magalotti. Milano 1806. 8.

Admittitur.

Literaturzeitung (Oberdeutsche allgemeine.) 1808. Nro. 141—145.
Intelbl. Nr. 12.

Admittuntur.

Literaturzeitung. (Neue Oberdeutsche allgemeine. 1809.) Nr. 1—20.
Intelbl. Nr. 1. sammt Nachtrag.

Nr. 4 transeant.
Nr. 10 toleratur.
Nr. rel. admittuntur.

Literaturzeitung (Neue Leipziger). 1809. Nr. 10—12.
Intellgbl. Nr. 4.

Tolerantur.

London und Paris. 11tes Jahrgang. Nr. 4. Rudolstadt 1808. 8.

Toleratur.

Luna (La) in Corso del dottor Vesta-Verde. Almanacco utile interressante per l'anno corrente 1809. Milano. 12.

Toleratur.

Lunario per le dame. Anno 1809. In Milano. 12.

Admittitur.

Lutheritz (D. K. F.) Hygiea, oder die Kunst gesund und alt zu werden. Jahrgang 1809. 1tes St. Leipzig. 8.

Admittitur.

Magazin aller neuen Erfindungen. Nr. 46. 8ten Bandes 4tes Stück. Leipzig. 4.

Admittitur.

Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde. 2ten Jahrg. 4tes Quartal. Berlin 1808. 4.

Admittitur.

Magazin (Unterhaltendes). Von Kühn und Baumgärtner. 2ten Bandes 3tes Stück. Leipzig. 8.
Admittitur.

Manuel d'infanterie, ou résumé de tous les réglémens etc. propres à cette arme. 2ième édition. A Paris 1808. 8.
Admittitur.

Meinecke (D. J. L. G.) Der Botaniker ohne Lehrer. Halle 1809. 8.
Admittitur.

Meister (J. Ch. F.) Urtheile und Gutachten in peinlichen und andern Straffällen. Frankfurt a. d. Oder 1808. 8.
Admittitur.

Mendel (S. H.) Le dangers des bois. Berlin.
Admittitur.

Mezler, Versuch einer angewandten Naturlehre, zunächst für die Privatschule bürgerlicher Mädchen zu Habsthal. Meersburg u. Rothweil 1809. 8.
Admittitur.

Miszellen (Nordische) 1809. Nr. 1—5.
Extrabl. Nr. 1—5.
Transeant.

Modenzeitung (Allgemeine). 1809. Nr. 13, 14.
Nr. 13 toleratur.
Nr. 14 admittitur.

Möglichkeit (Ueber die) einer philosophischen Classification der Mineralkörper. Göttingen 1808. 8.

Admittitur.

Morgenblätter für gebildete Stände. 1808. Nr. 267 bis 309. Nr. 269—272 transeant.

Nr. 293, 312—314 tolerantur.

Nr. rel. admittuntur.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1808. Nr. 1 bis 24.

Intelbl. Nr. 1.

Nr. 2 et 3 transeant.

Nr. rel. admittuntur.

Museum der Alterthumswissenschaft. 2ten Bandes 1tes Stück. Berlin 1808. 8.

Admittitur.

Museum antiquitatis studiorum. Opera Fr. Aug. Wolfii et Phil. Buttmanni. Vol. I. Fasc. 1. Berolini 1808. 8.

Admittitur.

Paer (Ferd.) Europa in Creta, con accomp. di Pianoforte.

Admittitur.

Paer (Ferd.) Europa in Creta. Cantate a voce sola. Lipsiä.

Admittitur.

Paisiello, Arie: Weiber, Weiber, wer euch traut, etc. Für die Guitarre von Bernhardt. Berlin.

Admittitur.

Parnasse (Le) du sentiment, ou calendrier des familles, de l'amour et de l'amitié. A Paris. 8.

Toleratur.

Pellegrina (La) celeste, ossiano osservazioni astronomiche per l'anno commune 1809. 12.

Admittitur.

Poesia di Francesco Maria Molza colla vita dell' autore scritta da Pierantonio Serassi. Milano 1808. 8.

Admittitur.

Polizeyblätter (Allgemeine). 1808. Nr. 143 bis 156.

Anzeiger Nr. 48—51.

Tolerantur.

Postkutsche (Die) zu Bocksdorf. Aus dem Lustspiele von F. L. Seidel. Berlin.

Admittitur.

Prisme moral, ou quelques pensées sur divers sujets; par Mr. H. d'Artaize. A Paris 1809. 8.

Admittitur.

Recueil des décrets, réglemens et instructions concernant l'administration de la première et seconde portion de la masse-générale. A Paris 1808. 8.

Admittitur.

Recueil des causes célèbres. Rédigé par Maurice Mejan. Nro. VII Juin. Nro. VIII Juillet, Nro. IX Août. 1808. 8.

Transeant.

Reichardt, der Jäger von Mahlmann, mit Begleitung der Guitarre. Berlin.

Admittitur.

Reichardt, Lied: Ach! umsonst auf aller Länder Karten, etc. von Schiller. Berlin.

Admittitur.

Répertoire de Littérature ancienne, ou choix d'auteurs classiques grecs et latins. Par F. Schoell. Tome 1 et 2. Paris 1808. 8.

Admittitur.

Righini, Arie: Nur in Träumen umschimmert milde, etc. Berlin.

Admittitur.

Rosenmüller (D. Joh. G.) Bemerkungen über einen Aufsatz im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, betreffend die Frage: Ob die Wiederherstellung des verfallenen öffentlichen Gottesdienstes unter den Protestanten nothwendig und wünschenswerth sey? Leipzig 1809. 8.

Admittitur.

Rüben und Kartoffeln, als Surrogate der Rehbraten, ꝛc. Kron-Teltow 1808. 8.

Transeat.

Ryba (Jac.) Lenka od P. Negedleko. Prag. 47.

Admittuntur.

Sammlung der Actenstücke über die spanische Thronveränderung. 2te und 3te Abtheil.

Transeant.

Schmidt (Aug.) Trois romances avec accompanement de Guitarre. A Berlin.

Tolerantur.

Schwätzer (Der fröhliche), oder witzige Anekdoten, Einfälle, Schnurren und Lächerlichkeiten. Hamburg 1808. 8.

Admittitur.

Sippel, Jägerlied von Gramberg, mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. Berlin.

Admittitur.

Spiker (C. W.) Ueber die ehemalige und jetzige Lage der Juden in Deutschland. Halle 1809. 8.

Toleratur.

Spinnerinn (Die) Mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. Berlin.

Admittitur.

Sterkel, il primo amore, arietta. Lipsia.

Admittitur.

Sterkel, Sonetto di Petrarka. Lipsia.

Admittitur.

Sträußchen (Neue) für Gebildete. 1tes Stück. Pesth 1809. 8.

Toleratur.

Sträußchen für Gebildete. 1tes Bändchen. Pesth 1809. 8.

Toleratur.

Stromeyer (D. Fr.) Grundriſs der theoretischen Chemie. 2ter Theil. Göttingen 1808. 8.

Admittitur.

Thaer (Alb.) Annalen des Ackerbaues. 4ter Jahrg. 1808. October und November. 8.

Admittuntur.

Tittmann (D. C. A.) Handbuch der Strafrechtswiſſenſchaft und der deutſchen Strafgeſetzkunde, 3ter Theil. Halle 1809. 8.

Auch:

Handbuch des gemeinen deutſchen peinlichen Rechts, von D. C. A. Tittmann. 3ter Theil. Halle 1809. 8.

Admittitur.

Töpfer (M. H. A.) Commentar der encyclopädischen, metaphysischen und anthropologischen Generalcharte. Leipzig 1808. 8.

Admittitur.

Tutzeck, Damona, das Bergweibchen. Eine Zauberoper in drey Acten, im Clavier-Auszuge. Leipzig.

Admittitur.

Untersuchungen über die Anatomie des Nervensystems überhaupt und des Gehirns insbesondere. Ein dem französischen Institute

überreichtes Memoire von Gall und Spurzheim. Paris und Strasburg 1809. 8.

Admittitur.

Verkündiger (Der). 1809. Nr. 14.

Admittitur.

Vie (La) de Saint Bruno. Peinte par le Sueur, dessinée et gravée par A. Villerey, 3me Livraison. A Paris 1808.

Admittitur.

Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse, frère du Frédéric II. A Paris 1809. 8.

Toleratur.

Voß (Jul. v.) Der kleine Krieg, oder Dienstlehre für leichte Truppen. Berlin 1809. 8.

Admittitur.

Willimann, Auswahl von Liedern mit Begleitung der Guitarre. 1te Lieferung. Leipzig.

Admittitur.

Zach (Freyh. Fr. v.) Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde. December 1808.

Admittitur.

Zauberbuch (Das kleine). Ein Unterhaltungsbuch für vergnügte Gesellschaften. Hamburg 1808. 8.

Admittitur.

Zeitung für die elegante Welt. 1808. Nr. 213 bis 235.

Intelbl. Nr. 45—49. Transeant.

Zeitung für die elegante Welt. 1809. Nr. 1—32. Intelbl. Nr. 1—7.

Transeant.

Zeitung (K. K. genehmigte landwirthschaftliche) für den österr. Kaiserstaat. Nr. 1—10.

Admittuntur.

Zeitung (Landwirthschaftliche) 1808. Nr. 48—52.

Admittuntur.

Zeitnng (Landwirthschaftliche). 1809. 1—6.

Admittuntur.

Zeitung (Medicinisch-chirurgische.) 1809. Nr. 1—12. Ergänzungsbl. Nr. 313—324. Beylage Nr. 7.

Admittuntur.

Zelter, Abendlied im Freyen, von F. Kind. Berlin.

Admittitur.

Zelter, Romance: Es war ein wunderschönes Thal, etc. von W. G. Becker. Berlin.

Admittitur.

Verzeichniß

der vom 1. bis 15. März 1809 bey der k. k. Büchercensur in Wien zugelassenen Handschriften.

Abschiedslied (Reuevolles und zur Warnung dienendes) von der Welt der zum Tode verurtheilten Deliquentin E. K. ꝛc.

Permittitur.

Ankündigung. Gabeis Gedichte.

Om. del. admittitur.

Annalen der Litteratur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume. Jahrgang 1809.

Recensionen: Nr. 21, 29, 41, 57, 59, 91.

Admittuntur.

Annalen der Litteratur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume. Jahrgang 1809.

Recensionen: Nr. 1, 13, 17, 21, 25, 31.

Admittuntur.

Annalen der Litteratur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume. Jahrgaug 1809.

Resension: Nr. 1, 69. Admittuntur.

Annalen der Litteratur und Kunst in dem österr. Kaiserthume. Jahrg. 1809. Resension: Burger, vollständige Abhandlung über die Cultur des Mais. Admittitur.

Annalen (Neue) der Litteratur und Kunst in dem östrrreichischen Kaiserthume.

Intelligenzblatt: Nr. 1, 3, 5.

Admittuntur.

Annalen (Mercantilische).

Inhalt:

1) Beytrag zur Kenntniß des Handlungs- und Manufakturwesens in Böhmen.

2) Ueber den Wucher mit Staatspapieren. Aus Berliner öffentlichen Blättern.

3) Verbesserte Industrial-Gegenstände.

Omiss. del. admittitur.

Anweg (Franz) Handbuch für praktische Geschäftsfälle in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten.

Admittitur.

Aufruf eines österreichisch-kaiserlichen Artillerie-Hauptmannes an seine Compagnie beym Auszuge von Wien 1809.

Admittitur ad usus privat.

Vallauf (Th.) Die Wiener Köchinn, wie sie seyn soll, oder mein eigenes durch 30 Jahre geprüftes Kochbuch in 6 Abtheilungen, 5te und 6te Abtheilung.

Admittuntur.

Bäuerle (A.) Gedichte und kleine prosaische Aufsätze. 1tes Bändchen.

Om. del. et corr. corrig. admittitur.

Benigni v. Mildenberg (J. H.) Charakterschilderungen, interessante Erzählungen, ꝛc. aus der Geschichte der österr. Staaten. 5tes Bändchen.

Admittitur.

Beschreibung von Spanien, von Alexander de Laborde. Einleitung.

Om. del. et corr. corrig. admittitur.

Beschreibung von Spanien, von de Laborde. Fortsetzung.

Admittitur.

Einigkeit, Beständigkeit, Ernte, Friede. Gedicht mit einer Zeichnung.

Admittitur.

Exposition familière de la doctrine de l'église catholique.

Om. del. admittitur.

Προλογος της Γραμματικης,
Vorrede zur Grammatik.

und

eine Vorrede sammt einer Zueignungsschrift an den Archimandriten Hilarius, zur neuen Ausgabe des Arrianus.

Admittuntur.

Fundgruben des Orients, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern auf Veranlassung des Herrn Grafen Wenzesl. v. Rzewusky: enthält ein

Schreiben des Herrn D. Sehzen aus Kahiro vom Julius und September 1808, an den Herrn Consular-Agenten von Hammer.

Om. del. corr. corrig. admittuntur.

Gebeth zur Bewahrung der Unschuld.

Admittitur ad reimpr.

Gebeth für die Soldaten.

Correct. admittitur ad reimpr.

Hain (Ant.) Prager medicinische Ephemeriden für das Jahr 1805, 1te Fortsetzung. Mit einem Anhange über die Ursachen der Sterblichkeit der Kinder und krankhaften Anlage der Erwachsenen in der Hauptstadt Prag.

Admittitur.

Kaiser Ferdinand der Zweyte. Als im März 1809 das Cavallerie-Regiment Hohenzollern durch die Stadt über den Burgplatz zog. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner.

Admittitur.

Kanne. Drey deutsche Lieder von Chr. Ludwig Reissig.

1. An den fernen Geliebten.
2. Romance: Im Irrenhaus, etc.
3. Der Jüngling in der Fremde.

Admittitur.

Kreutzer, Kriegslied von Chr. L. Reissig.

Admittitur.

Kriegermuth und Vaterlandsliebe in Beyspielen. Oesterreichs Vertheidigern geweiht vom Verfasser der Lebensphilosophie.

Admittitur.

Leykam (Ambros. Freyh. v.) Drey deutsche Lieder, von Chr. L. Reissig.

1. Serenade: Komm ans Fenster, etc.
2. Die Verlassene.
3. An Lina.

Admittitur.

Meyer (Gottl.) Die Kunst, ohne alle Anleitung, regelmäßig reiten zu lernen und seine Pferde selbst zu heilen, ꝛc. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. Erfurt 1808.

Admittitur ad reimpr.

Mittheilungen über die National- und Staatswirthschaft. Ein Versuch nach eigenen Ansichten. 1ter Theil.

Corr. corr. admittitur.

Müller (D. W. C.) Der Unverbrennliche, oder wie macht es Herr Roger, um gegen das Feuer gesichert zu seyn?

Admittitur.

Münze, welche Vincenz Zielklewicz, bürgerlicher Scharfschützen-Hauptmann, widmet dem Lemberger bürgerl. Scharfschützen-Corps. 1809.

Admittitur.

Perinet (Joach.) Wir kennen Dich! Eine Volksstimme aus Tausenden an Se. kaiserl. Hoheit den Erzherzog Carl.

Admittitur.

Sammler (Der). Nr. 27.

Om. del. admittitur.

Sammler (Der). Nr. 28.

Om. del. admittitur.

Sannens (K.) Aufruf an die Landwehre, vor ihrem Auszuge 1809.

Admittitur.

Schweizerfamilie (Die). Eine lyrische Oper in drey Acten. Frey nach dem Französischen von Castelli.

Admittitur.

Severoli (A. G. Com.) Epistola pastoralis ad Clerum suum.

Admittitur.

Sinclair's (Joh.) Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens. Aus dem Englischen in einem freyen Auszuge von Curt Sprengel. Amsterdam 1809.

Om. del. admittitur ad reimpr.

Sirbeck (P. J.) Bemerkungen über die Brennholzverschwendung bey den Kochherden mit offenem Feuer, und den gewöhnlichen Stück- und Kachelöfen, ꝛc.

Admittitur.

Sonnleithner, Biographien und Charakterzüge berühmter Griechen und Römer des grauen Alterthums. 1ter Theil.

Admittitur.

Sonntagsblatte (Zum) Nr. 114.

Om. del. admittitur.

Sonntagsblatte (Zum) Nr. 115.

a. Ueber Lustigkeit und Ernst.

b. Zwey eingelaufene Antworten auf den in Nr. 112 befindlichen Heirathsantrag.

Admittuntur.

Steinnegger (Th. M.) Carmen occasionale de VI. I. dieb. Mart. 1809. etc. Nebst der Ankündigung seiner Gedichte.

Admittuntur.

Tobenz (Dan) Paraphrasis psalmorum ex Hebraico adornata cum notis Clericorum usui adcommodata. Nebst Zueignung an Se. k. Hoheit den Erzherzog Rudolph.

Admittuntur.

Vade mecum der zum Streite ausrückenden Patrioten. Gesungen von einem zurückbleibenden Wiener im Jahre 1809.

Admittitur.

Verzeichniß der von dem Herrn Prälaten Julius v. Janson von dem Jahre 1768 bis 1800 verfaßten Schriften und anderer litterarischer Bemühungen.

Admittitur.

Virgilii (P.) Maronis Georgicon Libri quatuor. In vier Sprachen, mit erläuternden naturhistorischen, vorzüglich auf die Landwirthschaft der Griechen und Römer sich beziehenden Anmerknngen. Von Dr. J. Eyerl.

Admittitur.

Vogler (D. Joh. Ph.) Pharmaca selecta. Auserlesene Arzeneymittel durch Beobachtungen am Krankenbette bestätiget. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Marburg 1808.

Admittitur ad reimpr.

Frankfurter Journal vom 13. März, mit 20 Noten begleitet, welche mit der folgenden Schrift derselben wesentlichen Inhalt haben.

Bemerkungen eines österreichischen Patrioten über verschiedene in fremde Zeitungen eingerückte Artikel. 16 Seiten in 8.

auch französisch unter dem Titel:

Observations d'un patriote autrichien sur divers Articles inserés dans le gazettes arangès. 22 pag. in 8.

Von den Begebenheiten in Konstantinopel, von der Unterstützung der spanischen Insurgenten, von der Russisch-Französischen Garantie der Integrität der österreichischen Monarchie findet man hier kein Wort.

Declaration de la cour de Vienne à la Cour de France, du 27. Mars 1809, 7 pag. in 4.

auch teutsch unter dem Titel:

Manifest des Kaisers von Oesterreich 14 S. in 4.

Vollkommen wiederlegt durch die, in französischen Zeitungen enthaltenen, in diesem Journal wieder abgedruckten Randglossen.

Kaiserlicher Patentbrief, bey Abreise des Kaisers zur Armee. Wien den 8ten April 1809. 4 Seiten in Folio.

Wir lernen hier, daß Frankreich der angreifende Theil ist, und daß die wahren Kräfte

eines Volkes nur in Ordnung, Folgsamkeit, bereitwilliger Thätigkeit, und Vertrauen bestehe. Wer sollte auch nicht diese Kräfte anwenden, wenn Franz selbst zur Armee zieht?

Adresse an das Publikum (ohne Titel) 4 Seiten in 4. Zur Beruhigung über die Niederlagen in Baiern und die nahe Uebergabe von Wien, welche hier nur als augenblicklich angegeben wird.

Patent des Erzherzogs Rainer vom 30. April 1809. Ebenfalls zur Beruhigung über die Kriegsunfälle.

Kundmachung des Grafen Joseph von Wallis, Oberst-Burggrafen und General-Landeskommissärs in Böhmen

den nämlichen Gegenstand betreffend.

Rede bey Gelegenheit der feyerlichen Fahnenweihe, der sechs Wiener Batallione der österreichischen Landwehre. Verfaßt und abgehalten in der Metropolitankirche zu St. Stephan, von Max Johann von Sommerau-Beck, Cooperator an der Pfarre zu den heil. Schutzengeln auf der Wieden; derzeit k. k. Feldkaplan bey der Stadt-Wiener-Landwehre. Zum Besten der zurückgebliebenen nächsten Verwandten der Landwehrmänner (Verkaufspreis 7 Kr.) Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey 1809. 21 S. in 8.

Voll kriechender Schmeicheleyen für die kaiſ. Prinzen, beſonders den „hinreißend liebenswürdigen Maxmilian, der ſein eignes Leben wagen will; den mannhaften Erzherzog Johann; den wiſſenſchaftlichen Ludwig ꝛc. Der Bibeltext der Rede: durch dich wollen wir unſre Feinde ſchlagen, in deinem Namen unſre Widerſacher unterdrücken; denn ich verlaſſe mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert hilft mir nicht ſiegen, 43. Psalm, vers. 6—7. hätte nicht beſſer können gewählt werden. Der erſte Theil betrachtet den Einfluß der Fahnenweihe (die beweiſen ſoll daß wir keine blinden Heiden ſind) auf Verſtand und Herz; der zweyte giebt die daraus entſtehenden guten Vorſätze an.

Eine andere Predigt über die Fahnenweihe; iſt angeſagt in den Annalen der Literatur des öſtreich. Kaiſerthums.

Oeſterreich im Jahre 1809. erſtes Heft, Germanien, in 8., 40 Seiten. Zweytes Heft, 39 Seiten in 8.

Dieſe offizielle (oder wie der Verfaſſer ſagt: offizioſe) Schrift zeichnet ſich durch den lächerlichſten Schwulſt und Nonſens aus. Der Verf. iſt eben ſo weit in der Grammatik als in der Logik zurücke.

Verschiedene Proklamationen, Bulletins ꝛc.

1. Armeebefehl Sr. kais. Hoheit des Generalissimus Erzherzog Karl vom 6. April 1809.

2. Die Armeebulletins.

   Man vergleiche die Bemerkungen der englischen Zeitungsschreiber über den schlechten Styl der Herrn Genz und Schlegel.

3. An die deutsche Nation, vom Erzherzog Karl.

4. An die bairischen Soldaten, anonym.

5. An die Tyroler, vom General Jelachich.

6. An die Tyroler vom Erzherzog Johann.

   „Ich befinde mich wieder mit und unter euch.“ u. s. w. Vergleiche den in München erschienenen Aufruf an die Tyroler.

7. An die Steyermärker Landwehre, von eben demselben.

   Eben so schülerhaft geschrieben, und daher oft ans Lächerliche gränzend.

8. An die Bewohner des Herzogthums Warschau, vom Erzherzog Ferdinand.

9. Aufforderung zur Versammlung der Landwehre, vom Erzherzog Karl.

10. An die Insurrektionsarmee des Adels von Ungarn, vom Erzherzog Palatinus.*).

Man sieht, daß die Erzherzoge mit einander wetteiferten, schlechte Proklamationen mit ihrem Namen zu stempeln.

Welche nordteutsche Gelehrte diese verschiedenen Proklamationen geschmiedet haben, darüber werden wir dem Publikum seiner Zeit interessante Aufschlüsse mittheilen. Ungeachtet diese Proklamationen die ersten k. k. österreichisch-teutsch geschriebene Worte sind, strotzen sie doch von Sprachfehlern, die wir in einem besondern Aufsatze rügen werden.

b. Privatschriften.

Warum wird der jetzige Krieg geführt? von einem österreichischen Landmann (Freyherrn v. Hormayr) Wien, im Verlage bey Anton Strauß. 1809. 366 S. in 8.

„Das Vaterland der unter dem Scepter „des Kaisers vereinigten Teutschen, sla„vischen und ungarischen Völker zu erhal-

*) Man lese über diese Proklamationen folgende, in München erschienene Schrift:

Oesterreichische Proklamationen mit Anmerkungen.

„ten, ist die alleinige Ursache dieses noth„wendigen und gerechten Krieges" (S. 29).

Welcher Unsinn! — „Franz kennt die ganze Beschaffenheit seines Landes! (S. 20.) und läßt seinen Erben auf dieselbe Weise zu unsern Landsmann bilden und unterrichten." — „Die Pflicht des Landsherrn ist, zu wachen, daß von seinen Staaten nichts veräußert werde," u. s. w. Liegt nicht hierin die deutlichste Mißbilligung des Vergehens, dessen sich die österreichische Regierung gegen ihr Land schuldig machte, da sie die angebotene Integritäts-Garantirung ausschlug?

Uebrigens beweiset diese Schrift, was sie auch Seite 4 — 5 selbst sagt; daß der Unwille der Tiefersehenden über das Beginnen eines neuen Krieges allgemein war.

Der Vendeekrieg. Germanien 1809 in 8. 12 Seiten Vorrede, und 147 Seiten Text.

In der Vorrede, wegen welcher allein obiger Anfang der Geschichte des Vendeekrieges gedruckt worden ist, wird der Krieg Oesterreichs, und der allgemeine Völkeraufstand als nothwendig angegeben.

Proklamationen:

1. An die Deutschen.

2. An die Völker Deutschlands.

3. Oesterreicher, Ungarn, Böhmen!
„Behauptet euer Kleeblatt, dessen fester „Stengel Franz, der österreichische Kai„ser ist" — Ohe, jam satis!

4. Oesterreich an Tyrol! ½ Bogen in Folio.
„Zertrümmert habt ihr Baierns aufgedrunge„ne Herrschaft" u. s. w. — Wie würde man es nennen, wenn Baiern so zu den Innviertlern spräche?

Vaterlandslied, ½ Bog. in 4.

Kriegslied für die österreichische Armee, von J. F. Castelli, in Musik gesetzt von Jos. Weigl, Kapellmeister der k. k. Hoftheater. Wien, bey Strauß, 4 Blätter in 8.

Lieder österreichischer Wehrmänner, von H. J. von Collin. Erste Abtheilung, Wien, bey Anton Strauß 1808. 32 Seiten in 8. Zweyte Abtheilung, 32 Seiten in 8.

In der sechs Seiten langen Vorrede wird von dem „künftigen möglichen Krieg" als von einem Vertilgungskriege gesprochen. Der Herr Verfasser hoffte ohne Grund, daß diese Lieder von Mund zu Munde sich fortpflanzen, und in Stunden der Gefahr das heilige österreichische Vaterland retten sollen,

zum Verderben der Feinde, „welchen Gott Gedeihen geben möge! (?) Diese Lieder sind ein wahres Muster, wie Kriegslieder nicht seyn sollen. Sie erschienen auch mit Melodien von Weigl, in 2 Abtheilungen.

Kriegsgesänge für das Heer und die Wehrmänner Oesterreichs. Gewidmet diesen tapfern Vertheidigern, 1809. kostet 12 Kr. Wien bey Anton Strauß, 14 Seiten in 8. (mit Klavierauszug der Märsche 1 fl.)

Zweckmäßiger gedichtet als die vorigen.

Kriegsgesang der k. k. Armee, von Ludwig Bleibtreu, mit dem Motto: Was ist dem Menschen theurer, als das Vaterland? Euripides. 1809. 1 Bogen in 4.

Volkslied für die österreichischen Unterthanen, auf die Begebenheiten des Jahres 1809 von J. v. L. Wien, bey Andreas Gaßler. 9 Seiten in 8. mit dem Motto: „Auch widrige Zeitumstände haben ihr Gutes — sie schließen die Menschen enger an einander, und fester an das Vaterland."

Beym Anrücken des Zuges der für König und Vaterland gesetzmäßig bewaffneten Edlen Hungariens. Ode (?) von M. M. Heinzman. Wien, bey Ludwig Mausberger, 8 Seiten in 8.

2. An die Völker Deutschlands.

3. Oesterreicher, Ungarn, Böhmen!
„Behauptet euer Kleeblatt, dessen fester „Stengel Franz, der österreichische Kaiser ist" — Ohe, jam satis!

4. Oesterreich an Tyrol! ½ Bogen in Folio.
„Zertrümmert habt ihr Baierns aufgedrungene Herrschaft" u. s. w. — Wie würde man es nennen, wenn Baiern so zu den Innviertlern spräche?

Vaterlandslied, ½ Bog. in 4.

Kriegslied für die österreichische Armee, von J. F. Castelli, in Musik gesetzt von Jos. Weigl, Kapellmeister der k. k. Hoftheater. Wien, bey Strauß, 4 Blätter in 8.

Lieder österreichischer Wehrmänner, von H. J. von Collin. Erste Abtheilung, Wien, bey Anton Strauß 1808. 32 Seiten in 8. Zweyte Abtheilung, 32 Seiten in 8.

In der sechs Seiten langen Vorrede wird von dem „künftigen möglichen Krieg" als von einem Vertilgungskriege gesprochen. Der Herr Verfasser hoffte ohne Grund, daß diese Lieder von Mund zu Munde sich fortpflanzen, und in Stunden der Gefahr das heilige österreichische Vaterland retten sollen,

zum Verderben der Feinde, „welchen Gott Gedeihen geben möge! (?) Diese Lieder sind ein wahres Muster, wie Kriegslieder nicht seyn sollen. Sie erschienen auch mit Melodien von Weigl, in 2 Abtheilungen.

Kriegsgesänge für das Heer und die Wehrmänner Oesterreichs. Gewidmet diesen tapfern Vertheidigern, 1809. kostet 12 Kr. Wien bey Anton Strauß, 14 Seiten in 8. (mit Klavierauszug der Märsche 1 fl.)

Zweckmäßiger gedichtet als die vorigen.

Kriegsgesang der k. k. Armee, von Ludwig Bleibtreu, mit dem Motto: Was ist dem Menschen theurer, als das Vaterland? Euripides. 1809. 1 Bogen in 4.

Volkslied für die österreichischen Unterthanen, auf die Begebenheiten des Jahres 1809 von J. v. L. Wien, bey Andreas Gaßler. 9 Seiten in 8. mit dem Motto: „Auch widrige Zeitumstände haben ihr Gutes — sie schließen die Menschen enger an einander, und fester an das Vaterland.“

Beym Anrücken des Zuges der für König und Vaterland gesetzmäßig bewaffneten Edlen Hungariens. Ode (?) von M. M. Heinzman. Wien, bey Ludwig Mausberger, 8 Seiten in 8.

Lagergespräch der österreichischen Krieger im Jahre 1809. von G. A. Gundelfinger. Wien 1809. 14 Seiten in 8.

Eine äußerst mißrathene Nachahmung von Schillers Lager Wallensteins. In der Vorrede äußert der Verfasser Freude über den Muth der Landwehrmänner, Dankbarkeit für den Feldherrn, und Vertrauen auf den im Himmel wohnenden Vertreter der guten Sache.

Der Adlerwirth von Schwatz, oder: Oesterreich über Alles. Ein vaterländisches Schauspiel.

Wurde von dem Direktor des Leopoldstädter Theaters bestellt (für künftige Siegesfeyer!!) konnte natürlich nicht aufgeführt werden.

Kaiser Ferdinand der Zweyte; als am 8ten März 1809 das Cavallerieregiment Hohenzollern über den Burgplatz zog, von Carol. Pichler, geborne von Greiner. Wien, 1809. 8 Seiten in 4.

Kurzgefaßte Geschichte des Kürassirregiments Hohenzollern, ½ Bogen in Follo.

Anrede eines Ungarn an seine Mitbürger. Wien, bey Anton Pichler. 1809. 15 Seiten in 8.

Der Verfasser drückt vor allem seine Besorgniß aus, der Edelmann und Priester, könnte

mit den Bauern vermischt, und mit gleichen Lasten wie der Letztere, belegt werden!

Schreiben an einen edlen Krieger. 12 Seiten in 12. Antwort des edlen Kriegers, 16 Seiten in 12. nebst einer Nachschrift im Brief Couvert.

In dieser sonderbaren Form ward die Schrift ausgetheilt, damit Jedermann — wie die Ankündigung davon sagte — ohne viele Umstände mit Hinzusetzungen der Familien-angelegenheiten und seines Namens, sie an seine militärischen Freunde senden könne.

Wir kennen dich! eine Volksstimme aus Tausenden an Se. k. k. Hohheit den Erzherzog Karl, Generalissimus der Armee, von Joachim Perinet, Wien 1809 ½ Bogen in 4.

In Beziehung auf die Proklamation des Erzherzog Karl zur Versammlung der Landwehre.

Hungariae Insurrectioni, de Ioachimo Perinet, ½ Bogen in 4.

Vermuthlich sind Perinets deutsche Reime noch nicht schlecht genug, darum machte er jetzt lateinische — Reime! (steht auch in der Preßburger Zeitung).

Die treuen Männer der Landwehre, ihrem guten Kaiser bey Gelegenheit der Fahnenweihe und Ablegung

des Eides in tiefester Ehrfurcht dargebracht, von Franz Heinrich Böhh, Gemeiner bey der 6ten Compagnie — des 6ten Bataillons, unter Commando des Anton Edlen Herrn von Mannagetta, k. k. Oberstwachtmeisters. Wien, gedruckt bey Anton Strauß, 1 Bogen in Folio.

Der Wanderer, ein Volksblatt.

Probeblatt, 4 Seiten in 4.

Zweytes Probeblatt, 4 Seiten in 4.

Nr. 3. 4 Seiten in 4.

Ausschließlich für die Vorfälle in Tyrol, und zur Aufwieglung der Tyroler bestimmt, auch größtentheils in der Inspucker Zeitung wieder abgedruckt.

Spanien und Tyrol tragen keine fremden Fesseln! 1809. in 4. 40 Seiten.

Eine Aufforderung zum Aufruhr an alle teutsche Völker.

Was ist der Moniteur und Compagnie? Auszug mit einigen Zusätzen aus dem Manuscript: „des Eroberers Ehrensäule.“ Ungarn 1809. Mit dem Motto: Opionum Comenta delet dies, naturae judicia confirmat. Cic. — Auf Deutsch, mit Anwendung auf gegenwärtige Zeiten: Die Pläne des Cabinets von St. Cloud hat die Zeit entziffert, und wir werden künftighin

die Worte des Moniteurs nicht achten, sondern uns an die ewigen Gesetze der Natur halten, und jedem, der uns unter der Maske der Freyheit der Meere ausrauben und unterjochen will, mit Kraft und Gewalt zurücktreiben.“

Aufruf an Oesterreichs Völker. Wien, bey Anton Strauß, 1809. 34 Seiten in 8.

Was man im Manifeste zu sagen das Herz nicht hatte, wird in dieser offiziellen Schmähschrift mit Verdrehung aller Fakten vorgetragen.

Offenherziges Schreiben eines Bürgers aus Baiern an seinen Sohn in Wien. Deutschland 1809. 8 S. 8.

Verdient in künftiger Fastnacht in Baiern, zur Belustigung nachgedruckt zu werden. Der bairische Bürger schickt seinem Sohn in Wien 800 fl., damit er sich zur Landwehre equipiren könne!

Aufruf eines Herrschaftsbeamten an die herrschaftlichen Unterthanen zur Vertheidigung und Unterstützung des Vaterlandes, von Ferd. Jos. Riedl, Herrschaftsverwalter. Wien 1809, bey Kupfer und Wimmer. 15 Seiten in 8.

Die bestehenden Wiener-Journale, z. B. der Prometheus, die vaterländischen Blätter, der Eipeldauer, die Tulbinger Rosel, nahmen mehr oder weniger eine kriegerische Stimmung an. Die

Annalen der österreichischen Literatur enthielten sich (mit Ausnahme einer giftigen Hormayrischen Recension, welche vermuthlich auf Befehl eingerückt wurde), aller Theilnahme an dem Federkrieg.

B. In entfernterer Beziehung auf den Krieg.

a. Libellen gegen Frankreich und den französischen Kaiser.

1. Spanien betreffend.

Sammlung der Aktenstücke über die spanische Thronveränderung. Erste Abtheilung. Germanien 1808. 263 Seiten in 8.

Inhalt: 1. Bericht über den Feldzug in Spanien, aus dem Moniteur. 2. D. Cevallos Darstellung der Begebenheiten in Spanien.

Zweyte Abtheilung. 224 Seiten in 8.

1. Artikeln aus dem Moniteur und andern authentisch-französischen Blättern. 2) Proklamationen, Berichte, Reskripte ꝛc. die von Seite der spanischen Nation erschienen sind.

Dritte Abtheilung. 248 Seiten in 8.

1. Französischer Seits kundgemachte offizielle Piecen. 2. Proklamationen ꝛc.

Vierte Abtheilung. 240 Seiten.

24 verschiedene Aktenstücke, Libellen ꝛc.

Exposition des faits et des trames, qui ont preparé l'usurpation de la couronne d'Espagne, et des moyens dont l'empereur des français s'est servi, pour la réaliser, par S. E. Mr. de Cevallos, premier Secretaire d'etas et de depeches de S. M. C. Ferdinand VII. A Madrid de l'imprimerie royale. 1808. 79. p. in 8.

Palafox an den General Lefebure. 4 Seiten in 4.

Eine Apologie der Mönche und der Inquisition.

Frankreichs Uebermuth und Demüthigung gerade vor einem Jahrhundert, 1709. Ohne Druckort. 47 Seiten in 8.

Spanien ist noch nicht erobert.

Nachdem alles schon für Wien verloren war, und alle andere Büchertitel von den Mauern und Straßen-Ecken verschwanden, blieb dieser einzige noch übrig.

2. Den päpstlichen Hof betreffend.

Correspondenz zwischen dem römischen und französisch-kaiserlichen Hofe. Germanien 1808. 198 Seiten in 8.

3. Vermischten Inhalts.

Geheime Geschichte des neuen französischen Hofes. In Briefen, während der Monate August, September und Oktober 1805. St. Petersburg.

(vielmehr Wien) 1806 — 1807. (soll heißen 1808) 2 Bände, in 8. Ein Gewebe der nichtswürdigsten und widersprechendsten Verläumdungen. Ein Regierungsrath in Wien soll sich zur Uebersetzung dieses in London zusammen geschmiedeten Pasquills erniedrigt haben.

b. Schriften zur Beförderung der Anhänglichkeit an die lotringische Dynastie.

D. Suntinger, Darstellung der Kultur und Humanität des k. k. Oesterreichischen Hofes. Wien und Triest, bey Geistinger. 1808.

Charakter-Schilderungen, interessante Erzählungen und Züge von Regentengröße, Tapferkeit und Bürgertugend aus der Geschichte der österreichischen Staaten. 6 Bändchen, in 8.

Vaterländische Blätter für den österreich. Kaiserstaat.

c. Andere Schriften zur Erweckung einer den Absichten der Regierung angemessenen Stimmung.

Stimme eines Deutschen für die Selbstständigkeit der noch freyen, und für die Befreyung der unterjochten Staaten in Europa, mit dem Motto: ingentia bella, expugnationes urbium, fusi,

captique (captique!) reges. Erstes Heft, 1809. 53 Seiten in 8.

Der Inhalt dieser vom Professor Watterroth (dem Verfolger des Hofr. von Sonnenfels) angefangenen Zeitschrift ist folgender:

I. Ueber den vorhersehenden politischen Sklavengeist unsrer Zeit.

II. Ueber die nothwendige Abtheilung des menschlichen Geschlechts, in freye von einander unabhängige Völker.

III. Ueber die vorzügliche Anlage von Europa, zu einem Gebilde unabhängiger Staaten.

IV. Ueber die ursprüngliche Abtheilung der Bevölkerung von Europa, in unabhängige Völker.

V. Ueber die Alleinherrschaft in Europa.

Verzeichniß

der nach Besitznahme der Franzosen zu Wien und Linz, herausgekommenen politischen Druckschriften und Aktenstücke.

Ueber die Gegner der großen Plane Napoleons, besonders in Deutschland und Oesterreich. Zweyte mit den Zusätzen der französischen und spanischen Uebersetzungen vermehrte Auflage, mit dem

Motto: fata viam invenient. Straßburg (Linz) 1809. 64 Seiten in 8. auch in lateiniſcher und ungariſcher Sprache zu Wien. 1809. 8.

Urtheil der auf Verordnung Sr. k. k. Majeſtät verſammelten Militärkommiſſion vom 24. Junius 1809. 4 Seiten in Folio.

Ueber den Sattlermeiſter Jakob Eſchenbecher, welcher eine öſterreichiſche Kanone in ſeinem Garten verſteckte.

Der Morgenbote.

Eine Zeitschrift für die österreichischen Staaten.

Ersten Bandes zweytes Heft.

1809.

I.

Auszüge aus einer merkwürdigen, deutsch, lateinisch und ungarisch herausgegebenen Schrift: über die Gegner der großen Plane Napoleons.

Im Julius erhielt man von München eine Schrift unter dem Titel:

„Die Plane Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich.“ München 1809. 8.

Bald darauf erschien unter der wahren oder vorgeblichen Firma: Straßburg, eine zweyte, mit den Zusätzen der französischen und spanischen Uebersetzungen vermehrte Auflage.

Diese zweyte Auflage ward zu Wien zweymal nachgedruckt, auch in lateinischer und ungarischer Sprache daselbst herausgegeben. Wir stimmen zwar nicht in

allen Stücken mit dem Herrn Verfaſſer überein, aber wir müſſen ihm das Zeugniß geben, daß er ſein Thema mit Einſicht und Freymüthigkeit ausgeführt hat.

Sehr glücklich iſt eine große Anzahl eigener Aeußerungen des großen Napoleons in den Text verwebt, und das Ganze erhält dadurch eine diplomatiſche Glaubwürdigkeit, und ein offizielles Anſehen. Die Schrift zerfällt in zwey Haupttheile. Der erſte beſchäfftigt ſich in drey Kapiteln mit der Darſtellung der Plane Napoleons, in Beziehung auf Staats- Privat- und Völkerrecht. Der zweyte geht den Gegnern dieſer Plane zu Leibe, und fertigt in fünf Kapiteln nach einander ab: Die Ultra-Ariſtokraten, die Ultra-Demokraten, die religiöſen Fanatiker, die irregeleiteten Biedermänner, und die engliſchen Agenten.

Man ſieht ſchon aus der Inhaltsanzeige, daß die angezeigte Schrift nach einem umfaſſenden Plane angelegt iſt, und einem längſtgefühlten Bedürfniſſe abhilft, woraus ſich die günſtige Aufnahme, die ſie fand, und die ſchnelle Verbreitung, die ihr ſchon bis jetzt in halb Europa ward, größtentheils erklären läßt.

Für Oeſterreich iſt dieſe Staatsſchrift beſonders wichtig.

Da ſie ſchon von mehreren Seiten her angegriffen worden iſt, und hie und da großes Aufſehen erregte, ſo wollen wir diejenigen unſerer Leſer, denen

ſie etwa noch unbekannt ſeyn möchte, durch einige Auszüge mit dem Geiſte, der in ihr herrſcht, bekannt machen; denn, wer ſie zuerſt aus norddeutſchen oder andern proteſtantiſchen Rezenſionen, die gewiß das Werklein höchſt unglimpflich behandeln werden, kennen lernt; wird ſich einen ganz unrichtigen Begriff davon machen.

Wir heben folgende Stellen, als vorzüglich in unſere Zeitſchrift paſſend, aus.

Napoleons ſtaatsrechtliche Einrichtungen.

Napoleons Regierung umſchlingt das Intereſſe der ganzen Menſchheit; denn das, wovon die Revoluzion ausgieng, **Verbeſſerung der Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung**, das hat er nicht bloß in Frankreich, ſondern auch in den meiſten Staaten Europa's eingeleitet und größtentheils auch ausgeführt.

Ihm haben wir zu danken, daß am Rhein wie an der Weichſel gehäſſige Vorrechte und die Menſchheit entehrende Unterdrückungen abgeſchafft ſind. Daß man nunmehr in ganz Deutſchland auf Gleichheit der Geſetze und auf Freyheit des Gewiſſens Anſpruch machen darf, daß nicht bloß von Rechten, ſondern auch von Pflichten der Regierung die Rede iſt, daß der Wille der Beſſern des Volks vernommen werden

muß, daß das Verdienst nicht mehr gezwungen ist, dem bloßen Zufalle nachzustehen, — das alles ist Sein Werk. Vor ihm hat man nur zerstört, nicht aufgebaut. Die Revolution hat allerdings Leibeigenschaft, Hierarchie, Feudalsystem, und alle andere Arten von Sklaverey aufgehoben. Aber in der Folge ward Freyheit bis zur Unfreyheit und Toleranz bis zur Intoleranz getrieben. Neu zu bilden den vollkommnern Rechtszustand der Menschen für Frankreich und für den civilisirten Theil Europa's, war Napoleons Geiste vorbehalten.

Diejenigen, die sich der Revoluzion bald nach ihrem Anfange bemächtigt hatten, folgten theils nur den Eingebungen ihres Egoismus, theils unrichtigen Vorstellungen, die nicht in das Innere der Menschen-Natur und in das Wesen des Staats-Organismus eingedrungen waren.

Napoleon sah ein, daß um Frankreich und die Humanität zu retten, auf Verstand und Vernunft gleich stark eingewirkt werden müsse. Sein Streben ging also dahin, nicht nur dem Geiste über den Körper den Sieg zu verschaffen durch Emporbringung des Verdienstes, sondern auch der Moralität eine unerschütterliche Basis zu geben, durch Vereinigung des Rechts mit der Gewalt.

Beydes bewirkte er durch die Einführung des

konstitutionellen Monarchismus, welcher nur auf obige Grundsätze gebaut ist.

Hat Napoleon den Verstand versöhnt durch Auszeichnung der Verdienste, so hat er auch die Vernunft (das moralische Gefühl) erhoben, durch Anerkennung des philosophischen Axioms: Die Dynastien sind der Nationen wegen da. Es gieng zwar schon seit Friedrich II. als eine Art von Sage in Europa herum. Aber Napoleon gab der Welt ein glänzendes Beyspiel, daß dieses Axiom nicht bloß ein dem Volke gemachtes Kompliment bleiben darf, sondern im Ernste gelten muß, als Prinzip der Regierungen.

Geist der Feudal-Monarchie.

Den Gegensatz zu den konstituzionellen Monarchien bilden die Feudal-Monarchien, in welchen Geburt mehr gilt als Verdienst. Jene suchen die vornehmsten Staatsbeamten aus der ganzen Nazion aus, und behalten dadurch eine größere Wahlfreyheit. Diese aber schränken sich nur auf eine Klasse ein, in welcher sie die zu den ersten Staatsämtern nöthigen Eigenschaften vorzugsweise zu finden glauben.

Die Feudalmonarchien verrathen durch Ausschliessung der nicht Adelichgebohrnen von den vornehmsten Staats-Würden ihre innerste Gesinnung über die Maxime: die Dynastie ist der Nazion wegen da. Denn

bey einer Dynastie, die des Volkes wegen da ist, kann es keine bevorrechtete Klasse geben.

Die Geburt der konstituzionellen Monarchien ist der Tod der feudalistischen.

Da nun doch noch solche Feudal-Monarchien existiren, so ist klar, daß diese dem gegenwärtigen Zustande der menschlichen Bildung widersprechen, und folglich nicht länger mehr bestehen können. Es ist ferner klar, daß diejenigen Staaten, in welchen konstituzioneller Monarchismus eingeführt ist, welche aber noch eine mächtige Feudal-Monarchie zum Nachbarn haben, nicht eher für sicher basirt angesehen werden können, als bis der mächtige Nachbar entweder erdrückt ist, oder eben dasselbe System angenommen hat. Ausserdem werden die unzufriedenen Relikten des Feudalismus immer vom Nebenlande die Unterstützung ihrer ungern aufgegebenen Vorrechte erwarten und dort auch finden. Hierdurch aber wird eine den neuen Staat nie ruhen lassende Opposition genährt. Von der andern Seite werden in der Feudalmonarchie die besseren Köpfe, in denen allezeit die Wirkungskraft der Nazion liegt, die unerschütterliche Herrlichkeit des konstitutionell-monarchischen Systems einsehen, sie werden wünschen, der Wohlthaten desselben ebenfalls theilhaftig zu werden, und sobald sich einmal dieser Wunsch der meisten gebildeten Menschen bemächtigt haben wird (welches in nicht gar

langer Zeit unvermeidlich geschehen muß), so ist die Feudalmonarchie gestürzt, und die gewaltsame Revolution kann nur durch weises Benehmen der Regierung vermieden werden.

Opposition der Ultra-Aristokraten.

Napoleon wird von dem größten Theile des Adels gehaßt.

„Puissans et magnifiques Seigneurs! Votre brave Nation est mal conseillée.“

So schrieb Napoleon (11ten Nov. 1797) an die Häupter des grauen Bundes. So konnte er im Jahre 1806 an den preußischen, im Jahre 1808 an den spanischen und im Jahre 1809 an den österreichischen Adel schreiben!

Allenthalben sind es die Großen, die, indem sie ihren eigenen Sturz voraussehen, und nicht mehr abzuwenden vermögen, die Throne und Völker in das Verderben mit hinunter zu ziehen bemüht sind. Wir sahen dieses Schauspiel zuerst in Frankreich und dann in Preußen und Spanien. In allen diesen Reichen ist es dem Adel nur zu gut gelungen, die regierende Familie und das Volk namenlos unglücklich zu machen. Schon werden in Oesterreich Anstalten zu einer ähnlichen Tragödie gemacht. Wie unglücklich sind nicht Fürsten und Völker, welche ihr wahres und ein-

ziges Intereſſe verkennend, zu Schlachtopfern des wüthendſten Ariſtokratismus herabſinken!

Der Kreuzzug Oeſterreichs gegen Frankreich iſt nur eine Folge ariſtokratiſcher Leidenſchaften.

Gegen wen ſind die Schwerter des öſterreichiſchen Heeres gezückt? Gegen wen hat ſich der Landſturm erhoben? Wozu werden die ungeheuerſten Anſtrengungen gemacht, die Arbeiter dem Pfluge und den Gewerben entriſſen, die Länder in Tumult und Verwirrung geſtürzt, das Ganze wie das Einzelne aus den Fugen geriſſen? — Für Religion, — Vaterland, — Freyheit? — Nichts weniger! — **Die Religion iſt nicht bedroht, Vaterland und Freyheit würden erſt aufblühen durch ein entgegengeſetztes Syſtem, als das, wofür man ſtreiten will.**

Wofür alſo der widerſinnige Krieg?

Bekennt es nur, eben der Geiſt, der zu Madrit und Saragoſſa noch vor kurzem Bajonette und Dolche austheilte, iſt es, der nun auch in Deutſchland den Kriegsruf ertönen läßt. Ihr opfert eure Mitbürger euern Leidenſchaften auf, und verſchmäht es nicht, um ſie zu befriedigen, euch in die Arme des Verbrechens zu werfen, und überall Aufruhr zu erregen.

Wahres Interesse der österreichischen Nation.

Kämpft man auf solche Art für Religion und Vaterland? Muß die Vertheidigung so heiliger Güter durch Handlungen befleckt werden, vor welchen die Menschheit zurück schaudert, und die eure Feinde in die Unmöglichkeit versetzen, künftig mit euch zu unterhandeln? Oesterreicher! Ihr verabscheut diese niederträchtige Art, Krieg zu führen. Ihr selbst erhobt eure Stimme gegen die aufrührerischen Proklamationen, durch welche eure Regierung eben so sehr ihre Verblendung, als ihre Lasterhaftigkeit beurkundet. Ihr wollt euch der Verbrechen eures Kabinets nicht theilhaftig machen. Ihr werdet bald einsehen, daß das Interesse des gegenwärtigen Kreuzzuges euch fremd ist.

Ihr streitet ganz allein für die Vorrechte des Aristokratismus, und für die Vortheile des Aberglaubens, denn außer ihnen ist nichts bedroht. Man glaubt, den unaufhaltbaren Fortschritten der menschlichen Ausbildung einen Damm setzen zu können. Bis an die Gränzen von Oesterreich soll der Genius der Zeit vordringen, und nicht weiter! und wäre es möglich, Geistern die Thore zu verschließen, wäre jener furchtbare Genius nur erst von Oesterreich abgehalten, dann soll er in noch fernere Gegenden zurückgedrängt werden, und dem von ihm verjagten unsaubern Geiste des Feudalismus Platz machen, auf daß es wieder Barbarey und Nacht werde in Deutschland,

und daß man die bey Anbruch des Tages verschwundenen Sterne wieder glänzen sehe, wie vormals. Amen!

Dafür sollt ihr Gut und Blut wagen, ihr Völker Oesterreichs? Aber was liegt euch daran, ob die österreichischen Magnaten fett oder mager sind? Ob sie ferner Tausende verschleudern können oder nicht? Was habt ihr Gutes zu erwarten, wenn ihre Parthey obsiegt? Ist es nicht vielmehr euer größtes Glück, wenn sie unterliegen müssen, wenn ihre lästigen Vorrechte aufhören? Wird nicht dann erst jedes Verdienst seine Belohnung, jedes Talent seinen Wirkungskreis finden? Würde nicht vielmehr der Triumph des Aristokraten eure Uebel verlängern, vielleicht verewigen? Werft einen Blick auf euer einstürzendes gothisches Gebäude, und ergreift die Gelegenheit, von der Barbarey des Feudalismus erlöst, die Wohlthaten einer freyen Verfassung zu genießen!

Opposition der Fanatiker.

„Il y a des hommes, dans les quels le sentiment de la haine et de la jalousie ne s'éteint jamais.“

Proclamation de l'Empereur et Roi à son armèe, du 6. Oct. 1806.

Der Priesterstand hat immer ein anderes Interesse als die Regierungen.

Die Geschichte aller Zeiten und Völker lehrt, daß die Priester die gefährlichsten Feinde sind. Diese

Klasse versucht es noch immer, sich mit eitler Wuth dem unwiderstehlichen Genius der Zeit entgegenzusetzen, der dem Priesterthume keine andere Macht mehr zugestehen will, als die der sanften Belehrung, und seinen Söhnen keinen andern Beruf, als den, lebendige Beyspiele der Tugenden zu seyn, die ihr Mund predigt.

Bey der Ausartung des geistlichen Standes, die im 18ten Jahrhunderte bis auf den höchsten Gipfel gestiegen war, konnte ihm nichts Schrecklicheres begegnen, als die Wiederherstellung der Grundsätze des Urchristenthums, welche durch die französische Revolution eingeleitet, und von Napoleon fest gegründet ward.

Man fing nämlich an, sich zu überzeugen, daß eine einzige gute Handlung dem Zwecke der christlichen Religion angemessener sey, als hundert lange Gebete schwelgender Müßiggänger in schwarzen und braunen Kutten, die sich von allen Pflichten eines Bürgers, von allem thätigen Beytrag zum gemeinen Besten loszählten, und gleichwohl auf alle Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft Anspruch machten:

Man hat die Klöster aufgehoben, und Mönche und Nonnen zur thätigen Religion zurückgeführt:

Man hörte auf zu glauben, daß die Lehrer und Priester einer Religion, deren Stifter nichts besaß, im Reichthum und Ueberfluß schwelgen müssen, und

daß dieſer Stand, der eben die größten Vorzüge des Geiſtes und Herzens erfordert, gerade den verwerflichſten Menſchen vorzugsweiſe zukommen ſoll.

Man hat alſo der Geiſtlichkeit, die nur Vorrechte aber keine Pflichten hatte, eben ſo, wie dem Adel, jene genommen, und dieſe auferlegt. Iſt es daher ein Wunder, wenn beyde Klaſſen, in gleiches Verderbniß verſunken, gemeine Sache machen gegen Den, der ſich ihren Mißbräuchen mit ſo vieler Feſtigkeit entgegengeſtellt hat?

Napoleon hat noch ein größeres Verbrechen in ihren Augen begangen, durch Einführung einer allgemeinen Toleranz. Nur den chriſtlichen Religionspartheyen, ſagen ſie, hätte er ſeinen Schutz verleihen ſollen, nicht aber auch den Juden und Heiden; denn Grundſätze wie die ſeinigen, führen zu dem ſchrecklichſten Indifferentismus. Hat er nicht bey ſeiner Abreiſe nach Egypten ſeinen Soldaten die verderblichſten Glaubensmeinungen eingeflößt? indem er ſagte: (in der Proklamation vom 21ſten Juny 1797.)

„Ne contredisez pas les Mahometans. Agissez avec eux, comme nous avons agi avec les Juifs et les Italiens. Ayez des egards pour leurs Muftis et leurs Imans, comme vous en avez eu pour les Rabins et les Eveques. Ayez pour les cérémonies, que prescrit l'Alcoran

et pour les mosquées la même tolerance que vous avez eue pour les couvens, pour les synagogues, pour la religion de Moyse, et de Jesus-Christ.“

Welcher Mißklang in den Ohren der christlichen Priester von gewöhnlichem Schlage, wenn man Moskeen, Klöster und Synagogen, Muftis, Rabiner und Bischöfe in eine Klasse wirft!

Besondere Beschwerden der protestantischen Priesterschaft gegen Napoleon.

Doch das hätten noch Viele ertragen, denn gegen Nichtchristen sind sie toleranter als gegen Christen von einer andern Konfession. Das aber werden die protestantischen Geistlichen nie vergessen, daß Napoleon die katholische Religion der ihrigen vorzieht, daß er sie für konsequenter hält, und daß er sie öfter als einmal öffentlich über alle andere erhob (im Discours aux pretres de Lyon 1803. in der lettre de l'Empereur à son Ministre des cultes du 5. Mai 1807. in der lettre à M. M. les Archeveques et Eveques de France du 28. Mai 1807.) — Es ist ihnen ein Gräuel, daß er mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt, und daß dieser nunmehr überall den Sieg davon trägt über ihr Bekenntniß, das sie schon auf dem ganzen Erdenrund triumphiren zu sehen glaubten. Kurz sie

verabscheuen jetzt den großen Napoleon, wie ehmals den Papst.

Aber nicht bloß die Geistlichkeit, nein, die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet. Sie hat einen großen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden.

Dieser Bund, welcher größtentheils aus norddeutschen Gelehrten besteht, glaubte wirklich auf dem Punkte zu seyn, den von dem Geiste der Zeit längst schon überbotenen Protestantismus unter allerley Formen allenthalben eingeführt zu sehen. Noch jetzt ist er in mehrern Ländern damit beschäftigt, sein kühnes Vorhaben auszuführen. Die Plane Napoleons sind diesen finstern Kabalen hinderlich, und daher die unbändige Wuth der Protestanten gegen den französischen Kaiser.

Ausserdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Confession aufs engste mit den Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nazion muß auch das ihrige seyn. Wenn England fällt, so verlieren sie ihre größte Stütze, besonders seit Preußen nichts mehr für sie thun kann.

Was kann man nun Gutes von Menschen erwarten, denen das Interesse Englands auf das Gewissen

gebunden ist, und die ihr Heil und von dem allgemeinen Feinde der Menschheit zu erwarten haben?

Es ist nicht ihre Schuld, daß wir nicht in Deutschland schon Dragonaden erlebt haben, wie in Irland. Da sie aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen können, so suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen, durch Schulordnungen und literärischen Despotismus.

Aller Anstrich einer großen Geistesbildung hindert die protestantischen Gelehrten nicht, den ungerechtesten und leidenschaftlichsten Gesinnungen Platz zu geben.

Wenn man den ausgelassensten Tadel, und die gräulichsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will, so gehe man nur in eine ächt lutherische Cotterie. Dort wird man eine geheime Allianz vorbereiten sehen, zwischen dem Papst und den Söhnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ehemaligen Bündnisse des Papstes mit den Türken bildet. Und wenn einst dem französischen Kaiser ein Unglück begegnen sollte, so würden wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen mit einander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen von Salamanca.

Dieser protestantische Bund ist sehr ausgebreitet. Er hat sogar angefangen, sich mit einigen katholischen

Fanatikern in Verkehr zu ſetzen. Daß er ſich für Oeſterreich verwendet, ſehen wir noch täglich; es ſind aber Beweiſe vorhanden, daß er dieſe Nazion aufs ſchändlichſte hintergehen, und den Krieg nur für ſich benützen wollte.

Deſſen ungeachtet genießt dieſe lutheriſche Liga noch in manchen Staaten einen ausgezeichneten Schutz. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man dort die Schuldigen vertheidigen wird. Man wird die ſchönſten Phraſen deklamiren über die Erhabenheit großmüthiger Geſinnungen, und über die Niederträchtigkeit der Angebungen. Man wird den Fürſten glauben machen wollen, daß ſie am beſten thun, den Mantel der chriſtlichen Liebe zu hängen über alle aufrühreriſchen Machinationen, die, wie man behauptet, nur Sache der Meinung ſind, und in Zukunft nichts mehr ſchaden können.

Aber dieſe großmüthigen Beſchützer verrathen dadurch ihre eigene innerſte Geſinnung, und werden vielleicht ſelbſt noch einer Protektion bedürfen bey einer Regierung, welche alles durchſchauet, und die geheimen Kabalen derjenigen zu beſtrafen wiſſen wird, die gegen ſie und ihre Armeen conſpirirt haben.

Ermahnung an alle gutgeſinnten Deutſchen.

Hört endlich auf, Männer von Empfindung für Rechtlichkeit, euch gegen die groſſen Plane Napoleons

zu ereifern. Ihr wollt das Beste der Menschheit. Wird dieser edle Zweck erreicht werden, wenn die Feinde des Beschützers aller philantropischen und liberalen Ideen den Sieg davon tragen; wenn es ihnen gelingt, die Uebel des Krieges zu verlängern? Denn sicher wird dieser nicht eher aufhören, als bis der Genius des Zeitalters den vollständigsten Triumph errungen haben wird. Es gilt von diesem Kriege, was Napoleon (am 26. Dec. 1799.) dem König von England geschrieben hat: Le sort de toutes les nations civilisées est attaché à la fin de cette guerre, qui enveloppe le monde entier. Lernt die wahre Lage der Dinge einsehen. Erkennet die Natur des Kriegs, der jetzt geführt wird. Es ist der Krieg der Barbarey des Mittelalters gegen die hellen Begriffe des neuen Jahrhunderts, der Krieg des Feudalgeistes gegen die Grundsätze der konstitutionellen Monarchie, der Dummheit und des Uebelwollens gegen den Verstand und die Philanthropie. Kann eure Wahl nun noch schwankend seyn?

Verzweifelt an Nichts. Zwar ist die gegenwärtige Lage vieler deutschen Staaten noch niederschlagend. Aber sobald wir einmal Frieden haben, — und wir werden ihn nur dann bekommen, wenn wir dem Systeme des Zeit-Geistes folgen — sobald die neue Ordnung der Dinge fixirt ist, so kehren Industrie und Handel mit neuen Kräften zurück. Sie werden nach und nach die verarmten Länder wieder em-

vorheben, die Nazionalschulden werden sich vermindern und die Neuheit einiger Einrichtungen wird aufhören, uns anstößig zu seyn, sobald der Gebrauch sie erträglich, und der damit verbundene Nutzen sie angesehen gemacht haben wird. Tröstet euch daher über den Verlust, und erfreuet euch der gewonnenen Güter!

Opposition der englischen Agenten.

Si cette puissance ne peut trouver la paix, que dans l'abaissement de la France, il ne nous reste plus, qu'à gemir sur les malheurs de la guerre, et à en rejeter l'opprobre et le blâme sur cette nation, qui alimente son manoeuvre avec le sang du Continent.

Message de l'Empereur au Senat du 20. Mars 1807.

Die Intriguen der englischen Agenten werden zu ihrer Beschämung ausfallen.

Alle die bisher genannten Klassen der Gegner des Napoleonismus müssen den zahlreichen Agenten Englands zu Spielwerken der Intrigue dienen. Diese niedrigen Mäckler verschmähen keine Rolle, spielen hier den Aristokraten, dort den Demokraten, hier den Fanatiker, dort den Freund der Menschheit, und so gelingt es ihnen nach und nach, einen Haufen von Menschen, die sich unter einander theils fremd, theils verhaßt sind, unter eine Fahne zusammenzustellen. Zum Glücke der Völker begründet eine solche heterogene

Rotte noch keine öffentliche Meynung. Sie kann höchstens eine bald vorübergehende Täuschung bewirken. Wir sehen in Oesterreich, wie dort die ungereimtesten Mährchen verbreitet und vom Pöbel begierig aufgefaßt werden, wie man Volk und Regierung wechselweise bearbeitet hat, um sie endlich in Maßregeln hineinzuwerfen, die nicht mehr zurückgenommen werden können, indeß die Bösewichter, denen ihr Werk nur zu gut gelungen ist, mit triumphirendem Lächeln bemüht sind, die Glut noch heftiger anzufachen.

Aber wir werden bald die Augenzeugen anderer Szenen seyn, und dann werden Volk und Regierung die satanischen Urheber des Unheils verfluchen, und das mit schnellen Schritten seinem Verderben zueilende Albion hat eine Blutschuld mehr zu büßen!

Epilog.

Es ist das Interesse aller gebildeten Menschen, Napoleons System anzunehmen.

Das sind nun die Gegner Napoleons und seiner großen Plane. Mit jedem Tage werden wir ihre Zahl sich mindern sehen, und am Ende werden nur einige wenige Verblendete übrig bleiben, deren Existenz Napoleon für zu unbedeutend hält. Aber alle Männer von wahren Verdiensten und Talenten wer-

den sich aussöhnen mit seinen liberalen und großmüthigen Absichten.

Die gegenwärtigen Zeiten der politischen Umwälzungen fordern Arbeiten ins Große, durchgreifende Maßregeln, entschiedene Kraftäußerungen.

Nach der alten Weise fortfahren, Bruchstücke an Bruchstücke heften, geht nicht mehr an.

„Das Neue kömmt, das Alte ist verschwunden."

Herder.

Ein höheres Ideal muß den Regierungen vorschweben. Der Schlendrian ist gestürzt, und mit ihm alle Routiniers. Das Reich der Talente, die lange genug überall zurückgesetzt waren, beginnt. Sollen diese nicht dem großen Manne dankbar seyn, dessen Kraft und Standhaftigkeit die auf Abwege gerathene Revolution so gelenkt hat, daß das Uebergewicht der Verdienste über das Herkommen und über den Zufall für immer gesichert ist? Kann man den Fall als denkbar annehmen, daß auch nur Ein guter Kopf oder wahrhaft verdienstvoller Bürger dem System Napoleons abgünstig seyn könne? Müssen nicht vielmehr alle, die nicht zu den privilegirten Kasten, und zu den Schlendrians-Männern gehören, für die neue Ordnung der Dinge und für ihren erhabenen Garan-

ten mit vollem Gemüthe eingenommen seyn? Und sind sie es nicht allenthalben?

Die Antwort auf diese Frage kann nicht zweifelhaft seyn. Vielleicht erhalten wir hierüber bald ein großes Beyspiel.

den sich aussöhnen mit seinen liberalen und großmüthigen Absichten.

Die gegenwärtigen Zeiten der politischen Umwälzungen fordern Arbeiten ins Große, durchgreifende Maßregeln, entschiedene Kraftäußerungen.

Nach der alten Weise fortfahren, Bruchstücke an Bruchstücke heften, geht nicht mehr an.

„Das Neue kömmt, das Alte ist verschwunden.“

Herder.

Ein höheres Ideal muß den Regierungen vorschweben. Der Schlendrian ist gestürzt, und mit ihm alle Routiniers. Das Reich der Talente, die lange genug überall zurückgesetzt waren, beginnt. Sollen diese nicht dem großen Manne dankbar seyn, dessen Kraft und Standhaftigkeit die auf Abwege gerathene Revolnzion so gelenkt hat, daß das Uebergewicht der Verdienste über das Herkommen und über den Zufall für immer gesichert ist? Kann man den Fall als denkbar annehmen, daß auch nur Ein guter Kopf oder wahrhaft verdienstvoller Bürger dem System Napoleons abgünstig seyn könne? Müssen nicht vielmehr alle, die nicht zu den privilegirten Kasten, und zu den Schlendrians-Männern gehören, für die neue Ordnung der Dinge und für ihren erhabenen Garan-

führung der Revoluzions-Münze, der Assignaten, sorgen sollten. Es erschienen Proklamazionen, die den Völkern Freyheit und Gleichheit verhießen, ihnen aber auch, sollten sie das zweydeutige Geschenk nicht mit beyden Händen ergreifen, Tod und Verderben drohten. Französische Emissäre durchstreiften die verschiedenen Länder Europa's, verstreuten, und belebten Keime der Unzufriedenheit, sammelten Schwärmer, Intrikanten, Menschen, die bey einer gewaltsamen Volksumwälzung nur zu gewinnen hatten, um sich her, und bildeten Klubbe, deren Ramifikazionen sich bald beynahe über den ganzen polizirten Theil von Europa erstreckten.

Jene öffentlichen Handlungen und diese heimlichen Machinazionen wurden als eine Kriegserklärung gegen alle bestehenden Staatsverfassungen angesehen; der Krieg zwischen Frankreich und den koalisirten Mächten gewann die Gestalt eines Kampfes zwischen der Monarchie und der absoluten Demokratie, und schien nur mit der Verbannung der ersten Regierungsform aus Europa, oder mit der Vernichtung der Regierungen enden zu können, welche durch Proklamirung und Bethätigung solcher Grundsätze allen Anspruch auf Treue und Glauben aufgegeben, alle Möglichkeit friedlicher Verhältnisse mit den bestehenden Regierungen entfernt hatte.

Siebenzehen Jahre darnach sehen wir einen ähnlichen Kampf beginnen, von der einen Seite mit

II.

Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungs-Systems.

(Auszug aus einer offiziellen Denkschrift.)

Am 15. Dezember 1792 beschloß der französische National-Konvent: in allen von den Armeen der Republik besetzten Ländern soll von den Generalen sogleich erklärt werden, sie bringen dem Volke Friede, Beystand, Brüderschaft, Freyheit und Gleichheit; der Adel, alle Gefälle und Lasten, welche aus lehenherrlichen und grundherrlichen Verhältnissen entspringen, seyen abgeschafft; alle vorhandene Obrigkeit aufgehoben, und an derselben Stelle solle sich das Volk in Urversammlungen vorläufig eine Staatsverwaltung erwählen. Den Generalen der Armeen wurden Nazional-Kommissäre beygegeben, welche mit der neuen Staatsverwaltung Brüderschaft stiften, und die Einrichtung einer freyen Volksregierung leiten; zugleich aber für die schnelle Abtragung des der Mutter-Republik für die Befreyung gebührenden Tributs, und für die Ein-

nen, das Fortschreiten des immer mehr sich verbreitenden neuen Systems aufzuhalten.

An Oesterreichs südlicher Grenze hatte das Königreich Italien eine jenem Geiste gerade entgegengesetzte Verfassung enthalten. An der westlichen Seite regenerirte sich das Königreich Bayern durch eine Konstituzion, in demselben höheren Sinne gegeben. Auch Preußen, nach einem kurzen Kampfe erliegend, hatte die Fesseln des Landeigenthums gesprengt, und die drückenden Vorrechte des Adels vermindert; die Konstituzion des Herzogthums Wärschau gab den anwohnenden, mit seinen Bewohnern aus Einem Stamme entsprossenen Galliziern fortwährend Stoff zu Mißmuth erregenden Vergleichungen.

So beynahe von allen Seiten den Einwirkungen eines Systems bloß gegeben, welches, in den Verhältnissen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet, den Beyfall der Nazionen erhalten mußte, und doch gegen dasselbe sich stemmend, glaubte Oesterreich keinen andern Ausweg mehr übrig, als gleichwohl in offenen Kampf mit demselben zu treten, in einen Kampf, der ihm, fiel er glücklich aus, nebst der Befestigung des staatsrechtlichen Systems, zu dem es nun einmal geschworen hatte, auch noch die Erweiterung seiner Grenzen und die Herstellung des vorigen Einflusses auf fremde Staaten versprach.*)

1) Sollte die Behauptung, daß diese Zwecke dem Angriffe Oesterreichs zum Grunde lagen, nach dem, was

gleichen Mitteln geführt. Während und aus der Revoluzion hatte sich ein System von Staatsrecht gebildet, welches, die Rechte der Menschen ehrend, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Freyheit der Gewissen und Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung als die Grundlagen jeder vernünftigen Staatsverfassung erklärte. Was bisher durch Theoretiker gesagt, gelehrt und geschrieben worden war, was nur in politischen Träumen bestanden hatte, ging nun in das politische Leben über, und die schöne Röthe, mit der der Morgen der französischen Revoluzion, der Menschheit einen heitern Tag verheissend, begonnen hatte, zeigte sich nun am Abende derselben, nach ungeheuern Stürmen, wieder. Umsonst versuchten Viele, dem Zeitgeiste entgegen zu wirken. Wer nicht freywillig wich, wer sich nicht fügte, wurde gestürzt und zermalmet.

Nur Oesterreich stand noch auf dem Kontinente da als Wortführer und Protektor des alten Systems. Josephs Nachfolger hatten die Bahn verlassen, welche dieser große Geist, das Kommende ahnend, betreten und vorgezeichnet hatte; der Hydra der Opposizion gegen das Bessere wuchsen die Köpfe wieder, und aus den Verordnungen, aus den Handlungen der Regierung blickte das planmäßige Streben für Erhaltung des Feudalsystems in seinem ganzen Umfange hervor. Allein bald mußten ihr die politischen Verfügungen im Innern nicht mehr hinreichend schei-

nen, das Fortschreiten des immer mehr sich verbreitenden neuen Systems aufzuhalten.

An Oesterreichs südlicher Grenze hatte das Königreich Italien eine jenem Geiste gerade entgegengesetzte Verfassung enthalten. An der westlichen Seite regenerirte sich das Königreich Bayern durch eine Konstituzion, in demselben höheren Sinne gegeben. Auch Preußen, nach einem kurzen Kampfe erliegend, hatte die Fesseln des Landeigenthums gesprengt, und die drückenden Vorrechte des Adels vermindert; die Konstituzion des Herzogthums Wärschau gab den anwohnenden, mit seinen Bewohnern aus Einem Stamme entsprossenen Galliziern fortwährend Stoff zu Mißmuth erregenden Vergleichungen.

So beynahe von allen Seiten den Einwirkungen eines Systems bloß gegeben, welches, in den Verhältnissen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet, den Beyfall der Nazionen erhalten mußte, und doch gegen dasselbe sich stemmend, glaubte Oesterreich keinen andern Ausweg mehr übrig, als gleichwohl in offenen Kampf mit demselben zu treten, in einen Kampf, der ihm, fiel er glücklich aus, nebst der Befestigung des staatsrechtlichen Systems, zu dem es nun einmal geschworen hatte, auch noch die Erweiterung seiner Grenzen und die Herstellung des vorigen Einflusses auf fremde Staaten versprach.*)

1) Sollte die Behauptung, daß diese Zwecke dem Angriffe Oesterreichs zum Grunde lagen, nach dem, was

Indem Oesterreich eine solche Revoluzionirung von Europa, wie der National-Konvent im Jahre 1792, nur freylich in einem anderen Sinne und aus anderen Elementen, vorbereitete, mußte es auch auf dieselben Mittel verfallen, welche die Revoluzions-Männer von 1793 ergriffen hatten.

Wie dort Freyheit und Gleichheit, so waren nun Entfeßlung der deutschen Nazion, Befreyung von Europa, Rettung alles dessen, was den Menschen theuer und heilig ist, die Phrasen, in welchen Oesterreichs eigennützige Absichten, sein den Zeitgeist bekämpfendes Streben, sich hüllten. Man erblickte Emissäre, die in den Zeiten des Friedens einen inneren Krieg in den angrenzenden Ländern bereiteten; eine Propagande, gebildet aus Fanatikern und Intrikanten, welche verlorne Vorrechte und vernichtete Lieblingsplane nicht vergessen konnten; Aufruhr predigende Proklamationen; Kommissäre bey den Armeen, welche das Volk bearbeiten und die Länder reorganisiren, inzwischen aber die öffentlichen Kassen plündern, das Volk aussaugen,

---

geschehen ist, noch eines Beweises bedürfen, so würde ihn die österreichische Deklarazion und das Manifest liefern. Beyde sprechen eine große Verlegenheit in Auffindung und Darstellung von Beschwerde-Gründen aus, und der dem Kriege darin untergelegte Zweck der Selbsterhaltung widerlegt sich durch die von Rußland und Frankreich dem österreichischen Staate angebotene Garanzie.

und den Raub nach Hauſe ſchleppen ſollten. Selbſt die Revoluzions-Münze fehlte nicht zur Vollendung der Parallele, und ſchon wurde von Einführung der öſterreichiſchen Bankozettel in den beſetzten Ländern geſprochen.

In Tirol und Vorarlberg wiederholten ſich wirklich die Schrecken der Revoluzion. Ein ähnliches Schickſal ſtand ganz Deutſchland bevor, hätte nicht die Treue der Altbayern eine unerſchütterliche Vormauer gebildet, und hätte nicht der gute Genius der Menſchheit ihrem Verehrer und Schützer Napoleon, ſchon im erſten Treffen Sieg verliehen.

Zwar würde auch aus dieſem Kampfe die gute Sache endlich ſiegend hervorgetreten ſeyn; aber erſt wären Ströme von Menſchenblut gefloſſen, Jahre hindurch hätten vielleicht alle Greuel der Anarchie und des Terrorismus gewüthet, und lange würde die Menſchheit die Folgen des verwildernden Bürgerkrieges gefühlt haben.

Das Mißlingen des ſchrecklichen Planes, deſſen verdientes Opfer die öſterreichiſche Regierung vor allen ſelbſt geworden wäre, hat Schande, Verachtung und Haß über die Vollſtrecker gebracht; aber über die Urheber ſcheint noch hin und wieder die öffentliche Meinung irre geleitet zu ſeyn. Man hält zum Theil für unzuſammenhängende Verſuche einzel-

ner unruhiger Köpfe, für Ausbrüche von Privatleidenschaften, was doch systemmäßige Ausführung eines seit langer Zeit vorbereiteten Komplottes war.

Unter solchen Umständen ist es Pflicht des Schriftstellers, die von ihm beobachteten Ereignisse in pragmatischem Zusammenhange darzustellen, die Geheimnisse der schleichenden Intrike, so weit er es vermag, freymüthig zu enthüllen, und, indem er so zur Berichtigung der öffentlichen Meinung seiner Zeitgenossen mitwirkt, zugleich das richtende Urtheil der Nachwelt vorzubereiten.

Noch sind zwar die Triebfedern nicht alle entdeckt, welche bey den Ereignissen der letzten Zeit theils wirklich spielten, theils nur durch Napoleons frühzeitige Siege zurückgehalten wurden, und so wäre jetzt schon eine pragmatische Geschichte von Oesterreichs Revoluzionirungs-System unmöglich; aber immer sind schon viele Thatsachen gesammelt, welche als Materialien dazu, überhaupt bekannt gemacht zu werden verdienen, und, als wichtige Beyträge zur Berichtigung der öffentlichen Meinung, mit Ausnahme einiger einstweilen noch aus Schonung zurückgehaltener, gleich jetzt bekannt gemacht werden sollen.

Dieses sind die Gründe und Ansichten, welche mich bey der Herausgabe der vorliegenden Fragmente geleitet haben und leiten werden. Ohne Einmischung

leidenschaftlicher Tiraden werden die Thatsachen, aus den zuverläßigsten Quellen, einfach erzählt, und, so weit es möglich ist, mit den rechtfertigenden Belegen begleitet werden. Das Urtheil bleibt dem Leser überlassen; aber immer glaube ich, hoffen zu dürfen, daß mancher, welcher in den Menschen, die ihm nur neue Fesseln anlegen wollten, seine Befreyer erblickte, und das Mißlingen ihrer Bemühungen bedauerte, nunmehr den guten Genius segnen werde, welcher schützend die Menschheit vor nicht zu berechnendem Unheile bewahrt hat.

Geschrieben im Junius 1809.

* * * * *

Die Oesterreicher in Baiern im Jahre 1809.

Nach neunmonatlichen Rüstungen, welche sich nicht bloß auf Vermehrung der regulären Truppen beschränkt, sondern sich auf Bewaffnung und Mobilisirung der ganzen Volksmasse ausgedehnt hatten; nachdem durch Zeitungs-Artikel, Flugschriften, Gedichte, Reden und Proklamazionen der Prinzen der österreichischen Völker Geist bearbeitet, und gegen einen, die Unabhän-

unſrer Achtung werth! nur der Deutſche, der ſich ſelbſt vergißt, iſt unſer Feind.“

Alſo nur durch Kämpfen unter Oeſterreichs Fahnen, durch Kämpfen wider ihren eigenen Fürſten, ſollten ſich die Deutſchen vor feindlicher Behandlung ſchützen können.

Was hier, wiewohl mit ſehr vernehmlichen Winken, nur angedeutet ward, ſprach ein anonymer Aufruf an die „Völker Deutſchlands“ ohne alle Zurückhaltung aus. Mit Hinweiſung auf „Spaniens großes Beyſpiel“ wird hier geſagt: „Zeigt, daß auch euch euer Vaterland und eine ſelbſtſtändige deutſche Regierung und Geſetzgebung theuer ſey, daß ihr Entſchluß und Kraft habt, es aus der entehrenden Sklaverey zu reißen, es frey, nicht unter fremden Joche erniedrigt, euren Kindern zu hinterlaſſen! Scheut einen blutigen Kampf nicht, der ſiegreich enden muß!“

Man möchte glauben, dieſer mit frecher Stirne Empörung predigende Aufruf ſey etwa bloß die Privatarbeit eines exaltirten Schöngeiſtes, dergleichen manche unter uns ſpucken, geweſen, und wäre dann bloß mit Begünſtigung der Oeſterreicher verbreitet worden; allein, dieſe bekannten ſich ohne die geringſte Scheu dazu, indem die Kundmachung deſſelben überall, wo ſie einrückten, im offiziellen Wege gefordert ward. In

Passau war der Legationsrath von Merian als Provinzial-Kommissär kaum angekommen, als er (am 14. April) dessen Affigirung befahl. In München vertheilte nicht nur der bey der österreichischen Gesandtschaft angestellt gewesene Legations-Sekretär von Dolle Exemplare davon unter seine wohlbekannten Freunde zur Verbreitung, sondern er trug den Redakzionen der beyden Zeitungen, deren Zensur ihm der Stadt-Kommandant übertragen hatte, die Einrückung desselben auf, und wenn solche unterblieb, weil die Redakzionen die Zeitungen mit dem österreichischen Manifeste bis zum Abmarsche der Oesterreicher auszufüllen wußten, so wurde doch wenigstens der Aufruf an allen Strassen-Ecken affigirt, und durch Unteroffiziere unter das Volk vertheilt. In Nürnberg mußte derselbe auf Befehl des Kommandanten der am 20. April dort eingezogenen Uhlanen in den Korrespondenten von und für Deutschland eingerückt werden.

Was durch diese Proklamazionen bey den Deutschen überhaupt erzielt werden sollte, das suchte der Fürst Rosenberg als Kommandant des zum Einmarsche in die obere Pfalz bestimmten Armeekorps bey der baierischen Nazion durch einen eigenen Aufruf *) insbesondere zu bewirken. Sich mit Klagen

*) Nr. 2. im Anhange. Diese und die früher genannten Proklamazionen sind, mit treffenden Anmerkungen begleitet, im May zu München abgedruckt erschienen.

brüstend, die von den Edelsten und Vornehmsten Baierns bis zu dem Throne des österreichischen Kaisers gedrungen seyn sollen, versichert er den Baiern, „welche von ächt deutschem Patriotismus beseelt sind," kräftige Unterstützung und kaiserliche Belohnung, Strafe aber und Schande „denjenigen, die, des deutschen Namens vergessend, die ihnen angebothene Rettung verschmähen, und lieber dem allgemeinen Feinde anhängen, als dem väterlichen Befreyer." — Worauf es aber bey dieser Befreyung angesehen war, verschwieg Fürst Rosenberg nicht, indem er, naiv genug, den Baiern räth, das, was (im Presburger Frieden) ihnen zugetheilt worden war, „an die rechtmässigen Herren" zurückzugeben, und sich in die vorigen Grenzen einzuschränken!! — Von diesem Grundsatze ausgehend, hatte Oesterreich Tyrol und Vorarlberg durch die schändlichsten Ränke wirklich zu einen Aufstand gereitzt, der leider noch nicht gedämpft ist *).

In dem nämlichen Geiste sollte auch der nördliche Theil von Deuschland bearbeitet werden. Das Königreich Westphalen und das Hannöverische durchstreiften vor Ausbruch des Krieges österreichische Emis-

*) Die Darstellung der Verbrechen, welche das österreichische Kabinet in und an diesem unglücklichen Lande verübte, fordert einen eigenen Aufsatz, der auch mit der Zeit geliefert werden soll; darum wird hier nichts berührt, was dahin gehört.

säre, welche die von Regierungsveränderungen unzertrennliche Unzufriedenheit höher zu reitzen, die Liebe mancher Hessen zu ihrem vorigen Kurfürsten, die Anhänglichkeit der Braunschweiger an das Haus Hannover zu erwecken, und ihnen Hoffnungen zu militärischem Beystande von Seite Oesterreichs und Englands beyzubringen sich bestrebten. Die österreichischen Proklamazionen und Versprechungen, die alte Verfassung herzustellen, waren aller Orten vertheilt worden. Sehr viele österreichische Deserteurs erschienen in Hessen und in den Gegenden der Lahn, reichlich mit Gelde versehen. Hessen wanderten nach Böhmen, um dort unter Oesterreichs Fahnen zu dienen, wurden aber wieder zurück geschickt, mit der Erklärung, sie würden in der Folge nützlicher in ihrem Vaterlande gebraucht werden können. Der Aufstand vom 21. April bey Kassel war das Werk dieser Machinazionen. Als im Junius Streifpartheyen in Baireuth und Sachsen einrückten, so verbreiteten die kommandirenden Generale Radivojevicz und Am Ende auch dort revoluzionäre Proklamazionen.

Endlich, wie Erzherzog Karl an die deutsche Nazion, so proklamirte der Erzherzog Johann an die Italiäner und der Erzherzog Ferdinand an die Bewohner des Herzogthums Warschau *). Es sollte

*) Auch in der Proklamazion an die Italiäner wird von mächtigen Bundesgenossen gesprochen, wie in dem Ar-

unſrer Achtung werth! nur der Deutſche, der ſich ſelbſt vergißt, iſt unſer Feind.“

Alſo nur durch Kämpfen unter Oeſterreichs Fahnen, durch Kämpfen wider ihren eigenen Fürſten, ſollten ſich die Deutſchen vor feindlicher Behandlung ſchützen können.

Was hier, wiewohl mit ſehr vernehmlichen Winken, nur angedeutet ward, ſprach ein anonymer Aufruf an die „Völker Deutſchlands“ ohne alle Zurückhaltung aus. Mit Hinweiſung auf „Spaniens großes Beyſpiel“ wird hier geſagt: „Zeigt, daß auch euch euer Vaterland und eine ſelbſtſtändige deutſche Regierung und Geſetzgebung theuer ſey, daß ihr Entſchluß und Kraft habt, es aus der entehrenden Sklaverey zu reißen, es frey, nicht unter fremden Joche erniedrigt, euren Kindern zu hinterlaſſen! Scheut einen blutigen Kampf nicht, der ſiegreich enden muß!“

Man möchte glauben, dieſer mit frecher Stirne Empörung predigende Aufruf ſey etwa bloß die Privatarbeit eines exaltirten Schöngeiſtes, dergleichen manche unter uns ſpucken, geweſen, und wäre dann bloß mit Begünſtigung der Oeſterreicher verbreitet worden; allein, dieſe bekannten ſich ohne die geringſte Scheu dazu, indem die Kundmachung deſſelben überall, wo ſie einrückten, im offiziellen Wege gefordert ward. In

Passau war der Legationsrath von Merian als Provinzial-Kommissär kaum angekommen, als er (am 14. April) dessen Affigirung befahl. In München vertheilte nicht nur der bey der österreichischen Gesandtschaft angestellt gewesene Legations-Sekretär von Dolle Exemplare davon unter seine wohlbekannten Freunde zur Verbreitung, sondern er trug den Redakzionen der beyden Zeitungen, deren Zensur ihm der Stadt-Kommandant übertragen hatte, die Einrückung desselben auf, und wenn solche unterblieb, weil die Redakzionen die Zeitungen mit dem österreichischen Manifeste bis zum Abmarsche der Oesterreicher auszufüllen wußten, so wurde doch wenigstens der Aufruf an allen Strassen-Ecken affigirt, und durch Unteroffiziere unter das Volk vertheilt. In Nürnberg mußte derselbe auf Befehl des Kommandanten der am 20. April dort eingezogenen Uhlanen in den Korrespondenten von und für Deutschland eingerückt werden.

Was durch diese Proklamazionen bey den Deutschen überhaupt erzielt werden sollte, das suchte der Fürst Rosenberg als Kommandant des zum Einmarsche in die obere Pfalz bestimmten Armeekorps bey der baierischen Nazion durch einen eigenen Aufruf *) insbesondere zu bewirken. Sich mit Klagen

*) Nr. 2. im Anhange. Diese und die früher genannten Proklamazionen sind, mit treffenden Anmerkungen begleitet, im May zu München abgedruckt erschienen.

Treue zu ſeinen Fahnen, und nach allen Kriegsgeſetzen hänge es nicht von ihm ab, dieſe Fahnen nach eigener Willkühr zu verlaſſen, oder einer anderen Beſtimmung zu folgen, als welche der Souverän gegeben habe; werde dieſer Grundſatz, auf welchem alle Ordnung und Kriegszucht der Armeen ruhe, untergraben, ſo löſe ſich die Subordinazion in Willkühr auf, und das Band zwiſchen der Armee und ihrem rechtmäſſigen Souverän zerreiße gerade in der Beziehung, in welcher es am unverbrüchlichſten ſeyn ſollte; kein Staat würde mehr ſeiner Armeen ſicher bleiben, wenn man anfienge, es dem Urtheile des Soldaten zu überlaſſen, wohin er ſeine Waffen wenden wolle. Er ſchloß mit der Verſicherung, daß er weder ſelbſt auf irgend eine Weiſe an der Bekanntmachung des Aufrufes ſich betheiligen, noch zu der Betheiligung an derſelben irgend Jemand authoriſiren könne, ſondern vielmehr den Wunſch hegen müſſe, daß dieſelbe nicht ſtatt finden möge. Die Polizey-Direkzion erhielt den Auftrag, ſich damit nicht zu befaſſen.

Der Stadt-Kommandant, welcher noch am nämlichen Tage ſpät Abends zum Miniſter kam, äuſſerte ſich: die Note des Miniſters enthalte den ſtillſchweigenden Vorwurf, daß die Verbreitung des Aufrufes eine nicht lobenswerthe Maßregel ſey, und ein ſolcher Vorwurf könne bedenkliche Folgen für die Perſon des Miniſters haben. Der Miniſter erwiederte: er könne dieſen Vorwurf wirklich auch nicht unterdrücken, und glaube, die Aeuſſerung deſſelben ſeiner Pflicht und der

Ehre des baierischen Karakters schuldig zu seyn; was aber die Folgen für seine Person anbelange, so werde er hierdurch, mögen dieselben seyn, welche sie immer wollen, nie bewogen werden können, seiner Persönlichkeit die Pflicht und die Anhänglichkeit an seinen König aufzuopfern. Zwey Tage darauf entschuldigte sich der Feldmarschall-Lieutenant von Jellachich, als er beym Minister zu Mittag speiste, daß er seine Note noch nicht beantwortet habe, ohne übrigens demselben über deren Inhalt einen Vorwurf zu machen; er konnte vielmehr die Verlegenheit nicht verbergen, in welche ihn die Beantwortung setzte.

Am 21. endlich erfolgte diese durch ein eigenhändiges Schreiben des Feldmarschall-Lieutenants, *) worin er sagt: die Gründe, aus welchen die polizeyämtliche Anschlagung des befraglichen Aufrufes an die Krieger Baierns verweigert worden, seyen von der Art, daß es derselbe gegen den Stadt-Kommandanten billige, daß er den Wünschen des Ministers nachgegeben habe. Indessen sey es mit der Schrift selbst nicht gemeint, „die baierischen Soldaten von ihrem Souverän abzuwenden, vielmehr für ihn mitzukämpfen, welches sie „(die Oesterreicher)" sobald die Eroberungssucht nicht die Absicht ihres Kaisers und Herrn

*) Das Schreiben ist unter Nr. 4. im Anhange buchstäblich genau abgedruckt.

ist, indirekte selbst thun." — So fühlten die Menschen selbst, welche die Oesterreicher als Werkzeuge ihrer Plane brauchten, die Schändlichkeit der Mittel, die zur Durchführung derselben angewendet werden sollten.

Was alle diese, durch stille Ränke unterstützten öffentlichen Handlungen des Wiener Kabinets bey dem baierischen Volke für Wirkungen hervorbrachten, dieß haben die Waffenthaten der Armee bey Abensberg und Eckmühl (zum großen Aerger des Erzherzogs Karl *) und das Betragen der Bürger während der Anwesenheit des Feindes bewiesen.

In München verschwanden jede Nacht die angehefteten Proklamazionen, welche nicht durch eine nahe Schildwache geschützt waren; die vertheilten las das Volk mit einer spottenden Gleichgültigkeit, welche die österreichischen Agenten zur Verzweiflung brachte, und ihnen mehr als einmal die Aeusserung abdrang: sie sähen wohl, daß die Baiern für die gute Sache nicht

---

*) Er sah der Schlacht von Eckmühl aus dem Schlosse von Eglofsheim zu, und schimpfte gegen den dortigen Beamten gewaltig über die Baiern, welche ihr wahres Interesse so sehr verkennten. Sein Schimpfen nahm immer mehr zu, je mehr er die Tapferkeit sah, mit der unsere Truppen attakirten. Napoleon übernachtete in dem nämlichen Zimmer, welches der Erzherzog am Morgen verlassen hatte.

zu gewinnen seyen. *) Während Weiber und Kinder den österreichischen Soldaten und Offizieren bey jeder Gelegenheiten Sottisen erzeigten**), imponirte ihnen der männliche Theil des Volkes durch seine ernste, stille Haltung, und alle ihre Verfügungen verriethen Mißtrauen und Furcht.

---

*) Von den Bewohnern der Stadt Passau sagten die Oesterreicher im zweyten Tagsbefehle: daß sie den Aufruf an die deutsche Nazion auf der Stelle haben abdrucken und 8000 Exemplare an die Landleute vertheilen lassen. Bey der gleich nach dem Abzuge der Oesterreicher vorgenommenen Untersuchung zeigte sich, daß die Bürger von Passau weder am Drucke, noch an der Vertheilung der Proklamazionen den geringsten Antheil genommen hatten. So stellte sich also jene Behauptung, die sonst nur eine auffallende Indiskrezion verrathen hätte, als eine prahlende Lüge dar; auf jeden Fall aber karakterisirt sie den Geist der Oesterreicher in diesem Kriege; denn wäre das Faktum auf Wahrheit gegründet gewesen, so läßt sich desselben öffentliche Bekanntmachung nur aus einem lächerlichen Selbstvertrauen erklären, welches jede Vermuthung von Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges ausschloß, oder man muß sie als einen boshaften Kniff ansehen, die gebrandtmarkten Bewohner von Passau von ihrer Regierung zu entfernen, und das gegenseitige Zutrauen zu zerstören.

**) Gassenjungen riefen den österreichischen Offizieren, wenn sie im Heldentritte die Gassen von München durchwandernd, durch das Klappern ihrer langen Säbel auf dem Pflaster alles allarmirten, die Worte: „Ulm und Austerliz" nach, und mehr, als einmahl wurden ihre Prahlereyen von Frauenzimmern mit ähnlichen Antworten erwiedert, wie das Journal de l'Empire von einer Gräfin F. erzählt.

Mag es auch unter uns einige gegeben haben, welche von Oesterreichs Siegen die Rückkehr eines ihrem Stolze, Fanatismus und Eigennutze schmeichelnden Systems hofften, oder andere, die, durch einseitige Stuben-Ideen erwärmt, in den Sklaven der Oesterreichischen Armee die Vertheidiger einer erträumten oder als Deckmantel herrschsüchtiger und intoleranter Absichten vorgegebenen Deutschheit mit Freuden erblickten *), ihre Anzahl war unbedeutend, und ihr Streben, auf die allgemeine Stimmung zu wirken, ohne Folge. Diese Menschen hatten das Vertrauen der Nazion nie genossen, und der leztern Denkungsart

*) Seitdem die Schlacht von Jena den preussischen Journalisten Veranlassung gegeben hatte, ihre Klatschsucht an der einstürzenden preussischen Monarchie zu üben, und die Regierung, welche sie vorher zum Ideal und zum Idol aller Regierungen erhoben hatten, muthwilligen Gassenjungen gleich, zu lästern und mit Koth zu werfen: seitdem bemerkte man bey einigen norddeutschen Gelehrten eine Annäherung an Oesterreichs gelehrte Republik, welche gegen das frühere vornehme Herabsehen der nämlichen Menschen auf süddeutsche Kultur überhaupt, sonderbar genug kontrastirt. Wien, dem vorher höchstens die Ehre gegönnt worden war, der Hauptsitz von Deutschlands — Magen zu seyn, (Kopf und Herz hatte eine sächsische Zeitung vor dem Ausbruche des preussischen Krieges ausschliessend in den deutschen Norden versetzt) hieß nun der „Mittelpunkt von deutscher Kultur und Gesetzgebung"; der Tyroler-Wastel — in Wien ein Lieblingsstück für das Publikum des Kasperl — wurde, wie wenigstens Herr Falk in dem Anzeiger zum 4. Hefte des Prometheus S. 17. behauptet, in Weimar, diesem deutschen Athen, viermal mit ausserordentlichem Beyfalle gegeben, als ein Produkt,

Ehre des baierischen Karakters schuldig zu seyn; was aber die Folgen für seine Person anbelange, so werde er hierdurch, mögen dieselben seyn, welche sie immer wollen, nie bewogen werden können, seiner Persönlichkeit die Pflicht und die Anhänglichkeit an seinen König aufzuopfern. Zwey Tage darauf entschuldigte sich der Feldmarschall-Lieutenant von Jellachich, als er beym Minister zu Mittag speiste, daß er seine Note noch nicht beantwortet habe, ohne übrigens demselben über deren Inhalt einen Vorwurf zu machen; er konnte vielmehr die Verlegenheit nicht verbergen, in welche ihn die Beantwortung setzte.

Am 21. endlich erfolgte diese durch ein eigenhändiges Schreiben des Feldmarschall-Lieutenants, *) worin er sagt: die Gründe, aus welchen die polizeyämtliche Anschlagung des befraglichen Aufrufes an die Krieger Baierns verweigert worden, seyen von der Art, daß es derselbe gegen den Stadt-Kommandanten billige, daß er den Wünschen des Ministers nachgegeben habe. Indessen sey es mit der Schrift selbst nicht gemeint, „die baierischen Soldaten von ihrem Souverän abzuwenden, vielmehr für ihn mitzukämpfen, welches sie „(die Oesterreicher)" sobald die Eroberungssucht nicht die Absicht ihres Kaisers und Herrn

*) Das Schreiben ist unter Nr. 4. im Anhange buchstäblich genau abgedruckt.

in Baiern die schönen Worte ihrer Proklamazionen durch Thaten widerlegten. Während ältere Offiziere sich Mühe gaben, den Hang des gemeinen Mannes zu Exzessen zu bezähmen, bestissen sich die jüngeren jener Brutalität, welche sie im eigenen Lande zum Gegenstande des Volkshasses und der Volksverachtung macht *). Die Oberbefehlshaber nahmen wenigstens den Schein an, als wollten sie die Beschwerden über Exzesse, wo sie nicht im Plane lagen **), abstellen, um dafür das einmal vorgeschriebene System der Länderplünderung und gewaltsamen Revoluzionirung im Großen durchzuführen.

Bey der nach Baiern vordringenden deutschen Armee erschien Graf Friedrich von Stadion als Armee-Hofkommissär. Während seines dreyjährigen Aufenthaltes in München hatte er die Stelle, welche

*) Eine Schilderung vom Betragen des österreichischen Militärs in Tirol zu einer Zeit, wo das Land noch zur österreichischen Monarchie gehörte, lieferte Herr Högwein in der Justiz- und Polizey-Fama, Jahrgang 1808. Nr. 54.

**) Dahin gehörte unter anderen die Plünderung und Verwüstung des dem Staatsminister Freyherrn von Montgelas gehörigen Schlosses Zeizkofen. Was nicht fortzubringen war, wurde zerschlagen und zerhauen; alle Fenster eingeschlagen, und die Meublen zertrümmert. Nur durch wiederholtes Bitten der Unterthanen konnten sie von dem Anzünden abgehalten werden, wozu sie bereits die brennenden Lunten bereitet hatten. Als Grund dieses Verfahrens gaben sie an, daß sie den Minister als ihren Feind ansehen.

ihm sein Rang als Gesandter in der bürgerlichen Gesellschaft gab, benützt, um unter dem Scheine von arglöser Gutmüthigkeit, von Geselligkeit, von Liebe zu Kunst und Litteratur, Verbindungen mit Personen aller Art zu knüpfen. Dazu gesellten sich noch seine früheren Verhältnisse in Franken *) sein Einfluß auf einen Theil von Schwaben, in dem er Güterbesitzer war, und so schien sich dieser Mann besser, als irgend ein anderer, zum „General-Revoluzions-Kommissär" von Baiern zu eignen. Von ihm geschickt, wanderten in die Städte der durch die Oesterreicher besetzten Kreise Provinzial-Kommissäre, mit dem öffentlichen Auftrage, die königlichen Kassen in Beschlag zu nehmen, die Landes-Administrazion zu leiten, und für die Verpflegung der Armee zu sorgen, — mit dem geheimen, das Volk zu revoluzioniren. In dieser Eigenschaft erschien der salzburgische Regierungsrath Felner in München, der Legazionsrath von Merian in Passau, Graf von Degenfeld und Freyherr von Kreß in Amberg, der salzburgische Hofrath von Koch in Burghausen; nach Straubing war der österreichische Regierungsrath Graf von Sternberg bestimmt.

*) Die österreichischen Machinazionen in Franken, so wie die Vorfälle, welche den von ihnen im Junius dahin gewagten Streifzug begleiteten, werden Stoff für einen eigenen Aufsatz in einem der folgenden Hefte geben.

Dafür, daß die Ausführung ihrer geheimen Aufträge an der Treue der Baiern scheiterte *), rächten sie sich durch den pünktlichsten Vollzug und selbst durch die Ausdehnung ihrer öffentlichen. So ward in Burghausen, nebst der Staats-Kasse, auch die zur Peräquazion der Kriegslasten unter den Unterthanen bestimmte Kreis-Konkurrenz-Kasse (in allem über 72,000 fl.), so in Amberg (wo die Gewehr-Fabrik geplündert, und was nicht transportabel war, auf ächt englische Weise, zertrümmert wurde) die Stiftungs- und Wittwen-Kasse ausgeleert.

Mit der Beschlagnehmung der Kassen ward sogleich die Vereidung der Beamten verbunden **), und noch andere wichtigere Verfügungen über die Landes-Administrazion waren am 18. April von dem Provinzial-Kommissär Felner auf den folgenden Tag ange-

*) Nach der Aeusserung eines österreichischen Staatsmannes, der in die Geheimnisse des Kriegsplans zuverlässig eingeweiht war, hatte sich Oesterreich gewissermassen darauf gefaßt gemacht, und wollte eben deßwegen den Krieg gleich anfänglich nach Baiern spielen, um, was List und Schmeicheley nicht vermochten, durch Gewalt und Druck des Krieges zu bewirken.

**) Die Formel des den Beamten abgenommenen Dienst-Eides und die Instruktzion für die General-Kreiskommissariate und Finanz-Direkzionen folgt unter Nr. 5. und 6.

kündet, als die Siege von Tann und Abensberg ihm die Rückkehr von Landshut, wohin er am nämlichen Tage abgereiset war, und so auch die versprochene Eröffnung jener Verfügungen auf immer verboten. Auch dem Grafen von Stadion ward das Vergnügen nicht, als Armee-Minister in München zu erscheinen, wie er und die dort zurückgebliebenen Legazions-Sekretäre, welche schon am 13. Silber und Meublen wieder auspacken ließen, gehofft haben mögen.

Die Requisizionen, welche die Provinzial-Kommissäre und die militärischen Chefs ausschrieben, und die Art, wie dieselben beygetrieben wurden, bezeichneten den Geist unserer Befreyer und den Zustand ihrer Armee.

Am Tage nach dem Einmarsch in München (am 17. April) requirirte der Feldmarschall-Lieutenant Jellachich, auf Befehl des Erzherzogs Karl, von der Stadt 100,000 Paar Schuhe, wovon 50,000 bis zum 19., die übrigen (nämlich 20,000 hungarische und 30,000 deutsche) aber bis zum 23. April geliefert werden sollten; es wurde von dem Feldmarschall-Lieutenant mit militärischer Exekuzion, und als am 19. die erste Lieferung nicht gemacht war, am 21. auf Befehl des Erzherzogs Karl mit Aushebung von Geiseln gedroht. — Am 18. traf Freyherr von Rothkirch, Major im Generalstabe, aus dem Hauptquartier ein, und stellte im Namen des Erzherzogs eine

Requisizion von Landkarten, die nicht weniger groß war. Dabey schien den Oesterreichern aber an den Karten von Baiern, mit dem sie schon fertig zu seyn meinten, weniger gelegen, als an jenen von Schwaben, und besonders drang er auf Beybringung der Dewarat'schen Karte vom Rheinstrome! — Nachdem das Militär am 18. April 140 Pferde selbst allenthalben weggenommen hatte, requirirte der General-Major von Ettinghausen 200 Stücke zur Bespannung der Artillerie, und zum Austauschen der schlechten Vorspanns-Pferde. — Die kalten Nächte gaben den Vorwand zu einer am 22. April gestellten Requisizion von 200 Infanterie-Mänteln, welche binnen zwey Tagen geliefert werden sollten, und am 24. traf endlich noch eine vom Rathe Felner unterzeichnete Requisizion, d. d. Landshut den 21. April, mit einem vom Generale Stipsicz gefertigten Repartizions-Auszuge ein, gemäß welchem der Isar-Kreis in 4 Terminen 700,000 Portzionen Brod, 51,000 Wiener Metzen Haber, 11,000 Zentner Heu, 450 Eimer Wein, eben so viel Branntwein, und eine Quantität Fleisch nach Neustadt und Kellheim liefern sollte.

Nicht gelinder wurden die übrigen Kreisstädte und Landes-Gegenden behandelt.

In Passau war der Legazionsrath von Merian kaum angekommen, als er auf Befehl der Armee-Hofkommission eine Requisizion von 1000 Hüten, 500 Paar Stie-

feln und 3000 Paar Schuhen ausschrieb, welche in 48 Stunden herbeygeschafft werden sollten. Umsonst wurde die Unmöglichkeit dieser Leistung vorgestellt; er bestand unerbittlich auf Erfüllung der Requisizion. Es blieb nichts anderes übrig, als 1000 Paar Schuhe vom Lande beyzutreiben, und den Rest von 1900 Hüten, 500 Paar Stiefeln und 2000 Paar Schuhen auf die Familien der Stadtbewohner zu vertheilen. Der General-Kommissär selbst mußte die Repartizion auf alle einzelne Häuser und Familien treffen. Viele Leute kamen in die Nothwendigkeit, ihren einzigen Hut, ihr einziges Paar Stiefel herzugeben; alles ward in der Stadt in Bewegung gesetzt, um diese unerhörte Requisizion von Kleidungsstücken in Erfüllung zu bringen; dem General-Kommissariate wohnte ununterbrochen ein kaiserlicher Offizier als Exekutant bey. Umsonst ward am 16. selbst nur um eine Termins-Prolongazion gebeten; der Kommissär gewährte nur noch eine Stunde Zeit.

Von Burghausen wurde der General-Kommissär am 11. nach Braunau berufen, und ihm dort durch den Armee-Minister Grafen von Stadion und durch den Feldmarschall-Lieutenant von Stipsiz eine Requisizion von 1,628,080 Razionen Brod, 112,576 Wiener Metzen Haber, 24,208 Zentner Heu, 5322 Zentner Fleisch, 511 Eimer Branntwein und 2044 Eimer Bier eröffnet. Die Lieferung sollte in 4 Raten geschehen, deren letzte am 21. verfiel; zur Konkurrenz wurden die auf dem rechten Ufer des Inns gelegenen Theile der Landgerichte

Dafür, daß die Ausführung ihrer geheimen Aufträge an der Treue der Baiern scheiterte *), rächten sie sich durch den pünktlichsten Vollzug und selbst durch die Ausdehnung ihrer öffentlichen. So ward in Burghausen, nebst der Staats-Kasse, auch die zur Peräquazion der Kriegslasten unter den Unterthanen bestimmte Kreis-Konkurrenz-Kasse (in allem über 72,000 fl.), so in Amberg (wo die Gewehr-Fabrik geplündert, und was nicht transportabel war, auf ächt englische Weise, zertrümmert wurde) die Stiftungs- und Wittwen-Kasse ausgeleert.

Mit der Beschlagnehmung der Kassen ward sogleich die Vereidung der Beamten verbunden **), und noch andere wichtigere Verfügungen über die Landes-Administrazion waren am 18. April von dem Provinzial-Kommissär Felner auf den folgenden Tag ange-

---

*) Nach der Aeusserung eines österreichischen Staatsmannes, der in die Geheimnisse des Kriegsplans zuverlässig eingeweiht war, hatte sich Oesterreich gewissermassen darauf gefaßt gemacht, und wollte eben deßwegen den Krieg gleich anfänglich nach Baiern spielen, um, was List und Schmeicheley nicht vermochten, durch Gewalt und Druck des Krieges zu bewirken.

**) Die Formel des den Beamten abgenommenen Dienst-Eides und die Instruktion für die General-Kreiskommissariate und Finanz-Direkzionen folgt unter Nr. 5. und 6.

kündet, als die Siege von Tann und Abensberg ihm die Rückkehr von Landshut, wohin er am nämlichen Tage abgereiset war, und so auch die versprochene Eröffnung jener Verfügungen auf immer verboten. Auch dem Grafen von Stadion ward das Vergnügen nicht, als Armee-Minister in München zu erscheinen, wie er und die dort zurückgebliebenen Legazions-Sekretäre, welche schon am 13. Silber und Meublen wieder auspacken ließen, gehofft haben mögen.

Die Requisizionen, welche die Provinzial-Kommissäre und die militärischen Chefs ausschrieben, und die Art, wie dieselben beygetrieben wurden, bezeichneten den Geist unserer Befreyer und den Zustand ihrer Armee.

Am Tage nach dem Einmarsch in München (am 17. April) requirirte der Feldmarschall-Lieutenant Jellachich, auf Befehl des Erzherzogs Karl, von der Stadt 100,000 Paar Schuhe, wovon 50,000 bis zum 19., die übrigen (nämlich 20,000 hungarische und 30,000 deutsche) aber bis zum 28. April geliefert werden sollten; es wurde von dem Feldmarschall-Lieutenant mit militärischer Exekuzion, und als am 19. die erste Lieferung nicht gemacht war, am 21. auf Befehl des Erzherzogs Karl mit Aushebung von Geiseln gedroht. — Am 18. traf Freyherr von Rothkirch, Major im Generalstabe, aus dem Hauptquartier ein, und stellte im Namen des Erzherzogs eine

In Amberg erschien am 14. April der schon genannte Oberverpflegs-Verwalter von Wimmer bey dem General-Kommissariate und stellte die Requisizion, daß binnen zehn Tagen aus dem Nab-Kreise 740,000 Razionen Brod (zu 2 Pfund), 8750 Schäffel Haber, 14,000 Zentner Heu, 4000 Zentner Weizen-Mehl, 500 Eimer Branntwein, 460 Zentner Salz, 15,000 Eimer Bier, 1160 Stücke Schlachtochsen, und 500 Schober Stroh (die Schütte oder der Bund, wovon 60 auf den Schober gehen, zu 16 Pfund) in zwey Magazine (zu Amberg und zu Neunburg vor dem Walde) geliefert, und bey jedem Magazine immer 200 bespannte Wägen gehalten werden sollen.

Aehnliche Beyspiele ließen sich von allen durch den Feind besetzten Gegenden erzählen, wenn es nothwendig wäre, mehrere Beyträge zur Karakteristik der angebotenen Rettung zu liefern.

Indessen konnten Requisizionen noch als ein gewöhnliches Uebel im Gefolge des Krieges angesehen werden; die tyrannische Art, mit der sie beygetrieben wurden, ließ sich aus dem Nazionalhasse der Oesterreicher gegen die Baiern, und aus dem Drange der Noth erklären, in dem sich die mit Kriegsbedürfnissen, wie gewöhnlich, schlecht versehene österreichische Armee befunden haben mag. Selbst die Plünderung der öffentlichen Kassen, wenn gleich nicht wohl vereinbarlich mit der in den Proklamazionen gepredigten Bruderschaft, ließ sich noch

feln und 3000 Paar Schuhen ausschrieb, welche in 48 Stunden herbeygeschafft werden sollten. Umsonst wurde die Unmöglichkeit dieser Leistung vorgestellt; er bestand unerbittlich auf Erfüllung der Requisizion. Es blieb nichts anderes übrig, als 1000 Paar Schuhe vom Lande beyzutreiben, und den Rest von 1900 Hüten, 500 Paar Stiefeln und 2000 Paar Schuhen auf die Familien der Stadtbewohner zu vertheilen. Der General-Kommissär selbst mußte die Repartizion auf alle einzelne Häuser und Familien treffen. Viele Leute kamen in die Nothwendigkeit, ihren einzigen Hut, ihr einziges Paar Stiefel herzugeben; alles ward in der Stadt in Bewegung gesetzt, um diese unerhörte Requisizion von Kleidungsstücken in Erfüllung zu bringen; dem General-Kommissariate wohnte ununterbrochen ein kaiserlicher Offizier als Exekutant bey. Umsonst ward am 16. selbst nur um eine Termins-Prolongazion gebeten; der Kommissär gewährte nur noch eine Stunde Zeit.

Von Burghausen wurde der General-Kommissär am 11. nach Braunau berufen, und ihm dort durch den Armee-Minister Grafen von Stadion und durch den Feldmarschall-Lieutenant von Stipsicz eine Requisizion von 1,628,080 Razionen Brod, 112,576 Wiener Metzen Haber, 24,208 Zentner Heu, 5322 Zentner Fleisch, 511 Eimer Branntwein und 2044 Eimer Bier eröffnet. Die Lieferung sollte in 4 Raten geschehen, deren letzte am 21. verfiel; zur Konkurrenz wurden die auf dem rechten Ufer des Inns gelegenen Theile der Landgerichte

Zahnarzt Rin und den penſionirten Kammerdiener Müller, welche nach Eggenfelden abgeführt wurden, und am 21. den Engelwirth Naßl.

Einen Grund von dieſen Arretirungen und Deportirungen würdigten die Oeſterreicher nicht anzugeben, und eben ſo wenig weiß das Publikum einen; nur bey Naßl läßt ſich vermuthen, daß er ſich durch unvorſichtige Verbreitung der Nachrichten von den Siegen der verbündeten Armeen, deren Augenzeuge er ſelbſt geweſen war, ſich dieſe, auf keinen Fall ſeinem Vergehen angemeſſene, Behandlung zugezogen haben mag.

Zu Landshut wurde der Landrichter Pölzl am 16. April um zehn Uhr Nachts durch einen Rittmeiſter zum Feldmarſchall-Lieutenant Grüne auf den Bürgerſaal geholt; als der Landrichter dahin kam, gieng Grüne, von ungefähr dreyßig ungariſchen Grenadieren mit gefällten Bajonetten umgeben, auf ihn los, und fluchte ihm, vor Wuth ſchäumend, die Worte entgegen: „Du Spitzbub, haſt mich erſchieſſen wollen, du Kanaille, heut ſchläfſt du auf der Pritſche, und morgen laß ich dich erſchieſſen.“ Es ſollte nämlich eine Kugel aus einer Windbüchſe in ſeine Wohnung geſchoſſen worden ſeyn, und ihn am Waden geſtreift haben. Um eine ſcheinbare Urſache zu Brutalitäten zu bekommen, ſchob er dieſen (förmlich erdichteten) Vorfall auf das Bürger-Militär; zwey Bürger-Offi-

ziere und mehrere Gemeine wurden auf der Hauptwache desarmirt und in Arrest genommen.

Umsonst berief sich der Landrichter auf seine Unschuld und auf seinen öffentlichen Karakter, umsonst auf die österreichischen Kriegs-Kommissäre, die seit zehn Stunden ihn nicht verlassen hatten, und so jeden seiner Schritte beurkunden konnten; Grüne packte ihn an der Brust, betitelte ihn unter ungarischen Flüchen einen Patrioten *), der allen übrigen zur Abschreckung vor dem hohen Thurm aufgehangen werden solle, und befahl den Grenadieren, als er Verhör und Untersuchung verlangte, vor Zorn zitternd, ihn niederzustoßen, sofern er nicht auf der Stelle in Arrest gehen wollte.

Pölzl wurde nun auf eine elende Wachstube geführt, auf der Straße aber von den vorbeymarschirenden Truppen laut, beschimpft und mit Kolbenstößen mißhandelt. In der Wachstube erwarteten ihn neue Szenen: die Offiziere eines Peterwardeiner Regiments beeiferten sich, ihn zu verhöhnen; es wurde ihm der Galgen vorgemahlt, und, unter Beyfalls-

*) Es ist bemerkenswerth, daß die Oesterreicher in dem gegenwärtigen Kriege gegen Baiern sehr häufig dieses Wort als Schimpfnahme gebrauchten; es liegt ein stillschweigendes Geständniß darin, daß, wer es mit seinem Vaterland gut meint, ihr Gegner und eben darum ein Gegenstand ihres Hasses war.

klatschen der Offiziere, stellten die Gemeinen die Formalitäten eines Standrechts vor. Endlich wurden die Peterwardeiner durch eine Abtheilung vom Regimente Karl Schröder abgelöst. Auch von diesem Regimente stimmten viele, besonders Oberoffiziere, in den allgemeinen Ton; nur Lieutenant Willemsen suchte ihn wenigstens gegen Mißhandlungen zu schützen, und erwirkte ihm das Versprechen, daß er am folgenden Tage verhört werden würde; durch ihn wurde auch der Erzherzog, bey dem sich indessen zwey Deputazionen der Stadt Landshut für den Landrichter verwendet hatten, von den Verhältnissen der Sache unterrichtet, und um 8 Uhr Morgens kündigte einer seiner Flügeladjutanten dem Landrichter, nach zehnstündigem Kerker-Arreste, die Freyheit an. Pölzl begehrte in der Folge persönlich beym Erzherzoge Satisfakzion; allein darauf wurde bloß erwiedert, daß das Vorgefallene für ihn keine Folgen haben werde, und daß es den Erzherzog freue, ihn der ersten Hitze des Feldmarschall-Lieutenants entzogen zu haben!!

Der Landrichter von Burghausen, Graf von Armansberg, welcher der Armee entgegengeschickt worden war, um für ihre Bedürfnisse zu sorgen, wurde in Braunau gefangen genommen und nach Linz abgeführt. Hier blieb er einige Tage in strengem Arreste, und wurde dann nach Wien gebracht. Zu Linz war er noch nicht verhört worden, und wußte auch die Ursache seiner Arretirung nicht im geringsten, so

wie von seinem ferneren Schicksale nichts mehr bekannt geworden ist.

Auch der Kreisrath Rund, welcher zum Könige nach München gesendet worden war, wurde bey seiner Rückkunft arretirt, vom Feldmarschall-Lieutenant Hiller beschimpft, und ihm gedroht, man werde ihn schließen und der Armee zu Fuß nachführen lassen.

Der Straßen-Inspektor von Pigenot und der Postbeamte zu Altötting, Freyherr von Schacky, wurden auf die nämliche Art behandelt, und letzterer rettete sich von der Arretirung bloß durch den Muth, mit dem er sich gegen die zur Exekuzion beorderten Soldaten vertheidigte.

Aehnliche Mißhandlungen erlitt der General-Kommissär des Salzach-Kreises Freyherr von Schleich, der Kreis-Kanzley-Direktor von Obernberg, und der Kreisrath Freyherr von Godin.

Sie waren eben versammelt, um dem Feldmarschall-Lieutenant Hiller ihren Respeckt zu bezeugen, als er, unzufrieden mit den drey Zimmern, welche ihm in einem sehr anständigen Hause angewiesen, und von den Quartiermachern ganz gut befunden worden waren, mit schrecklichem Fluchen und pöbelhaftem Schimpfen, mit Drohen „die Spitzbuben mit den gestickten Krägen in Eisen und Bande werfen zu lassen„, und die Hand am Säbel, in ihre Mitte trat.

Mit großem Beyfalle seiner Adjutanten, ließ er sie in eine dumpfe und schmutzige Keuche sperren, worin bisher nur Verbrecher aufbewahrt worden waren. Umsonst schickten Stadt und Beamte drey Deputazionen an den Feldmarschall-Lieutenant Hiller, um die Befreyung der ersten Kreisbeamten zu erwirken; er ließ sie nicht vor. Während dem wüthete er mit entblößtem Säbel in den Zimmern des General-Kommissärs herum, ließ alle Schränke und Kästen öffnen, und drohte, die Meublen in Stücke zu hauen; indessen begnügte man sich mit einigen Bettüberzügen, Servietten, silbernen Löffeln und anderen Kleinigkeiten. Um fünf Uhr Abends wurden endlich die Verhafteten aus ihrem Kerker, in dem sie acht Stunden zugebracht hätten, entlassen, und dem Feldmarschall-Lieutenant vorgeführt, welcher sie nun bat, das Geschehene zu vergessen!!

Wäre dieses auch möglich, oder sollten sich diese Mißhandlungen unter der Menge der Ausbrüche von Rohheit des österreichischen Militärs verlieren; so hat Hiller in Mühldorf ein unvertilgbares Andenken hinterlassen, und sein Namen wird dort auf immer ein Gegenstand jenes mit Verachtung gemischten Abscheues bleiben, mit dem zwecklose, durch keinen Scheingrund gerechtfertigte Grausamkeit die Brust jedes rechtlichen Menschen erfüllt.

Am 12. April Nachmittags um zwey Uhr kam ein Offizier von Liechtenstein Husaren zu Mühldorf in das

Haus des bürgerlichen Färbers Stark (der Hauptmann des dortigen Bürgermilitärs ist, und wegen des im vorigen Kriege, beym Uebergange der französischen Armee über den Inn, bezeigten Eifers die goldene Zivilverdienst-Medaille erhalten hatte), und suchte ihn mit schmeichelhaften Worten und unter dem Vorwande, daß sein Oberst einige Geschäfte mit ihm einzuleiten hätte, in das Bivouak am rechten Innufer zu locken. Unglücklicher Weise folgte der Färber Stark: kaum war er über die Brücke gekommen, überhäufte ihn der Oberst mit Schimpfnamen, ließ ihn, mit den Händen über den Kopf, und eine Stange durchgezogen, binden, daß er sich weder mit Händen, noch Füssen regen konnte, auf einen Wagen werfen, und in das Hauptquartier schleppen.

Ein ähnliches Schicksal hatte der Schifferknecht Wagl, der bey dem Inn-Uebergange der Franzosen im Jahre 1805, bey dem Lendhüter im Dienste stand, und mithin dabey sich gebrauchen lassen mußte. Auch dieser, ein Vater mehrerer kleiner Kinder, wurde in Eisen in das Hauptquartier abgeführt, und demselben geschlossen mit den übrigen Verbrechern nachgeschleppt.

Gerührt von der unverschuldeten, grausamen Behandlung, die den Färber Stark und den Schifferknecht getroffen hatte, und überzeugt von der Unmöglichkeit, aus dem durch einen totalen Hagelschlag zerstörten, und durch die früheren Kriegsszenen

noch erſchöpften Bezirke des Landgerichts die ausgeſchriebene Requiſizion von 75,000 Porzionen Brod, von Schlachtvieh, Haber, Heu, Stroh, Branntwein, Bier ꝛc. zu leiſten, reiſte der Landrichter Ruland noch am nämlichen Abende nach Altenötting, um dort dem Erzherzoge Vorſtellungen zu machen; hier traf er den Erzherzog nicht an, und wurde an den Feldmarſchall-Lieutenant Hiller nach Winhöring verwieſen. Nachts drey Uhr kam er von Winhöring zurück, um die nöthigen Lieferungs-Vorbereitungen zu beſorgen. Am folgenden Morgen um ſechs Uhr reiſte er neuerdings nach Winhöring ab, und ſteckte eine bedeutende Summe Geldes zu ſich. Auf die Bitte ſeiner Gattin, zu bleiben, erwiederte er: er habe geſtern den General Hiller nicht angetroffen, und müſſe durchaus heute dort eintreffen; vor ſeiner Abreiſe zerriß er ein Schreiben, vermuthlich jenes, welches ihn nach Winhöring beſchieden hatte. Der Tag und Abend vergieng in banger Erwartung; die zwanzigjährige, ſchwangere Gattin des Landrichters und ihre Freunde machten ſich darauf gefaßt, daß er, wie Graf Armansberg, abgeführt worden ſeyn möge, als auf einmal Nachts zehn Uhr der öſterreichiſche Landeskommiſſär von Ribiſch aus dem Hauptqartier eintraf. Er verlangte den Rentbeamten zu ſprechen, und nach einiger Einleitung zog er eine Anzeige des Patrimonialgerichts Winhöring hervor, daß ſich der Landrichter Ruland im Hauſe des herrſchaftlichen Jägers Stockheimer Abends ſechs Uhr erſchoſſen habe. Zugleich eröffnete er den ihm vom Hauptquartiere ertheilten

Auftrag, sämmtliche Amts- und Privat-Papiere des Landrichters zu untersuchen, welches dann auch geschah.

Der Leichnam des Landrichters wurde am 14. auf Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Hiller, welcher ein Visum repertum nicht vornehmen, und überhaupt den todten Körper nicht mehr sehen ließ, beerdiget. Seine Kleidungsstücke wurden, ganz mit Blute befleckt, nebst seinem Wagen zurückgeschickt, vom Gelde aber nicht mehr, als drey 24 kr. Stücke und zwey Viertel-Kronen eingeliefert, mit der Anmerkung, es habe sich nicht mehr bey ihm vorgefunden. Seine Pistolen hiengen zu Hause an der Wand, und der Kutscher, der ihn nach Winhöring führte, hatte überhaupt kein Gewehr bey ihm bemerkt. Die von dem Patrimonialgerichte mit seinen übrigen Sachen überschickte Pistole war von äusserst schlechter Beschaffenheit, und Niemand erinnerte sich, sie je bey ihm gesehen zu haben.

Wie man in der Folge erfuhr, wurde er gleich bey seiner Ankunft im Hauptquartiere von mehreren Offizieren umrungen, und mit Ungestüm unter andern befragt: ob er den berüchtigten Färber Stark kenne, dann aber zum General Hiller in das Schloß geführt, der ihm darüber, daß er die durch die königlichen Truppen zerstörte Innbrücke nicht gleich hatte herstellen lassen, die grausamsten Vorwürfe und Drohungen gesagt haben soll. Kurz darauf fand man ihn

im Hauſe des Schloßjägers todt, den Kopf von einer Kugel zerſchmettert. Sein Leichnam wurde in eine Schupfe gelegt, von Oeſterreichern bewacht, und, nach der Ausſage einiger Landleute, von den gemeinen Soldaten bey den Haaren gefaßt, angeſpieen, und mit Füßen geſtoßen; Niemand durfte ihn ſehen.

Alle Umſtände erweiſen auf jeden Fall ſo viel, daß dieſer beſonnene, in den glücklichſten ämtlichen und häuslichen Verhältniſſen lebende, allgemein geachtete Beamte an keinen Selbſtmord gedacht, wohl aber eine Abführung nach Oeſterreich beſorgt hatte. Jedermann hat die Ueberzeugung, daß dieſer treue Staatsdiener durch eine feindliche Kugel meuchelmörderiſch getödtet worden ſey.

Ueber das Schickſal des Färbers Stark und des Schifferknechts Wagl konnte man ſo wenig, wie über jenes der übrigen abgeführten Bürger etwas erfahren; der Sage nach wurde der Färber Stark einem Kriegsgerichte unterworfen und aufgehangen.

Kaum wird es einſt die Nachwelt für möglich halten, daß eine Regierung, deren Fortdauer bloß durch Erhaltung des geſetzlichen Verhältniſſes zwiſchen ihr und den Unterthanen garantirt war, auf eine ſo unerhörte Art den öffentlichen Glauben verletzen, daß ſie mit frecher Stirne dem Volke Aufruhr gegen ſeinen Fürſten, dem Soldaten Meineid predigen,

Haus des bürgerlichen Färbers Stark (der Hauptmann des dortigen Bürgermilitärs ist, und wegen des im vorigen Kriege, beym Uebergange der französischen Armee über den Inn, bezeigten Eifers die goldene Zivilverdienst-Medaille erhalten hatte), und suchte ihn mit schmeichelhaften Worten und unter dem Vorwande, daß sein Oberst einige Geschäfte mit ihm einzuleiten hätte, in das Bivouak am rechten Innufer zu locken. Unglücklicher Weise folgte der Färber Stark: kaum war er über die Brücke gekommen, überhäufte ihn der Oberst mit Schimpfnamen, ließ ihn, mit den Händen über den Kopf, und eine Stange durchgezogen, binden, daß er sich weder mit Händen, noch Füssen regen konnte, auf einen Wagen werfen, und in das Hauptquartier schleppen.

Ein ähnliches Schicksal hatte der Schifferknecht Wagl, der bey dem Inn-Uebergange der Franzosen im Jahre 1805, bey dem Lendhüter im Dienste stand, und mithin dabey sich gebrauchen lassen mußte. Auch dieser, ein Vater mehrerer kleiner Kinder, wurde in Eisen in das Hauptquartier abgeführt, und demselben geschlossen mit den übrigen Verbrechern nachgeschleppt.

Gerührt von der unverschuldeten, grausamen Behandlung, die den Färber Stark und den Schifferknecht getroffen hatte, und überzeugt von der Unmöglichkeit, aus dem durch einen totalen Hagelschlag zerstörten, und durch die früheren Kriegsszenen

Beylagen.

Nro. 1.

Schreiben des Erzherzogs Karl an Seine Majestät den König von Baiern d. d. 9. April 1809.

„Sire!"

„Ich habe die Ehre, Euer Majestät zu eröffnen, daß ich zu Folge der Erklärung, welche Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich dem Kaiser Napoleon übergeben ließ, den Befehl erhalten habe, mit den unter meiner Anführung stehenden Truppen in Baiern einzurücken, und diejenigen, welche Widerstand leisten, als Feinde zu behandeln."

„Ich wünsche sehnlich, Sire! daß Sie den Wünschen Ihres Volkes, welches in Uns nur seine Befreyer sieht, Gehör geben. Die strengsten Befehle sind ertheilt, so lang, bis Euer Majestät Ihre Gesinnungen in dieser Beziehung erklären, nur gegen den Feind aller politischen Unabhängigkeit in Europa Feindseligkeiten auszuüben. Es wäre mir schmerzlich, die Waffen gegen die Truppen Euer Majestät zu kehren, und die Uebel eines Krieges, welcher für die allgemeine Freyheit unternommen ist, und dessen erster Grundsatz jeden Eroberungsplan ausschließt, auf ihre Unterthanen zu wälzen.

Was aber immer für ein Drang von Umständen Euer Majestät zu einer Nachgiebigkeit bewegen sollte, die mit Ihrer Würde und dem Glücke Ihres Volkes unverträglich wäre, so bitte ich Sie, doch überzeugt zu seyn, daß meine Soldaten bey jeder Gelegenheit die Sicherheit Ihres königlichen Hauses unverletzt erhalten werden, und lade Sie ein, Sich der Rechtlichkeit meines Souverains und dem Schutze seiner Armee anzuvertrauen."

Unterz. Karl.

Nr. 2.

Proklamazion des Fürsten von Rosenberg an die baierische Nazion.

„Baiern! edler deutscher Name! Endlich können Wir euch wieder als Brüder begrüßen, da euer Nazionalhaß gegen uns nur gar zu lange durch eine verderbliche Politik genährt, eurer weit größern Nazional-Feindschaft gegen die Franzosen, eure Unterdrücker, Platz gemacht hat."

„Ihr fanget an, einzusehen, daß wir Deutsche sind, wie ihr, daß das allgemeine deutsche Interesse euch näher liegt, als das eines zerstörenden Volkes, und daß nur vereintes Zusammenwirken die deutsche Nazion wieder zu ihrer vorigen Herrlichkeit erheben kann."

„Baiern! Wir kommen euch zu befreyen. In dem

Augenblicke, da ihr dieſes leſet, iſt halb Baiern von unſern Truppen beſetzt; bedient euch ihres Schutzes, entſaget der Politik, die ihr theils aus Zwang, theils aus Verblendung angenommen habt."

„Werdet wieder, was ihr waret, biedere Deutſche; gebt das, was ein ſchlauer Erwerber euch zugetheilt hat, an die rechtmäßigen Herrn zurück; ſchränkt euch in eure vorigen Grenzen ein; glaubt mir, ihr werdet glücklicher ſeyn. All euer Unglück hat von dem Augenblicke angefangen, da eure Grenzen verändert worden ſind; oder habt ihr, bairiſche Bauern, Bürger, Güterbeſizer dabey gewonnen, daß euer Fürſt nun König heißt? und daß er über einige Quadratmeilen Landes mehr herrſchen darf, als zuvor? Zahlt ihr deßwegen weniger Abgaben, habt ihr größere Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, — iſt eure Religion, die euch ſo theuer, ſo heilig war, unangetaſtet geblieben?"

„Nicht ſo bloß von eurer auswärtigen Politik — nein, auch von eurer verderblichen Staatsverwaltung wollen wir euch befreyen; die Klagen von euren Edelſten und Vornehmſten ſind bis zu dem Throne unſers erhabenen Monarchen gedrungen; nicht ohne Würdigung wird dieſes edle Zutrauen bleiben."

„Hört es, ihr Baiern! Alle diejenigen, die von ächt deutſchem Patriotismus beſeelt ſind, werden von ihrem ehemaligen Reichsoberhaupte, das mit der deutſchen Krone nicht auch das deutſche Vaterherz abgelegt hat,

daß ſie Bürger und Beamte, die ihrer Unterthans- und Dienſtes-Pflicht treu blieben, mit einer ſo empörenden Grauſamkeit behandeln konnte. Allein dahin mußte es kommen, mit ſolchen Mitteln mußte ſich endlich das dem Zeitalter entgegenſtrebende Syſtem zu retten ſuchen, um ſelbſt in den Augen derjenigen Männer, welche, zwar bieder und wohlmeinend, aber durch Vorurtheile des Alters, der Erziehung, des Standes ꝛc. befangen, in die vor ihren Augen ſich bildenden neuen Geſtalten bisher ſich nicht zu finden wußten, nunmehr eben ſo abſcheulich, als verächtlich zu erſcheinen, um, wie der natürliche Verſtand und die Rechtlichkeit des Kaiſers Franz uns erwarten läßt, auch von dem öſterreichiſchen Kabinete aufgegeben zu werden, um endlich ſo überall und auf immer ohne Bedauern irgend eines beſſern Menſchen in ſich ſelbſt einzuſtürzen. Und iſt dieſes das Werk des blutigen Kampfes, — wie es die Weisheit des großen, von der Vorſehung zu Europa's Wiedergeburt geſandten Mannes hoffen läßt, — dann wollen wir willig die Leiden der Gegenwart tragen, und ſie über die Ausſicht in eine heitere, blühende Zukunft vergeſſen, die wir durch dieſe Opfer unſern Kindern errungen zu haben, getroſt hoffen dürfen.

Souverain, und seines Vertrauens in die Gesinnungen der österreichischen Heerführer, die sich durch Aufrechthaltung der Kriegsordnung von jeher so sehr ausgezeichnet haben, zu verletzen glauben, wenn er die Bemerkungen unterdrückte, die sich ihm bey dem Durchlesen dieses Aufrufs unwillkührlich aufgedrungen haben."

„In jedem Kriegsdienste schwört der Soldat den Eid der Treue zu seinen Fahnen, und nach allen Kriegsgesetzen hängt es nicht von ihm ab, diese Fahnen nach eigner Willkühr zu verlassen, oder einer andern Bestimmung zu folgen, als welche der Souverain diesen Fahnen gegeben hat. Auf diesem Grundsatze ruht alle Ordnung und Kriegszucht bey den Armeen. Wird er untergraben, so löset sich bey denselben die Subordination in Willkühr, und das Band zwischen ihnen und ihrem rechtmäßigen Souverain gerade in der Beziehung, in welcher es am unverbrüchlichsten seyn sollte, auf."

„Ueberhaupt ist dieser Grundsatz so wichtig, daß kein Staat zuletzt mehr seiner Armeen sicher bleiben würde, wenn man anfienge, es dem Urtheile des Soldaten zu überlassen, wohin er seine Waffen wenden will."

„Indem der Unterzeichnete diese Bemerkungen, von welchen er überzeugt ist, daß sie den loyalen Ge-

Was aber immer für ein Drang von Umständen Euer Majestät zu einer Nachgiebigkeit bewegen sollte, die mit Ihrer Würde und dem Glücke Ihres Volkes unverträglich wäre, so bitte ich Sie, doch überzeugt zu seyn, daß meine Soldaten bey jeder Gelegenheit die Sicherheit Ihres königlichen Hauses unverletzt erhalten werden, und lade Sie ein, Sich der Rechtlichkeit meines Souverains und dem Schutze seiner Armee anzuvertrauen."

Unterz. Karl.

Nr. 2.

Proklamazion des Fürsten von Rosenberg an die baierische Nazion.

„Baiern! edler deutscher Name! Endlich können Wir euch wieder als Brüder begrüßen, da euer Nazionalhaß gegen uns nur gar zu lange durch eine verderbliche Politik genährt, eurer weit größern Nazional-Feindschaft gegen die Franzosen, eure Unterdrücker, Platz gemacht hat."

„Ihr fanget an, einzusehen, daß wir Deutsche sind, wie ihr, daß das allgemeine deutsche Interesse euch näher liegt, als das eines zerstörenden Volkes, und daß nur vereintes Zusammenwirken die deutsche Nazion wieder zu ihrer vorigen Herrlichkeit erheben kann."

„Baiern! Wir kommen euch zu befreyen. In dem

von der Art, daß ich es dem Herrn General und Stadt-Commandanten billige, daß Er darinnen den Wünschen Euerer Excellenz zugegeben hat."

„Indessen ist mit der Schrifft selbst nicht gemeynet, die Bayerischen Soldaten von Ihrem Souverain abzuwenden — vielmehr für Ihn mit zu kämpfen, welches Wir — sobalt die EroberungsSucht nicht die Absicht meines Kaisers und Herrn ist — indirecte Selbst thuen."

„Ich ermangle nicht, Euer Excellenz hiemit Meine vorzügliche hochachtung zu versichern."

„München den 20. April 1809."

Unterzeichnet: F. B. Jellachich.

Nr. 5.

Formel des den Beamten der durch die österreichischen Truppen okkupirten Länder abgeforderten Eides.

„Der Unterzeichnete verpflichtet sich hiedurch feyerlichst, und ohne Rückhalt, daß er in Folge des Diensteides, den er bey seiner Dienstes-Anstellung für die Beförderung des Besten des Landes übernommen hat, seine Stelle nach den bestehenden Vorschriften getreulich verwalten, bey bestehender Okkupazion des Landes von Seite Seiner Majestät des Kaisers von

kräftigſt unterſtützt, und wenn ſie ſich deſſen würdig machen, kaiſerlich belohnt. Hingegen wird Strafe und Schande denjenigen auf dem Fuße folgen, die, des deutſchen Namens vergeſſend, die ihnen angebotene Rettung verſchmähen, und lieber dem allgemeinen Feinde anhängen, als dem väterlichen Befreyer."

„Baiern, es ſteht nun in euver Macht, wieder ſo glücklich zu werden, als ihr zuvor waret; wählet, aber wählet nur klug; von dieſer Wahl hängt euer Glück ab."

Unterzeichnet: Fürſt Roſenberg.

Nr. 3.

Note des Staatsminiſters Freyherrn von Hompeſch an den Feldmarſchall-Lieutenant von Jelachich wegen Publikation des Aufrufs d. d. 18. April 1809.

„An Seine Exzellenz, den Herrn General Feldmarſchall-Lieutenant, Freyherrn von Jelachich."

„Dem Unterzeichneten hat man einen öffentlich vertheilten Aufruf, welcher die Aufſchrift führt: „an die tapfern Krieger Baierns" mit der Anzeige zugeſtellt, daß derſelbe an den Ecken der Straßen durch die hieſige Polizey ſolle angeſchlagen werden."

„Er würde die Gefühle der Pflicht gegen ſeinen

auf alles Eigenthum ohne Ausnahme, welches fremden Mächten, die im Kriegsſtande mit Oeſtereich ſich befinden, angehört.“

3) „Sämmtliche königliche Beamten werden mit allerhöchſter Bewilligung Sr. k. k. Majeſtät von Oeſtereich ihre bisherigen Amts-Funkzionen fortſetzen, und ihre bisher genoſſenen Gehalte und Emolumente behalten, in ſo ferne die Einkünfte dazu auslangen, und dieſelben die in der Anlage enthaltene Verpflichtung gegen die k. k. Armee ohne allen geheimen Vorbehalt binnen vier und zwanzig Stunden nach Erhalt dieſer Weiſung unterſchreiben, widrigenfalls ſie ihren Dienſt zu quittiren, und das bisher geführte Amt vorſchriftsmäßig zu übergeben haben.“

4) „Die Kreis-Gerichte und Finanz-Direkzionen ſind für ihre ſubalternen Aemter verantwortlich; ſie haben ſogleich, und zwar längſtens binnen zwey Tagen nach geſchehener Okkupirung ihres Diſtrikts durch die k. k. Armeen, einen verläßlichen Oberbeamten an ſämmtliche unterſtehende Kaſſen, Aemter, Landgerichte und Depots abzuſenden, die Journalien oder Rechnungen abzuſchließen, die Kaſſen zu ſtürzen, und alles baar vorhandene Geld ſogleich an die Feldoperazions-Kaſſe, oder wenn ſolche zu weit entfernt wäre, an die nächſtbefindliche k. k. Kriegs-Kaſſe einzuſenden. Auf die nämliche Art iſt alle vierzehn Tage vorzugehen, unter augenblicklicher Suſpenſion der Oberbeamten, wenn ein ein-

ziges Mal dieſer Termin überſchritten, oder irgend eine Vernachläſſigung oder Unterſchleif dabey entdeckt werden ſollte; in jedem Falle aber die geſchehene Abfuhr hieher, oder an den Provinzial-Kommiſſär anzuzeigen. In Betreff der übrigen Material-Vorräthe, von welch immer Benennung, welche dem Aerarium, den Ständen oder dem königlichen Hauſe (deſſen Privat-Eigenthum jedoch keineswegs in Anſpruch genommen wird) zugehört, müſſen alle verläßliche Inventarien verfaßt, und ſolche entweder unmittelbar an dieſe Hofkommiſſion, oder an den vorgeſetzten k. k. Provinzial-Kommiſſär längſtens binnen acht Tagen nach geſchehener k. k. Okkupirung eingeſendet werden."

5) „Alle Gefälle ohne Ausnahme, ſie mögen kameraliſch oder ſtändiſch ſeyn, ſind nach den bisher beſtandenen königlich-baieriſchen Vorſchriften, Zoll- und Mautgeſetzen, ohne ſich dabey die geringſte Abweichung zu erlauben, auch ferner für Rechnung Sr. k. k. Majeſtät von Oeſterreich einzuheben; nur wird jede gegen die k. k. Staaten beſtehende Sperre in Früchten, Heu, Stroh, oder Vieh für aufgehoben erklärt."

6) „Längſtens binnen acht Tagen nach geſchehener Okkupirung hat die Finanz-Direkzion einen rechnungsbeſtändigen Ausweis über alle ſtabile Einkünfte und Ausgaben ihrer ſubalternen Aemter, nebſt den noch einzukaſſirenden Reſten in ein General-Tableau hieher vorzulegen. In dieſem Ausweis iſt auch die bereits ausgeſchriebene

Ablösung der Gewerbs-Patente nach den bereits verfaßten Katastern aufzunehmen, und ihre Einkassirung längstens bis Ende Juny laufenden Jahrs ohne alle Einrede zu verfügen, zu welchem Ende sogleich alle noch erforderlichen Vorkehrungen zu treffen sind."

7) „Alle Unterschleife oder Beeinträchtigungen der auf k. k. Rechnungen einzuhebenden Gefälle, welche bey den untergeordneten Aemtern bemerkt werden, müssen sogleich von den Oberbehörden geahndet, und deren Remedur getroffen, überdieß aber unter eigener strengen Verantwortung hieher angezeigt werden."

8) „Ist unverzüglich einzuberichten, wie weit die neuen anbefohlenen Fassionen bereits verfaßt sind, und wird deren gänzliche Zustandbringung bis letzten May laufenden Jahres unter Gage-Suspension der oberämtlichen Beamten festgesetzt; die Sumarien derselben sind sodann hieher einzusenden, und die Bilanz beyzurücken, um wie viel sich die Staats-Einkünfte gegen den vorigen Betrag dadurch vermehrt haben."

9) „Alle spätterhin vorkommenden Anzeigen oder selbst gemachte Entdeckungen von verheimlichtem Staatsgut, sind unter persönlicher Verantwortung des Finanz-Direktors der k. k. bevollmächtigten Hofkommission, oder dem vorgesetzten Provinzial-Kommissär anzuzeigen."

10) „Uebrigens verſteht man ſich um ſo mehr der pünktlichſten, aufrichtigſten und gewiſſenhafteſten Erfüllung aller hiedurch auferlegten Pflichten, da dieſelbe in keinem Punkte den Verflichtungen gegen den Landesherrn entgegen, vielmehr auf das eigentliche Beſte des Landes, nämlich auf Einhaltung einer genauen Ordnung zur Erhaltung der k. k. Armee berechnet ſind, und jedwede Uebertretung daher um ſo ſchärfer und ſelbſt nach der ganzen Strenge der Kriegs-Geſetze beſtraft werden wird.“

„Braunau den 11. April 1809.“

„Von der k.k. bevollmächtigten Armee-Hof-Kommiſſion.“

Unterz.: F. Graf von Stadion.

auf alles Eigenthum ohne Ausnahme, welches fremden Mächten, die im Kriegsstande mit Oesterreich sich befinden, angehört."

3) „Sämmtliche königliche Beamten werden mit allerhöchster Bewilligung Sr. k. k. Majestät von Oesterreich ihre bisherigen Amts-Funkzionen fortsetzen, und ihre bisher genossenen Gehalte und Emolumente behalten, in so ferne die Einkünfte dazu auslangen, und dieselben die in der Anlage enthaltene Verpflichtung gegen die k. k. Armee ohne allen geheimen Vorbehalt binnen vier und zwanzig Stunden nach Erhalt dieser Weisung unterschreiben, widrigenfalls sie ihren Dienst zu quittiren, und das bisher geführte Amt vorschriftsmäßig zu übergeben haben."

4) „Die Kreis-Gerichte und Finanz-Direkzionen sind für ihre subalternen Aemter verantwortlich; sie haben sogleich, und zwar längstens binnen zwey Tagen nach geschehener Okkupirung ihres Distrikts durch die k. k. Armeen, einen verläßlichen Oberbeamten an sämmtliche unterstehende Kassen, Aemter, Landgerichte und Depots abzusenden, die Jornalien oder Rechnungen abzuschließen, die Kassen zu stürzen, und alles baar vorhandene Geld sogleich an die Feldoperazions-Kasse, oder wenn solche zu weit entfernt wäre, an die nächstbefindliche k. k. Kriegs-Kasse einzusenden. Auf die nämliche Art ist alle vierzehn Tage vorzugehen, unter augenblicklicher Suspension der Oberbeamten, wenn ein ein-

Tage zunehmende Bevölkerung der hiesigen Residenzstadt und Anhäufung des Gesindels mit so vielem Grunde erregt werden muß. Es ist hier nicht der Ort zu berühren, was sich über die Schädlichkeit der großen Städte überhaupt in Absicht auf den unverhältnißmäßigen Kreislauf des Geldes, die Schwierigkeit des Approvisionements, den Gesundheitsstand und die Moralität der Bewohner sagen läßt, sondern der öffentliche Ruhestand ist hier der einzige Gesichtspunkt.

Die Geschichte lehret, daß alle gewaltsame Staatserschütterungen in den übermäßig bevölkerten Hauptstädten vorbereitet und zur Ausführung gebracht worden sind. Ohne Paris würde die, in ihren Folgen für ganz Europa so fürchterliche, französische Revoluzion nicht entstanden seyn, wenigstens diese Richtung nie genommen haben; auch sind die dermaligen Despoten Frankreichs von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß sie ihre, auf die Zerstörung aller moralischen Verfassungen abzweckenden Empörungsplane bloß auf die Hauptstädte gerichtet haben, wie die neuerlichen Auftritte zu London, Turin, Neapel und Rom sattsam an Tag legen. Die hiesige Residenzstadt ist seit dem Regierungsantritt des höchstseligen Kaisers Joseph zu einer übermäßigen Bevölkerung angewachsen; es war selbst Absicht des Monarchen, die Bevölkerung durch alle nur mögliche Begünstigungen in der Zuversicht zu befördern, daß wohlhabende Fabrikanten und Ge-

werbsleute aus dem Auslande hieher gezogen, und hiedurch der Nationalreichthum ansehnlich vermehrt würde; allein diese gute Absicht wurde nur sehr unvollkommen erreicht, denn es ist bis zur Ueberzeugung wahr, daß nicht sowohl der wohlhabende, aufrechte Bürgerstand, sondern diejenige Klasse von Bewohnern einen Zuwachs erhalten habe, welche sich mit unsichern Spekulazionen abgeben, Geschäfte treiben, die nur durch eine gewisse Zeit dauern, von einem Tage auf den andern leben, und bloß dem Zufall Preis gegeben sind. Diese Klasse ist nun gerade diejenige, welche mit der gegenwärtigen Verfassung unzufrieden, und nicht die mindeste Anhänglichkeit für den Monarchen und Staatssystem hat, sich mit thörichten Wünschen aller Art gängelt, nach Veränderungen stets gierig ist, weil sie in keinem Falle etwas zu verlieren, in jedem andern Falle aber zu gewinnen hat.

Diese Klasse, welche nur eine ephemere Subsistenz hat, ist zu allen aufgelegt, leiht jedem Verführer gerne ihr Ohr, und eben so rasch ihre Hände zu jeder auch noch so gewagten Schandthat. Obgleich der Pöbel zu allen Zeiten und an allen Orten immer der nämliche war, so sind doch die gegenwärtigen Zeitumstände so beschaffen, daß eine größere Masse solcher Menschen in einer Hauptstadt zusammengedrängt, mehr als je gerechte Besorgnisse erregen muß, weil übelgesinnte systematische Köpfe mit Gewißheit auf eben so viele Werkzeuge zählen können, wodurch

10) „Uebrigens verſteht man ſich um ſo mehr der pünktlichſten, aufrichtigſten und gewiſſenhafteſten Erfüllung aller hiedurch auferlegten Pflichten, da dieſelbe in keinem Punkte den Verflichtungen gegen den Landesherrn entgegen, vielmehr auf das eigentliche Beſte des Landes, nämlich auf Einhaltung einer genauen Ordnung zur Erhaltung der k. k. Armee berechnet ſind, und jedwede Uebertretung daher um ſo ſchärfer und ſelbſt nach der ganzen Strenge der Kriegs-Geſetze beſtraft werden wird.“

„Braunau den 11. April 1809.“

„Von der k.k. bevollmächtigten Armee-Hof-Kommiſſion.“

Unterz.: F. Graf von Stadion.

an Tag legen, und tödtliches Gift unausgesetzt mit vollen Händen ausstreuen.

Obwohl diese Behauptung mit rechtsbeständigen Beweisen gerade nicht unterstützt erscheinen kann, so bleibt sie in den Augen der Staatspolizey, welche, die ihr aus allen Provinzen der Monarchie durch mannichfaltige geheime Wege zukommenden Data zu kombiniren, und von der Wirkung auf die Ursachen zu schließen weiß, doch so evident wahr, daß alle Justizbehörden nach allen Förmlichkeiten ihre Schlüsse auf keine überzeugendere Beweise zu gründen vermögen. Wenn überdieß noch in Betrachtung gezogen wird, welche schändliche Versuche der ausgemenschte Nationalkonvent zu Paris bereits notorisch in verschiedenen Hauptstädten Europas gewagt habe, um die souveraine Macht durch theuer bezahlte Komplote zu stürzen, und alle Völker in Gährung und Aufruhr zu setzen, so ist wohl sehr glaublich, daß er es hier nicht unversucht werde gelassen haben. Die Umstände zusammen genommen, verdienen gewiß Euer Majestät Beherzigung, und sind von der Art, daß nebst den übrigen wirksamen Mitteln mit Ernst auf Verminderung des hiesigen Bevölkerungsstandes gedacht, oder wenigstens gesorgt werden muß, daß derselbe in Hinkunft nicht noch mehr anwachse. Es ist die Sache des obersten Direktoriums, die Bausucht zu beschränken, die Anlegung der Fabriken in der Residenzstadt zu hindern, die Heirathen der Gesellen und aller der-

Tage zunehmende Bevölkerung der hiesigen Residenzstadt und Anhäufung des Gesindels mit so vielem Grunde erregt werden muß. Es ist hier nicht der Ort zu berühren, was sich über die Schädlichkeit der großen Städte überhaupt in Absicht auf den unverhältnißmäßigen Kreislauf des Geldes, die Schwierigkeit des Approvisionements, den Gesundheitsstand und die Moralität der Bewohner sagen läßt, sondern der öffentliche Ruhestand ist hier der einzige Gesichtspunkt.

Die Geschichte lehret, daß alle gewaltsame Staatserschütterungen in den übermäßig bevölkerten Hauptstädten vorbereitet und zur Ausführung gebracht worden sind. Ohne Paris würde die, in ihren Folgen für ganz Europa so fürchterliche, französische Revoluzion nicht entstanden seyn, wenigstens diese Richtung nie genommen haben; auch sind die dermaligen Despoten Frankreichs von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß sie ihre, auf die Zerstörung aller moralischen Verfassungen abzweckenden Empörungsplane bloß auf die Hauptstädte gerichtet haben, wie die neuerlichen Auftritte zu London, Turin, Neapel und Rom sattsam an Tag legen. Die hiesige Residenzstadt ist seit dem Regierungsantritt des höchstseligen Kaisers Joseph zu einer übermäßigen Bevölkerung angewachsen; es war selbst Absicht des Monarchen, die Bevölkerung durch alle nur mögliche Begünstigungen in der Zuversicht zu befördern, daß wohlhabende Fabrikanten und Ge-

ben, ſondern als wahre Glücksritter und Abentheurer von Spielen, Kuppeln, Mäckeln, Anekdotentragen, Spioniren, Broſchürenſchreiben, u. ſ. w. leben, und die bloß von der Treuherzigkeit, dem Leichtſinne, und dem Hange zu Ausſchweifungen Anderer Gewinnſt ziehen; wer kennt, wie dieſe Leute in jeder Rückſicht dem Staate eben ſo läſtig als gefährlich ſind, und in welcher Menge dieſelben ſich hier befinden, der wird einſehen, welche Wohlthat dem Staate durch die Entfernung ſolcher Menſchen zugehen würde. Es geſchieht durch eine ſolche Behandlung dieſen Fremden kein Unrecht, weil es von Euer Majeſtät abhängt, wem Allerhöchſtdieſelben den Schutz in der Reſidenzſtadt ertheilen wollen, und ich müßte zum voraus den Mann und deſſen Grundſätze beklagen, welcher in dieſem Falle Euer Majeſtät nicht eben das Recht zugeſtände, was jeder Hausvater unbeſtritten hat, in ſeine Geſellſchaft denjenigen anzunehmen, oder auszuſchließen, welchen er für gut dem Intereſſe und der Ehre ſeines Hauſes angemeſſen findet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß angeſehene Fremde, welche entweder durch ihren Charakter und Vermögensumſtände ſchon bekannt ſind, oder ſich erwieſenermaßen Geſchäfte halber hier aufhalten, auf keine Art beunruhiget werden dürften. Eben ſo verſteht es ſich, daß die Entfernung und künftige Hindanhaltung der obigen Klaſſe nicht ſchnell und auffallend, ſondern nach und nach mit aller Gelaſſenheit, Mäßigung und Beſcheidenheit zu geſchehen hätte.

ſie einen Empörungsplan zur Wirklichkeit zu bringen hoffen. Man hört freylich ſehr oft ſagen: der hieſige Bürger iſt gut, man kann ſich auf ſeine Denkungsart verlaſſen, ſein Wohlſtand ſchon bindet ihn an das Intereſſe des Staates, es iſt alſo hier nichts zu beſorgen. Wer mit dem Genius der hieſigen Bürgerſchaft genau bekannt iſt, verkennt gewiß deſſelben Gutartigkeit nicht; allein man mache ſich näher mit den Volksklaſſen in den hieſigen Vorſtädten bekannt, und man wird finden, daß für einen gutartigen biedern Bürger immer zehn von der obigen Klaſſe zu rechnen ſind, mithin das Verhältniß zwiſchen den wohlhabenden, ruhigen, guten Bürgern der hieſigen Reſidenzſtadt, und denjenigen Bewohnern, die bey einer Veränderung nichts zu verlieren haben, immer ſehr ungleich bleibt. Hiezu kommt noch, daß der ſtaatenverheerende, über ganz Europa ſchwebende Geiſt des Jakobinismus auch bereits Leute von der beſſern Klaſſe ergriffen, und ſchwindlich gemacht hat. Es würde Hochverrath ſeyn, zu verhehlen, wie dieſer mit Jahren ſchon im Stillen fortarbeitende Geiſt unter verſchiedenen Geſtalten, und durch tauſendfache geheime Kanäle in Euer Majeſtät Erbſtaaten ſchon gewirket hat, und noch täglich fortwirket, es würde Hochverrath ſeyn zu verhehlen, daß ſelbſt Leute der gebildeten Gattung, ja! was noch am gefährlichſten iſt, ſogar ein großer Theil der Volks- und Jugendlehrer von dieſem Geiſte beſeelet ſind, und ihre Denkungsart ſo ganz unverkennbar

an Tag legen, und tödtliches Gift unausgesetzt mit vollen Händen ausstreuen.

Obwohl diese Behauptung mit rechtsbeständigen Beweisen gerade nicht unterstützt erscheinen kann, so bleibt sie in den Augen der Staatspolizey, welche, die ihr aus allen Provinzen der Monarchie durch mannichfaltige geheime Wege zukommenden Data zu kombiniren, und von der Wirkung auf die Ursachen zu schließen weiß, doch so evident wahr, daß alle Justizbehörden nach allen Förmlichkeiten ihre Schlüsse auf keine überzeugendere Beweise zu gründen vermögen. Wenn überdieß noch in Betrachtung gezogen wird, welche schändliche Versuche der ausgemenschte Nationalkonvent zu Paris bereits notorisch in verschiedenen Hauptstädten Europas gewagt habe, um die souveraine Macht durch theuer bezahlte Komplote zu stürzen, und alle Völker in Gährung und Aufruhr zu setzen, so ist wohl sehr glaublich, daß er es hier nicht unversucht werde gelassen haben. Die Umstände zusammen genommen, verdienen gewiß Euer Majestät Beherzigung, und sind von der Art, daß nebst den übrigen wirksamen Mitteln mit Ernst auf Verminderung des hiesigen Bevölkerungsstandes gedacht, oder wenigstens gesorgt werden muß, daß derselbe in Hinkunft nicht noch mehr anwachse. Es ist die Sache des obersten Direktoriums, die Bausucht zu beschränken, die Anlegung der Fabriken in der Residenzstadt zu hindern, die Heirathen der Gesellen und aller der-

jenigen Leute, die ſich mit keinem beſtimmten, ergiebigen Nahrungswege auszuweiſen vermögen, zu verbiethen, und überhaupt durch weiſe, den Zeitumſtänden angemeſſene Mittel auf dieſen Zweck zu arbeiten. Es dürften Euer Majeſtät demnach geneigt ſeyn, über dieſen gewiß äußerſt wichtigen Umſtand von dem oberſten Direktorium einen Vortrag abzufordern. Was von Seite der Staatspolizey zur Erreichung dieſes Zweckes, welcher nichts weniger als die Erhaltung des öffentlichen Ruheſtandes betrifft, beygetragen werden kann, wird gewiß mit ununterbrochner Thätigkeit geſchehen; allein es iſt meine Pflicht, hier allerunterthänigſt zu bemerken, daß ihr Wirkungskreis dießfalls ſehr beſchränkt ſey, und daß die Direktivregeln, welche ihr durch höchſte Reſolutionen ehemals vorgeſchrieben worden ſind, in ſo manchen Fällen eben ſo wenig, als das Geſetzbuch, den Zeitumſtänden anpaſſend ſind. Dieſe Wahrheit wird durch Folgendes in helleres Licht geſetzt: Bisher mußte jeder Fremde unberührt ſo lange hier geduldet werden, als er keines Verbrechens ſich ſchuldig gemacht hatte. Es wäre dem Staatsintereſſe und den Zeitumſtänden weit angemeſſener, wenn es zur künftigen Richtſchnur feſtgeſtellt würde, daß jeder Fremde, welcher ſich mit keinem beſtimmten Geſchäfte oder Nahrungswege auszuweiſen vermag, zur Polizey vorgerufen, und demſelben das Consilium abeundi gegeben würde. Wer die Klaſſe von Fremden kennt, welche kein Vermögen, und keine Beſtimmung hier ha-

IV.

Gegen-Nota der obersten Justizstelle d. d. 30sten März 1795 auf die Nota des Polizeyministers Grafen von Pergen d. d. 23sten Juny 1794.

Einem hochlöbl. Direktorium wird die mit gefälliger Nota vom 12ten dieß geschehene Mittheilung der von dem Polizeyminister übergebenen Nota, und der darüber von dem Direktorium führenden Sprache, wovon ein so anders in dem Anschlusse zurückfolgt, in Freundschaft verdankt.

Nun enthält zwar diese Nota da, wo sie von Reinigung der Stadt Wien vom unnützen Gesindel spricht, viel Wahres und Nützliches, und es sollten alle diejenigen, besonders Fremde, die nicht einen bestimmten ordentlichen Nahrungsstand auszuweisen ver-

mögen, vorzüglich alle jene hintangeschafft werden, die bloß vom Leichtsinn und Hang zur Ausschweifung Gewinn ziehen, und zu dessen Unterstützung dienen.

Von dieser Seite ist daher nicht zu zweifeln, daß ein k. k. Direktorium diese Nota in Aufmerksamkeit nehmen, und hievon Gebrauch machen werde.

Allein so weit in selber auf die Nothwendigkeit einer ganz unabhängigen, und an keine Vorschriften gebundenen geheimen Polizey die Schlußfolge gezogen werden will, handelt es sich um eine für die Sicherheit der Ehre und der Freyheit der Bürger höchst gefährliche Verfassung, die, wenn sie auch leider durch die Zeit und Weltumstände in ihrem Maß zur Nothwendigkeit geworden ist, doch unvermeidlich in ihren Schranken gehalten werden muß, damit sie nicht in der Zeitfolge die Veranlassung zu Ereignissen werde, zu deren Hintanhaltung sie bestehen soll.

Die von dem Polizeyminister geschehene Anklage: a) daß für einen gutartigen biedern Bürgersmann zehn sich finden lassen, die jeden übelgesinnten Kopf zum Werkzeuge dienen würden, einen Empörungsplan auszuführen; b) daß auch bereits Leute von der bessern Klasse mit dem Geiste des Jakobinismus ergriffen, und schwindlich gemacht seyen; c) daß selbst Leute von der gebildeten Gattung, ja sogar ein grosser Theil der Volks- und Jugendlehrer von diesem

Geiſte beſeelt, tödtliches Gift mit vollen Händen un- ausgeſetzt ausſtreuen; dieſe in der That fürchterliche Anklage, die aber auch zugleich eine ſchreckliche Anklage gegen die Polizey ſelbſt, und gegen die Staatsverwaltung, beſonders in Rückſicht der geduldeten Lehrer ſeyn würde, führt die oberſte Juſtizſtelle auf die Beſorgniſſe, daß ungerechter Argwohn für Wahrheit und Schuld angenommen, und mit den Worten Sansculotisme und Jacobinisme Verdacht, Verantwortlichkeit und Verbrechen auf die Bürger und Einwohner ohne Ziel und Maß geworfen werden möge. Die Klaſſe der Armen wird wohl zu allen Zeiten und in allen Staaten die größere Klaſſe der Menſchen ſeyn und bleiben; allein wenn der Mann ohne Vermögen, ſollte er auch arbeitſam und geſittet ſeyn, ſchon unter die ſtets gefährlichen, zur Empörung bereiten Menſchen gezählt werden darf; wenn das Vertrauen nur auf Reichthum geſetzt werden will, und das Verdienſt, dem die Armuth zur Seite ſteht, gedemüthiget, und unterdrückt werden ſoll; wenn alſo das Herz des Landesfürſten, es ſey ſchon von dem einzelnen armen Bürger, oder von einem Theile der Stadteinwohner, weil ſie als gefährliche Unterthanen geſchildert werden, abgewendet, und dadurch Liebe und Hilfe, wo ſie am nöthigſten iſt, zurückgehalten wird; dann kann die oberſte Juſtizſtelle einer ſolchen Sprache nicht beyſtimmen, ſie muß ſie vielmehr, ſo lange der Beweis mangelt, billig bezweifeln, und, ohne das Daſeyn ſtaatsgefährlicher Menſchen auch nur im geringſten zu be-

ſtreiten, daſſelbe auf eine ungemein mindere Zahl, als angegeben werden will, herabſetzen, und daſſelbe nach der im Mittel liegenden Erfahrung auf ganz andere Klaſſen von Menſchen, als auf die armen Bürger anwenden, bey denen gewiß kein Schwindelgeiſt, von welch immer Art derſelbe ſey, wohl aber ungerechte Behandlung und Unterdrückung eine Erſchütterung wirken kann, die aber vom Throne eines gerechten und gütigen Fürſten weder ausgehen, noch Unterſtützung finden wird.

Uebrigens fragt es ſich bey denen, bloß vom Spielen, Mäckeln, Anekdotentragen und Spioniren lebenden, folglich wegen ihrer Unſittlichkeit billig als ſtaatsgefährlich angegebenen Menſchen: warum ſie denn von der Polizey ſo lange, und noch bis jetzt geduldet werden?

Eben ſo gefährlich iſt aber auch das Wort Jacobinisme, wenn es ohne Feſtſetzung eines Begriffes dahin geworfen wird, für Vernunft und Rechtſchaffenheit; weil es nicht nur der Dummheit, ſondern der eiferſüchtigen Bosheit und dem ſo gerne dominirenden Egoisme zur Gelegenheit werden kann, die Vernunft, wenn ihr auch Rechtſchaffenheit und wahre Treue gegen den Landesfürſten zur Seite ſtehen, zu unterdrücken, oder wenigſtens zum Schweigen zu bringen; ſich allen unangenehmen Widerſpruch und Darſtellung verhaßter Wahrheiten auf die Seite zu ſchaffen, und

also den Staat in eine Langmuth zu versetzen, welche der feindlichen Arbeitsamkeit Hilfe zu biethen, und so dem kleinen Staate das Uebergewicht zu geben vermöchte. Wenn also durch dieß mächtige Machtwort Jacobinisme, ohne Sinn und Verstand ausgesprochen, jeder gutgemeinte, von etwas weiterer Aussicht geleitete Rath hintangehalten, die öffentliche freymüthige Stimmung geschwächt, das Herz des Landesfürsten von jenen abgezogen werden kann, wo er Hilfe und Unterstützung suchen und finden konnte, so kann die oberste Justizstelle, auch von dieser Seite einer solchen Sprache nicht beytreten, sie muß vielmehr auch hier die Frage aufwerfen: Warum denn die wirklich staatsgefährlichen Männer und Lehrer, die Gift ausstreuen, nicht mit dem nächsten Augenblicke ihrer Entdeckung angefaßt, zur Verantwortung gezogen, und entfernt, oder außer Stand zu schaden gesetzt werden?

Allein man löset sich diese Frage mit der sich darbiethenden Bemerkung auf, daß der Polizeyminister in der Nota selbst gesteht, daß die Behauptung der angegebenen Staatsgefährlichkeit mit keinem rechtsbeständigen Beweise unterstützt, sondern nur in Combinirung der durch mannichfaltige geheime Wege der Polizey zukommenden Daten als evidente Wahrheit dargestellt werden könne, welches abermal die ausnehmende Gefährlichkeit der in der Beurtheilung stehenden Verfassung zeiget. Es muß nämlich die oberste Ju-

mögen, vorzüglich alle jene hintangeschafft werden, die bloß vom Leichtsinn und Hang zur Ausschweifung Gewinn ziehen, und zu dessen Unterstützung dienen.

Von dieser Seite ist daher nicht zu zweifeln, daß ein k. k. Direktorium diese Nota in Aufmerksamkeit nehmen, und hievon Gebrauch machen werde.

Allein so weit in selber auf die Nothwendigkeit einer ganz unabhängigen, und an keine Vorschriften gebundenen geheimen Polizey die Schlußfolge gezogen werden will, handelt es sich um eine für die Sicherheit der Ehre und der Freyheit der Bürger höchst gefährliche Verfassung, die, wenn sie auch leider durch die Zeit und Weltumstände in ihrem Maß zur Nothwendigkeit geworden ist, doch unvermeidlich in ihren Schranken gehalten werden muß, damit sie nicht in der Zeitfolge die Veranlassung zu Ereignissen werde, zu deren Hintanhaltung sie bestehen soll.

Die von dem Polizeyminister geschehene Anklage: a) daß für einen gutartigen biedern Bürgersmann zehn sich finden lassen, die jeden übelgesinnten Kopf zum Werkzeuge dienen würden, einen Empörungsplan auszuführen; b) daß auch bereits Leute von der bessern Klasse mit dem Geiste des Jakobinismus ergriffen, und schwindlich gemacht seyen; c) daß selbst Leute von der gebildeten Gattung, ja sogar ein grosser Theil der Volks- und Jugendlehrer von diesem

Zirschitzky, der den Spitznamen Goldschmidl hatte, merkwürdig; dieser bekannte in seinen Aussagen, daß er fünfmal im Arreste, einmal im Zuchthause war, und doch waren er, und sein Sohn Gabriel, Vertraute der Polizey, die mit geringen Monatgeldern nebst verschiedenen Remunerationen und Sporteln, die man bey geheimer Beobachtung ansehnlicher Personen bezahlte, angestellt waren.

Was soll man nun von derley Dienern der Polizey denken, und sagen? Was für Lügen, Verdrehungen und Vergrößerungen lassen sich nicht mit Grund besorgen, und erwarten, wenn derley Spionen, die ein hartes menschenfeindliches Gemüth schon aus der Uebernahme dieser Aufträge verrathen, ihren Werth und Gewinn nur auf Kosten ihrer Mitbürger, auf Verschwörung gegen die Unschuld und Rechtschaffenheit bauen, und wenn ihnen kein wahres Laster auffällt, den Schein zu demselben aufsuchen müssen, wo auch dem edelsten und gutdenkenden Manne leicht ein Wort entfahren kann, das im verdrehten Sinne eine Auslegung auf Staatsgefährlichkeit zuläßt, gleich wie dann der obersten Justizstelle erst jüngsthin der Fall eines in Linz arrestirten, und nach einigen Wochen als unschuldig entlassenen Bürgers vorfiel, der als ein staatsgefährlicher Mann angehalten worden, weil er die Energie der Franzosen gelobt, und eine gleiche bey den gegen sie Streitenden gewünscht hatte.

Das Bedenken der aus ſolchen Organen der Polizey zufließenden Thaten würde minder wichtig ſeyn, wenn ſie, bevor eine Arreſtirung, folglich die größte Kränkung der bürgerl. Freyheit und Ehre erfolgte, öffentlich und ſo geſchähe, daß der Angeklagte ſich von ſeinem Richter augenblicklich zu vertheidigen, ſeine Freyheit zu ſchützen, und ſich ſeiner Familie und ſeinem Nahrungsſtande zu erhalten vermöchte, denn dadurch wäre ſo vieles gewonnen, daß der rechtſchaffene Mann, wenn ihm auch das von der Natur verliehene Schild des guten Leumuths (jus innatum bonae existimationis) unter einer ſolchen Staatseinrichtung entriſſen würde, und er auch ohne gehobene Anklage ſchon ſeiner Freyheit beraubt wäre, und als Vertheidiger ſeiner Unſchuld auftreten müßte, doch ſeine Ehre keinen gleichſam meuchelmörderiſchen Anfall zu beſorgen hätte; allein wenn allen vorhergehenden Bedenklichkeiten auch noch die Geheimhaltung zur Seite ſteht, ſo entſteht aus einer ſolchen Verfaſſung eine ſo auffallende allgemeine Beleidigung der Menſchheit, die unmöglich eine gute Wirkung auf die Stimmung des Volkes haben, und wo das Mittel gegen unglückliche Folgen die Veranlaſſung zu ſelben werden kann.

Die Bedeckung, welche die Polizey in ihren Schritten durch die jedesmalige alſogleiche Anzeige bey dem Landesfürſten ſucht, iſt abermal ein ſehr gefährlicher Punkt der in der Beurtheilung ſtehenden Verfaſſung. Nicht nur allein, weil der unſchuldig

Angegriffene schon genug beleidigt und gekränkt ist, wenn er seinem Landesfürsten auch mit entferntem Verdachte geschildert, und oft Verdienst für Schuld dargestellt wird; sondern weil dadurch die Polizey die Verantwortlichkeit ihrer Schritte, und wenn sie sich geirrt, und die Ehre oder Freyheit eines Unschuldigen gekränkt hätte, den gerechten Vorwurf wo nicht ganz auf den Landesfürsten überwälzt, dennoch mit selbem theilet, und so das Gehässige, was in der Sache liegt, auf den Thron zurück wirft, dessen Festigkeit nur in der Liebe und Hochachtung aller seiner Unterthanen, in der wechselseitigen Offenherzigkeit und Redlichkeit beruht, und der seine gröste Stütze an jenen redlichen und unerschrockenen Männern finden wird, die ihm die Quelle einer ungerechten Unzufriedenheit der Unterthanen ehrlich und wahr aufdecken, und die Mittel der Beruhigung getreulich an Handen lassen; denn bey einem innerlich zufriedenem Volke werden auch die ansehnlichsten Schwindelköpfe keine Unterstützung, vielmehr den thätigsten Widerstand finden.

Die oberste Justizstelle findet sich daher aus der mitgetheilten Nota verpflichtet, ein hochlöbl. k. k. Direktorium nochmal zu ersuchen, mit jenem Ernste und Nachdruck, den die Wichtigkeit der Sache und der Schutz der Bürger verdient, darauf zu halten, daß die Polizey allenthalben in angewiesene Schranken gesetzt werde, die sich dahin concentriren, daß sie zwar

in der Ausspähung und Nachforschung stets gefährlicher Menschen, dann staatsschädlicher Anschläge und Handlungen nicht gehemmt werde, und unter denen, bereits in den vorigen Vorträgen vorgeschlagenen Beschränkungen, auch mit Anwendung wohl bekannter, und ein wahres Vertrauen verdienender Menschen im Stillen und geheim vorgehen, auch die erste Ergreifung der Beinzüchtigten vornehmen, niemals aber in unmittelbarer und ganz unabhängiger Verbindung mit dem Throne stehen, und die geringste vollziehende Macht ausüben, sondern den Ergriffenen nach aufgenommenem summarischen Verhör alsogleich seiner gehörigen Obrigkeit zur ordentlichen gesetzmäßigen Behandlung überliefern soll, massen auch die Gesetze schon bey den Staatsverbrechern den nöthigen Unterschied und die gehörigen Staatsrücksichten sich ohnehin gegenwärtig halten; allenfalls dürfte aus dem Kriminalgerichte ein besonderer, enger Ausschuß für derley Verbrechen, so lange diese bedenklichen Umstände dauern, ernannt werden.

Franz Georg Edler v. Keeß.

alſo den Staat in eine Langmuth zu verſetzen, welche der feindlichen Arbeitſamkeit Hilfe zu biethen, und jedem kleinen Staate das Uebergewicht zu geben vermöchte. Wenn alſo durch dieß mächtige Machtwort Jacobinisme, ohne Sinn und Verſtand ausgeſprochen, jeder gutgemeinte, von etwas weiterer Ausſicht geleitete Rath hintangehalten, die öffentliche freymüthige Stimmung geſchwächt, das Herz des Landesfürſten von jenen abgezogen werden kann, wo er Hilfe und Unterſtützung ſuchen und finden konnte, ſo kann die oberſte Juſtizſtelle, auch von dieſer Seite einer ſolchen Sprache nicht beytreten, ſie muß vielmehr auch hier die Frage aufwerfen: Warum denn die wirklich ſtaatsgefährlichen Männer und Lehrer, die Gift ausſtreuen, nicht mit dem nächſten Augenblicke ihrer Entdeckung angefaßt, zur Verantwortung gezogen, und entfernt, oder außer Stand zu ſchaden geſetzt werden?

Allein man löſet ſich dieſe Frage mit der ſich darbiethenden Bemerkung auf, daß der Polizeyminiſter in der Nota ſelbſt geſteht, daß die Behauptung der angegebenen Staatsgefährlichkeit mit keinem rechtsbeſtändigen Beweiſe unterſtützt, ſondern nur in Combinirung der durch mannichfaltige geheime Wege der Polizey zukommenden Daten als evidente Wahrheit dargeſtellt werden könne, welches abermal die ausnehmende Gefährlichkeit der in der Beurtheilung ſtehenden Verfaſſung zeiget. Es muß nämlich die oberſte Ju-

die durch die politischen Zeitumstände, und durch das Geschrey, welches die Geistlichkeit gegen die Josephinischen Studienanstalten erhoben hatte, unterstützt wurde, erhielt der dermalige Referent in Studiensachen, Hofrath von Birkenstock, den Auftrag, eine Reform der öffentlichen Unterrichtsanstalten zu entwerfen. Der Plan, den er zu dieser Absicht eingereicht hatte, wurde hierauf in einer eigenen Hof-Kommission, unter dem Vorsitze des Grafen Rottenhann, als kaiserlichen Kommissär, in Berathschlagung genommen. Der Referent, Hofrath Birkenstock, hatte seine Vorschläge zur Verbesserung der Studienanstalten eingeleitet mit der Frage und Erörterung: Ob es überhaupt einem Staate vortheilhaft seyn könne, wissenschaftlichen Unterricht zu verbreiten und allgemein zu machen? Er suchte zu erweisen, daß die in den niedern Klassen gemein gewordene Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen den Regenten mehr Nachtheile als Vortheile verursacht hätte; daß es für die Berufspflichten dieser Klasse zureichend wäre, wenn ihnen die Lehren der Religion, durch das Auswendiglernen des Kathechismus, ins Gedächtniß eingeprägt würden. Diese erste Frage, die noch dazu als streitig und zweifelhaft aufgestellt worden; ein solches Resultat ihrer Untersuchung; nicht weniger einige andere Vorschläge, wodurch den litterärischen Anstalten zweckmässig aufgeholfen werden sollte, fanden lauten und beständigen Widerspruch, theils selbst von Seite des Präsidenten, theils von einigen Gliedern der Hofkommission,

namentlich von dem Hofrath von Sonnenfels und dem Hofrath Zippe. Diese Debatten und unvereinbarlichen Urtheile der Mitglieder der Kommission über den vorgelegten Plan, veranlaßten den kais. Kommissär, Grafen Rottenhann, selbst einen Plan nach liberalern Grundsätzen auszuarbeiten, und ausarbeiten zu lassen, und diesen der Kommission zur Beurtheilung und Wahl vorzulegen. Das Ziel desselben war: einige Künste und Wissenschaften allgemein und vorzüglich zu begünstigen; den gründlichen Unterricht in einigen andern nur den höhern Ständen vorzubehalten; insbesondere ein anderes, scheinbares und konsequentes System von Metaphysik und Moral aufzustellen, welches geeignet wäre die positiven Anstalten der Politik und Religion zu stützen.

Zu diesem Zwecke, zu dessen Erreichung selbst das neue System von metaphysischen und moralischen Grundbegriffen und Grundsätzen erfunden werden sollte, gehörte ganz vorzüglich, den allgemeinen Religionsunterricht, der in den Volksschulen angefangen, durch die Gymnasialschulen fortgesetzt worden, auch durch alle Klassen der philosophischen Studien auszubreiten, ihm hier eine gründlichere und mehr wissenschaftliche Form zu ertheilen, damit eigene und abgesonderte Religionsübungen zu verbinden, und so das spezielle Berufsstudium der Theologie vorzubereiten.

Das Bedenken der aus solchen Organen der Polizey zufließenden Thaten würde minder wichtig seyn, wenn sie, bevor eine Arrestirung, folglich die größte Kränkung der bürgerl. Freyheit und Ehre erfolgte, öffentlich und so geschähe, daß der Angeklagte sich von seinem Richter augenblicklich zu vertheidigen, seine Freyheit zu schützen, und sich seiner Familie und seinem Nahrungsstande zu erhalten vermöchte, denn dadurch wäre so vieles gewonnen, daß der rechtschaffene Mann, wenn ihm auch das von der Natur verliehene Schild des guten Leumuths (jus innatum bonae existimationis) unter einer solchen Staatseinrichtung entrissen würde, und er auch ohne gehobene Anklage schon seiner Freyheit beraubt wäre, und als Vertheidiger seiner Unschuld auftreten müßte, doch seine Ehre keinen gleichsam meuchelmörderischen Anfall zu besorgen hätte; allein wenn allen vorhergehenden Bedenklichkeiten auch noch die Geheimhaltung zur Seite steht, so entsteht aus einer solchen Verfassung eine so auffallende allgemeine Beleidigung der Menschheit, die unmöglich eine gute Wirkung auf die Stimmung des Volkes haben, und wo das Mittel gegen unglückliche Folgen die Veranlassung zu selben werden kann.

Die Bedeckung, welche die Polizey in ihren Schritten durch die jedesmalige alsogleiche Anzeige bey dem Landesfürsten sucht, ist abermal ein sehr gefährlicher Punkt der in der Beurtheilung stehenden Verfassung. Nicht nur allein, weil der unschuldig

Domherr Spendou und der Abbe Gruber; zu Referenten in geistlichen und Studiensachen, der Pater Dankesreitter aus Brünn bey der böhmisch-österreichischen Hofkanzley, der Pater Gruber bey der niederösterreichischen Regierung, die seitdem befördert, und durch neue ersetzt worden sind.

Um jedoch auch zu den durch den Staatsrath Lorenz geleiteten, und gesetzmäßig angeordneten neuen Studien-Einrichtungen allgemeines Zutrauen zu erwecken, und zu befestigen, wurde zufolge eines Handschreibens Sr. Majestät allen Stiftern und Klöstern die Nachricht mitgetheilt, daß künftig der Unterricht in der Philosophie in lateinischer Sprache gegeben werden sollte; daß ihnen das Recht zugestanden würde, für ihre Novizen den Unterricht in der Philosophie und Theologie selbst einzurichten und zu leiten; daß den Landpfarrern und Landgeistlichen die Befugniß ertheilt würde, Knaben privatim zu unterrichten, die sodann bey den Prüfungen an den Gymnasien und Universitäten den öffentlich Studierenden gleich gehalten werden sollten.

Endlich um die Wirksamkeit dieser Maßregeln noch kräftiger zu machen, wurde den weltlichen Privatlehrern die Befugniß entzogen, Unterricht zu geben, wenn sie von dem öffentlichen Direktor des Lehrfaches dazu nicht berechtiget worden wären, und alle

rivatstudierenden, die sich den öffentlichen Prüfun-
n nicht unterzögen, wurden für unfähig erklärt, zu
fentlichen Aemtern zu gelangen.

Domherr Spendou und der Abbe Gruber; zu Referenten in geistlichen und Studiensachen, der Pater Dankesreitter aus Brünn bey der böhmisch-österreichischen Hofkanzley, der Pater Gruber bey der niederösterreichischen Regierung, die seitdem befördert, und durch neue ersetzt worden sind.

Um jedoch auch zu den durch den Staatsrath Lorenz geleiteten, und gesetzmäßig angeordneten neuen Studien-Einrichtungen allgemeines Zutrauen zu erwecken, und zu befestigen, wurde zufolge eines Handschreibens Sr. Majestät allen Stiftern und Klöstern die Nachricht mitgetheilt, daß künftig der Unterricht in der Philosophie in lateinischer Sprache gegeben werden sollte; daß ihnen das Recht zugestanden würde, für ihre Novizen den Unterricht in der Philosophie und Theologie selbst einzurichten und zu leiten; daß den Landpfarrern und Landgeistlichen die Befugniß ertheilt würde, Knaben privatim zu unterrichten, die sodann bey den Prüfungen an den Gymnasien und Universitäten den öffentlich Studierenden gleich gehalten werden sollten.

Endlich um die Wirksamkeit dieser Maßregeln noch kräftiger zu machen, wurde den weltlichen Privatlehrern die Befugniß entzogen, Unterricht zu geben, wenn sie von dem öffentlichen Direktor des Lehrfaches dazu nicht berechtiget worden wären, und alle

Privatstudierenden, die sich den öffentlichen Prüfungen nicht unterzögen, wurden für unfähig erklärt, zu öffentlichen Aemtern zu gelangen.

Domherr Spendou und der Abbe Gruber; zu Referenten in geistlichen und Studiensachen, der Pater Dankesreitter aus Brünn bey der böhmisch-österreichischen Hofkanzley, der Pater Gruber bey der niederösterreichischen Regierung, die seitdem befördert, und durch neue ersetzt worden sind.

Um jedoch auch zu den durch den Staatsrath Lorenz geleiteten, und gesetzmäßig angeordneten neuen Studien-Einrichtungen allgemeines Zutrauen zu erwecken, und zu befestigen, wurde zufolge eines Handschreibens Sr. Majestät allen Stiftern und Klöstern die Nachricht mitgetheilt, daß künftig der Unterricht in der Philosophie in lateinischer Sprache gegeben werden sollte; daß ihnen das Recht zugestanden würde, für ihre Novizen den Unterricht in der Philosophie und Theologie selbst einzurichten und zu leiten; daß den Landpfarrern und Landgeistlichen die Befugniß ertheilt würde, Knaben privatim zu unterrichten, die sodann bey den Prüfungen an den Gymnasien und Universitäten den öffentlich Studierenden gleich gehalten werden sollten.

Endlich um die Wirksamkeit dieser Maßregeln noch kräftiger zu machen, wurde den weltlichen Privatlehrern die Befugniß entzogen, Unterricht zu geben, wenn sie von dem öffentlichen Direktor des Lehrfaches dazu nicht berechtiget worden wären, und alle

Privatstudierenden, die sich den öffentlichen Prüfungen nicht unterzögen, wurden für unfähig erklärt, zu öffentlichen Aemtern zu gelangen.

VI.

Nachtrag zu dem im ersten Hefte mitgetheilten Verzeichniß jener Schriften, welche vor dem Ausbruch des Krieges im Jahr 1809 in Bezug auf denselben erschienen sind.

An Erzherzog Karl bey seiner Ankunft in der Armee.

An meine deutschen Brüder. Wimmer in Wien.

An Oesterreichs Bürger.

Auf die Abreise unsers allergnädigsten Kaisers und Landesvaters Franz I. und S. K. H. des Generalissimus Erzherzog Karl.

Aufruf an Oesterreichs Volk. Vom Professor Liebel.

An die Deutschen. Ein Wort zu seiner Zeit.

Gelegenheit (bey) der Fahnenweihe der Triester Landwehre. Von Dr. Kumpf. Nachgedruckt von Tendler in Wien.

Patriotische Gesänge, den wackeren Streitern Oesterreichs geweiht.

Hungariae Insurrectioni. In suae nationis nomine per Joachimum Perinet.

Krieg und Friede. Ein Gedicht.

Kriegslied für die österreichische Armee.

Kriegslied für Böhmens Landwehr.

Kriegslied für Oesterreichs Landwehr.

Kriegsgesänge, den edlen Vertheidigern ihrer Selbstständigkeit gewidmet.

Lied eines Landwehrmanns bey Gelegenheit des herausgegebenen Armeebefehls Sr. K. Hoheit des Erzherzogs Karl. Bey Gaßler in Wien.

Lied der österreichischen Krieger bey Eröffnung des Feldzuges 1809. Von Geng.

Oesterreichs Veteranen an ihre Kriegsgefährten.

Posch (Andr.) Volkslied zur Aufmunterung der Landwehr.

Stiedl, Aufruf eines Herrschaftsbeamten an die herrschaftlichen Unterthanen zur Vertheidigung und Unterstützung des Vaterlandes.

Schlachtgesang für österreichische Krieger.

Spanien ist noch nicht erobert.

Vaterländische Waffenlieder.

Warum wird der jetzige Krieg geführt.

Der Wehrmann am Wachfeuer.

Vaterländische Worte an die junge Mannschaft der Reservarmee und Landwehr.

Heldenthaten der Oesterreicher von Schmidt. Bey Grund in Wien.

Erinnerungen an alle gefühlvolle Unterthanen des Kaisers von Oesterreich.

Gruber, die Ehrlichkeit, Redlichkeit, Rechtlichkeit und der Edelmuth des Erzhauses Oesterreich.

Worin besteht in unsern gegenwärtigen Verhältnissen ein wahres und nützliches Vertrauen?

Schreiben eines Tyrolers in Oesterreich an seine braven Landsleute im Vaterland.

Bäuerle, Soldatenlieder.

Oesterreichs Schutzgeist! Ein Prolog nebst einem Kriegslied.

Aufruf nach der Melodie des Rheinweinliedes.

Sannens (K.) an die Insurrekzion des Königreichs Ungarn.

Stimmen der Zeit.

Das Erwachen.

Ziegelhausen (G. J.) Oesterreichs schützender Genius, schwebend über Oesterreichs Völkern.

Kriegslied eines Mitglieds des 1ten Wiener Landwehr Handlungs-Bataillon.

Gaal, (G. v.,) Kriegslieder der ungarischen adelichen Insurrekzion.

Aufruf an die Deutschen zu Oesterreichs Verein.

An die Deutschen. Aufruf eines Deutschen zum Zerbrechen drückender Fesseln.

Saheis, 3ter Brief, oder Denksprüche an junge Krieger.

Der Deutsche an die Deutschen.

Lang, (J. A.,) Stimme der österreichischen Völker an S. M. den Kaiser Franz, bey Gelegenheit der am 8. April erfolgten Abreise zur Armee.

Stiedl, Aufruf eines Herrschaftsbeamten an die herrschaftlichen Unterthanen zur Vertheidigung und Unterstützung des Vaterlandes.

Schlachtgesang für österreichische Krieger.

Spanien ist noch nicht erobert.

Vaterländische Waffenlieder.

Warum wird der jetzige Krieg geführt.

Der Wehrmann am Wachfeuer.

Vaterländische Worte an die junge Mannschaft der Reservarmee und Landwehr.

Heldenthaten der Oesterreicher von Schmidt. Bey Grund in Wien.

Erinnerungen an alle gefühlvolle Unterthanen des Kaisers von Oesterreich.

Gruber, die Ehrlichkeit, Redlichkeit, Rechtlichkeit und der Edelmuth des Erzhauses Oesterreich.

Worin besteht in unsern gegenwärtigen Verhältnissen ein wahres und nützliches Vertrauen?

Schreiben eines Tyrolers in Oesterreich an seine braven Landsleute im Vaterland.

Bäuerle, Soldatenlieder.

Anrede an die Ungarn von einem Ungarn.

Patriotische Worte an Ungarns Adel. Deutsch und Ungrisch 1809.

Inhalt.

I. Auszüge aus einer merkwürdigen, lateinisch und ungarisch herausgegebenen Schrift, betittelt: „Ueber die Gegner der großen Plane Napoleons.“

II. Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungs-Systems.

III. Nota des Polizeyministers Grafen von Pergen d. d. 23ten Juny 1794 an Se. Majestät den Kaiser Franz.

IV. Gegen-Nota der obersten Justizstelle d. d. 30sten März 1795 auf die Nota des Polizeyministers Grafen von Pergen d. d. 23sten Juny 1794.

V. Kurze Geschichte der seit dem Jahre 1794 vorgenommenen Studien-Reform.

VI. Nachtrag zur Anzeige der bey Ausbruch des Krieges in Wien erschienenen politischen Druckschriften.

Der

Morgenbote.

Eine

Zeitſchrift

für die

öſterreichiſchen Staaten.

Erſten Bandes drittes Heft.

1 8 0 9.

Der

Morgenbote.

Eine

Zeitschrift

für die

österreichischen Staaten.

Ersten Bandes drittes Heft.

1 8 0 9.

Ich bin nicht ganz vertraut mit den vielen fliegenden Blättern, in welchen dieſe letzte Zeit her die Grundſätze der ſogenannten Deutſchheit mehr oder minder pomphaft zur Schau geſtellt worden ſind. Nach meiner Anſicht iſt alles, was man für dieſe Sache ſeit vier oder fünf Jahren geſchrieben hat, von Treu und Glauben, eben ſo ſehr als von politiſcher und hiſtoriſcher Wahrheit entblößt. Kurz mir ſcheint, daß jeder, der ſich nicht durch Enthuſiasmus oder durch den Klang leerer Phraſen hinreißen läßt, ſondern Vernunft und Erfahrung zu Rathe zieht, dieſe nichtswürdigen Pamphlets, an deren Spitze die öſterreichiſchen Proklamazionen ſtehen, nur mit dem lebhafteſten Widerwillen leſen kann.

Dieſes iſt wenigſtens der Eindruck, den dergleichen Schriften auf mich machten, ſo oft ich ſie durchleſen wollte. Ich geſtehe Ihnen daher ohne Erröthen, daß ich die Gründe für die vorgebliche Sache der Deutſchheit nur durch die Unterredungen kenne, die ich mit einigen ihrer Adepten gehalten habe. Wie oberflächlich aber auch dieſe Kenntniß ſeyn möge, ſo wird ſie doch, wie ich glaube, hinreichen, mich gegen Sie über die Verſchiedenheit unſerer Anſichten zu erklären. Sie ſcheinen mir durch die Einflüſterungen der Feinde des neuen Zuſtandes der Dinge irre geführt worden zu ſeyn. Wir wollen ſehen, was wohl in den Beſorgniſſen oder Hoffnungen, die man in Ihnen erregt hat, Wahres liegen möge.

Wenn ich mich nicht irre, so gründet sich das System der Germanen auf folgende Sätze:

A. 1. Deutschland bestand seit zehn Jahrhunderten aus einem und demselben National-Verein.

2. Es genoß die kostbarsten Vortheile der Unabhängigkeit.

3. Es übte unter der Egide einer Verfassung, die es sich selbst gewählt hatte, das charakteristische Vorrecht freyer Völker aus, sich seine Gesetze nach seinen eigenen Sitten zu geben, und sie durch wahrhaft nationale Behörden in Vollzug setzen zu lassen.

4. Seine Krieger hatten in ganz Europa den glänzendsten Ruf der Stärke und Tapferkeit.

5. Die Schreib- und Lese-Freyheit war mehr als in jedem andern europäischen Staate eine Prärogative dieser wahrhaft freyen Nation.

6. Eine Masse von Kenntnissen, so wie man sie in keinem andern Lande Europa's finden kann, hatte sich unter dem edlen und großmüthigen Schutz der deutschen Regierungen entwickelt.

7. Die Reichsstände wetteiferten miteinander in Emporbringung des Handels.

8. Eben so suchten die Residenzstädte der deut-

schen Fürsten sich einander in Begünstigung der Künste und Wissenschaften zu übertreffen.

9. Die Litteratur der Deutschen hatte einen so hohen Schwung genommen, daß diese sich hierin andern europäischen Nazionen nicht nur an die Seite stellen, sondern vielleicht sogar den Vorrang vor ihnen behaupten konnten.

B. Die Ereignisse, welche seit dem Jahre 1805 Schlag auf Schlag den alten kräftigen Stamm dieses Nationalbundes bestürmt hatten, vernichteten beynahe alle diese Vortheile.

1. Deutschland bildet nicht mehr eine und dieselbe Nazion.

2. Es hat seine Unabhängigkeit verloren.

3. Eine unmittelbare Folge der Verletzung der alten Verfassung war die Einpflanzung eines fremden Protektorats, einer fremden Dynastie, einer fremden Gesetzgebung.

4. Ulm und Jena haben den kriegerischen Ruhm der Deutschen begraben sehen.

5. Denk- und Druckfreyheit sind der fremden Willkühr aufgeopfert worden.

6. Dieser Zwang wird den Wissenschaften selbst zum wesentlichsten Nachtheile gereichen.

Wenn ich mich nicht irre, so gründet sich das System der Germanen auf folgende Sätze:

A. 1. Deutschland bestand seit zehn Jahrhunderten aus einem und demselben National-Verein.

2. Es genoß die kostbarsten Vortheile der Unabhängigkeit.

3. Es übte unter der Egide einer Verfassung, die es sich selbst gewählt hatte, das charakteristische Vorrecht freyer Völker aus, sich seine Gesetze nach seinen eigenen Sitten zu geben, und sie durch wahrhaft nationale Behörden in Vollzug setzen zu lassen.

4. Seine Krieger hatten in ganz Europa den glänzendsten Ruf der Stärke und Tapferkeit.

5. Die Schreib- und Lese-Freyheit war mehr als in jedem andern europäischen Staate eine Prärogative dieser wahrhaft freyen Nation.

6. Eine Masse von Kenntnissen, so wie man sie in keinem andern Lande Europa's finden kann, hatte sich unter dem edlen und großmüthigen Schutz der deutschen Regierungen entwickelt.

7. Die Reichsstände wetteiferten miteinander in Emporbringung des Handels.

8. Eben so suchten die Residenzstädte der deut-

sche Freyheit fesselt, ein Strahl weniger in der Glorie, welche das Haupt der ehrwürdigen Teutonia umglänzte.

Dieß ist, wie ich glaube, mein Freund, ein kernhafter Auszug des neuen Evangeliums, das der Erzherzog Carl so herzbrechend in seinen Proklamazionen geprediget hat. Ich glaube nicht, etwas Wesentliches dabey ausgelassen zu haben. Vielleicht finden Sie selbst, daß die Gründe der Gegner des rheinischen Bundes eher noch zu stark, als zu schwach von mir vorgetragen sind. Ich gab ihnen die Form eines Syllogismus, um das ganze Gerüste der Beschuldigungen desto leichter zerlegen zu können, und ich hoffe, daß, wenn Sie meine Gegengründe gelesen haben, Sie auch mit größerem Vergnügen die Bulletins des Kaiser Napoleons lesen werden.

Ich will also bey der scholastischen Form stehen bleiben, und negire Ihnen ohne weiters den Major, den Minor und die Conclusion Ihres germanischen Syllogismus.

Betrachten wir zuerst den Major nach der gewählten Eintheilung in Nummern.

1. Die verschiedenen Völkerschaften, welche den großen Bezirk (in der Geographie unter dem Namen Deutschland bekannt) bewohnen, werden

7. Die Aufhebung der Reichsstädte, und die Hindernisse, die dem Handel in den Weg gelegt worden sind, haben diesem Zweig des öffentlichen Wohlstandes eine tödtliche Wunde versetzt.

8. Durch die Absetzung mehrerer regierender Familien ist das Gebiet der Künste beschränkt worden.

9. Auch auf das Schicksal deutscher Dichter-Werke scheint die Veränderung des deutschen Waffenruhms nachtheilig gewirkt zu haben. Die Schule des Corneille und Racine, die Dichtkunst Boileau's drohen, die Erbschaft der germanischen Barden an sich zu reißen.

C. Um den Fortgang und die Vollendung dieser unglücklichen Umwälzung zu verhindern, warf Oesterreich im Jahre 1805, und Preußen im Jahr 1806 den Fehdehandschuh. Für eben diese heilige und wahrhaft nazionelle Angelegenheit ist die gegenwärtige Bewaffnung in Oesterreich unternommen worden. Jeder Sieg Frankreichs verzögert also die Erfüllung jener edeln Bestimmung, und ist für die ganze deutsche Nazion eine verlorne Schlacht. Jeder über Oesterreich davon getragene Vortheil ist ein Ring mehr zu der Kette, welche die deut-

weniger unabhängig u. s. w. Wie kann man nun sagen, daß die deutschen Völker eine und dieselbe Nation ausmachen? *)

Das Wahre an der Sache ist, daß man schon seit zehn Jahrhunderten daran arbeitete, dieses Amalgam aufzulösen, und daß hierin schon seit langer Zeit nichts mehr zu thun übrig war.

2. Das, was man in diesem Augenblick von der Unabhängigkeit der deutschen Nazion vorgiebt, ist nicht weniger falsch, als der Satz von ihrer Einheit.

Die Unabhängigkeit einer Nazion spricht sich aus in der Kraft, mit welcher sie die Angriffe der Feinde von Außen, und im Innern ihren Einfluß zurückweist. Deutschland hat aber niemals weder Angriff noch Einfluß von sich abwehren können. Seit mehreren Jahrhunderten war es dazu verurtheilt, Provin-

*) Alle deutsche Staatsrechtslehrer, Moser, Pütter, Häberlin u. s. w. erheben dieselben Klagen über den Mangel an Einheit im deutschen Reich, und in der sogenannten deutschen Nazion. Man findet dieses Thema weitläufig ausgeführt in dem Buche: „Kritik der deutschen Reichsverfassung. Germanien, 1796." Auch die Schrift: Das Staatsinteresse von Baiern bey dem dritten Koalitionskriege. 1805. enthält in bündige Kürze alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann.

zen zu verlieren, so oft es die Waffen ergriff, und wie thätig fremder Einfluß in Deutschland war, weiß jeder, der auch nur die Zeitungen gelesen hat. Moser sagt daher voll patriotischen Eifers in seinem deutschen Staatsrecht: man sollte dem heiligen römischen Reich das Kriegführen von Reichs wegen verbieten.

3. Die alte deutsche **Constitution** hatte mitten in den Stürmen einheimischer und auswärtiger Kriege ihre Entstehung erhalten. Man muß ein Fremdling in der Geschichte seyn, wenn man den Einfluß nicht kennt, welchen Auswärtige bey der Entwicklung, Verfassung, und in der Folge bey jedem Detail ihrer Anordnung, selbst gesetzmäßig, genommen hatten. Die Gesetzgebung war weder einförmig, noch nazionell, das römische Recht mit allen Auswüchsen der finstersten Jahrhunderte verbrämt, war die gemeinschaftliche Grundlage der Jurisprudenz.

In unsern Tagen hatte man mehrere neue Gesetzbücher entstehen sehen, welche eben so viele Abweichungen von der constituzionellen Einheit der gesetzgebenden Gewalt waren. Der Patriotismus der deutschen Regierungen, der kaiserlichen selbst mit eingerechnet, hatte nicht selten große Erschütterungen gelitten. Insbesondere konnte man die Kaiser vom Hause Oesterreich nie als wahre Deutsche betrachten; Deutsch-

land konnte nur gewinnen, da es sich von ihnen loszählte.

4. Die kriegerischen Tugenden der Deutschen sind mit Recht überall geschätzt, aber die schlechte Reichs-Verfassung war Ursache, daß sie in den meisten Gelegenheiten mehr der fremden Nazionen Ruhme, als der deutschen selbst zum Vortheile dienen mußten. Unausgesetzt waren Deutsche in fremden Kriegsdiensten, und sie zeichneten sich überall mehr aus, als daheim. Unter ihren Nazionalheldenthaten führt man gewöhnlich den spanischen Successions-, und den sieben jährigen Krieg an. Wir werden weiter unten sehen, was hievon eigentlich zu halten ist.

5. Das Vorrecht frey zu denken, und zu schreiben war vielmehr ein Resultat der Gesetzlosigkeit, die ehemals in Deutschland herrschte, als eine der deutschen Nazion innwohnende Freyheit. Der Beweis davon liegt darin, daß in den meisten Staaten, vorzüglich in Oesterreich, Lokal-Zensur-Gerichte bestanden, deren Strenge manchmal bis ins Lächerliche gieng. Die Preß-Freyheit oder zum Theil Frechheit, welche in den andern Staaten Deutschlands herrschte, beweist wesentlich, daß es dem unförmlichen germanischen Bundesstaat an einer allgemeinen Polizey,

zen zu verlieren, so oft es die Waffen ergriff, und wie thätig fremder Einfluß in Deutschland war, weiß jeder, der auch nur die Zeitungen gelesen hat. Moser sagt daher voll patriotischen Eifers in seinem deutschen Staatsrecht: man sollte dem heiligen römischen Reich das Kriegführen von Reichs wegen verbieten.

3. Die alte deutsche Constitution hatte mitten in den Stürmen einheimischer und auswärtiger Kriege ihre Entstehung erhalten. Man muß ein Fremdling in der Geschichte seyn, wenn man den Einfluß nicht kennt, welchen Auswärtige bey der Entwicklung, Verfassung, und in der Folge bey jedem Detail ihrer Anordnung, selbst gesetzmäßig, genommen hatten. Die Gesetzgebung war weder einförmig, noch nazionell, das römische Recht mit allen Auswüchsen der finstersten Jahrhunderte verbrämt, war die gemeinschaftliche Grundlage der Jurisprudenz.

In unsern Tagen hatte man mehrere neue Gesetzbücher entstehen sehen, welche eben so viele Abweichungen von der konstituzionellen Einheit der gesetzgebenden Gewalt waren. Der Patriotismus der deutschen Regierungen, der kaiserlichen selbst mit eingerechnet, hatte nicht selten große Erschütterungen gelitten. Insbesondere konnte man die Kaiser vom Hause Oesterreich nie als wahre Deutsche betrachten; Deutsch-

haben noch keine Nazionalmonumente. Welche Sottiſen ließ ſich die deutſche Nazion, wenn es je eine gab, bey Gelegenheit der für dieſe Männer vorgeſchlagenen Denkmäler ſagen? *)

7. Der Handel von einigen Dutzend Reichsſtädten war ein bloßer Spedizionshandel, welcher eben nicht als das rühmlichſte Zeugniß für die Verfaſſung dieſer Städte angeführt werden kann. Denn dieſen Städten zur Seite gab es wenigſtens ſechzig andere, welche in dem dunkelſten Elend ſchmachteten. Das wahre daran iſt, daß ſowohl der Aktiv- als Paſſivhandel von Deutſchland, welcher doch irgendwo einen Ausweg haben mußte, ſeine Richtung bald nach dieſen Reichsſtädten, bald wieder anderswohin bekam. Leipzig, Braunſchweig, Altona, und viele andere nicht unmittelbare Städte, konnten ſich mit den blühendſten Reichsſtädten meſſen. Wer kann übrigens wiſſen, ob nicht der Wohlſtand einiger von dieſen letzteren aus einem Prinzip der Anarchie floß, welcher dem Ganzen des germaniſchen Bundes mehr nachtheilig als vortheilhaft war?

8. Viele Fürſten begünſtigten die Künſte, aber weit mehrere vernachläſſigten ſie, oder gaben ihnen

*) Derbe Wahrheiten hierüber enthält die klaſſiſche Schrift: Warum haben die Deutſchen kein Nazionaltheater?

eine falsche Richtung. Ueberhaupt zeichneten sich die deutschen Höfe nicht durch Monumente im hohen Styl aus. Vor der gegenwärtigen Epoche hörte ich immer sagen, daß die deutschen Künstler nur in der Auswanderung ihr Heil suchten. Dieß zeugt nicht vortheilhaft für die Begünstigung der Künste, welche man jetzt für ein Resultat der alten Verfassung ausgeben will.

9. Die deutsche Litteratur hat in der That in den letzten Jahren sehr geglänzt; Aber sie verdankt diesen Glanz keinem der Vorzüge der alten Ordnung der Dinge, die von uns jetzt durchmustert worden sind, denn bis jetzt hat keiner dieser Vorzüge wirklich existirt. Sie verdankt ihn vornehmlich einigen privilegirten Geistern, welche in sich selbst Kräfte und Elastizität genug fanden, um das Joch abzuschütteln, das vor ihrem Erscheinen den Talenten aufgelegt war. Weder die goldene Bulle, noch der westphälische Friede, noch die Statuten der Stadt Biberach haben das Talent Wielands zur Reife gebracht. Schillers göttliche Leyer wurde nicht durch ächt deutsche Nazionalbegebenheiten begeistert. Er wählte vorzugsweise seinen Stoff in der Geschichte des Auslandes, und wenn er ihn zu Zeiten aus den Annalen seines Vaterlandes schöpfte, so waren es eben wieder die Ausländer, welche er mit den glänzendsten Farben schilderte.

haben noch keine Nazionalmonumente. Welche Sottisen ließ sich die deutsche Nazion, wenn es je eine gab, bey Gelegenheit der für diese Männer vorgeschlagenen Denkmäler sagen? *)

7. Der Handel von einigen Dutzend Reichsstädten war ein bloßer Spedizionshandel, welcher eben nicht als das rühmlichste Zeugniß für die Verfassung dieser Städte angeführt werden kann. Denn diesen Städten zur Seite gab es wenigstens sechzig andere, welche in dem dunkelsten Elend schmachteten. Das wahre daran ist, daß sowohl der Aktiv- als Passivhandel von Deutschland, welcher doch irgendwo einen Ausweg haben mußte, seine Richtung bald nach diesen Reichsstädten, bald wieder anderswohin bekam. Leipzig, Braunschweig, Altona, und viele andere nicht unmittelbare Städte, konnten sich mit den blühendsten Reichsstädten messen. Wer kann übrigens wissen, ob nicht der Wohlstand einiger von diesen letzteren aus einem Prinzip der Anarchie floß, welcher dem Ganzen des germanischen Bundes mehr nachtheilig als vortheilhaft war?

8. Viele Fürsten begünstigten die Künste, aber weit mehrere vernachlässigten sie, oder gaben ihnen

*) Derbe Wahrheiten hierüber enthält die klassische Schrift: Warum haben die Deutschen kein Nazionaltheater?

mus übergehen, aber vor allem müssen Sie erlauben, Ihnen historisch zu zeigen, wie die Lage der Dinge in dem Zeitpunkte beschaffen war, da die vorgebliche Unglücksepoche für Deutschland angefangen haben soll.

Die Apostel der Deutschheit setzen sie in das Jahr 1805, aber die deutsche Verfassung hat nicht erst seit dem Jahre 1805, sondern schon lange zuvor ihr Ende erreicht. Der westphälische Friedensschluß hätte es zu einem vortreflichen Friedenssystem hingeleitet. Allein die unruhige Herrschsucht der Kaiser vom Hause Oesterreich ließ Deutschland nicht lange die Vortheile dieses Systems genießen. Sie nährten ohne Unterlaß den Geist der Zwietracht in weltlichen und geistlichen Dingen, sie bevölkerten das Fürsten-Kollegium mit einer Menge ihrer Vasallen, welche auf den Reichstagen dem Einflusse der eigentlichen Reichsstände das Gegengewicht halten mußten, und auf solche Art gelang es ihnen, das deutsche Reich in alle ihre Hauskriege zu verwickeln. Die Mißbräuche des kaiserlichen Ansehens brachten ähnliche Mißbräuche bey den Reichsständen hervor. Die ersten Glieder des germanischen Bundes, müde das Spielzeug der österreichischen Politik zu seyn, suchten sich durch Neutralität, durch auswärtige Bündnisse, manchmal selbst durch offenbaren Abfall jenem Einflusse zu entziehen. Der Tod Carls des Sechsten brachte diese Unordnung auf den höchsten Grad. Oesterreich selbst gab dem übrigen Deutschlande den Maßstab des kaiserlichen Ansehens,

indem es das neue Oberhaupt, welches das Reich sich verfassungsmäßig erwählt hatte, mit empörender Verachtung behandelte. Bald darauf machte Friedrich der Zweyte von diesem Beyspiel Gebrauch, um dem Nachfolger Carls des Siebenten mit gleicher Verachtung zu begegnen. Der Hubertsburger Frieden machte dem Streit ein Ende, indem er gleichwohl sein Prinzip sanktionirte; seit dieser Zeit gab es nur für Solche ein Reich, die nicht die Macht hatten, sich demselben zu entziehen. Joseph der Zweyte war davon so überzeugt, daß seine ganze Regierung nichts, als eine fortlaufende Reihe von Unternehmungen gegen die deutsche Verfassung war. Die Vergrößerung Oesterreichs auf Kosten von Deutschland, diese alte österreichische Hausmaxime, suchte Joseph ohne Rückhalt ins Werk zu setzen. Da er sich in der Ausführung seiner Plane durch Preußen und Frankreich gehindert sah, mußte er sie zwar verschieben, gab sie aber nicht auf, bis der Türkenkrieg, der ihnen zum Vehikel dienen sollte, seine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände lenkte. Bald darauf starb er, und die Politik des Wiener Cabinets nahm für den Augenblick eine andere Richtung.

Die große Revolution in Frankreich war ausgebrochen. Sie vereinigte episodisch den österreichischen und preußischen Hof, und es entstand zwischen beyden ein Wettstreit von Heucheley, der die Absicht hatte, das deutsche Reich in ihre Projekte gegen Frankreich

mit hineinzuziehen. Allein die Verreitelung dieser Projekte warf Deutschland in das Chaos der Anarchie zurück. Der Norden trat dem preußischen Abfall bey, der Süden blieb seinen verfassungsmäßigen Verbindlichkeiten treu. Endlich wurde der Frieden zu Lüneville geschlossen, und von diesem Zeitpunkt an konnte man für Deutschland eine neue Epoche der Ruhe oder wenigstens eines langen Aufschubs seiner gänzlichen Auflösung zu zählen anfangen. Aber dabey fand Oesterreich seine Rechnung nicht.

Voll Begierde, Süddeutschland zu unterjochen, und in eine Provinz zu verwandeln, fieng es, um die Ausführung dieser Plane zu erleichtern, einen neuen Krieg an. Die süddeutschen Staaten wichen diesem Complott glücklich aus. Hinc illae lachrimae.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick verweilen, und, wie wir es bey dem ersten Gliede des Syllogismus gethan haben, Artikel für Artikel die Beschwerden der vorgeblichen Vertheidigung der Deutschheit untersuchen.

1. Deutschland, sagt man, bildet nicht mehr eine und die nämliche Nazion. Aber bildete sie wohl eine vor dem Jahre 1805? Hat Oesterreich je einem Kaiser aus einem andern Hause Folge geleistet? Hat Preußen mit seinen Alliirten damals dem Reichsoberhaupt Gehorsam bezeugt? Keines-

wegs; es gab nur noch ein einziges Mittel, Deutschland vor der gänzlichen Zerstücklung zu retten, und dieses Mittel war die Errichtung des rheinischen Bundes. Durch ihn wurde die Unabhängigkeit der Völkerschaften, welche den german'schen Staaten-Verein ausmachten, anerkannt, und dieselben zu gleicher Zeit durch ein bloß föderatives Band vereinigt. Von dem Tage an, da Deutschland aufgehört hat, durch seine Formen gleichsam einen Monarchen über sich anzuerkennen, ist es wirklich der Nazional-Auflösung entgangen, Deutschland ist daher in dem gegenwärtigen Augenblick der Nazional-Einheit viel näher, als es derselben vor dem Jahre 1805 war.

2. Deutschland soll seine Unabhängigkeit verlohren haben. Wenn man unter Unabhängigkeit, Anarchie oder das Recht, auf allen Seiten jeden äussern und innern Einfluß zu verkaufen versteht, so ist der Satz richtig. Aber sind dieses die wahren Kennzeichen der Unabhängigkeit? Hat nicht vielmehr die Ausübung dieser sogenannten Unabhängigkeit Deutschland mit dem Schicksale Polens bedroht, und haben nicht die Glieder des rheinischen Bundes dadurch, daß sie auf sie Verzicht leisteten, ihre Existenz sicher gestellt?

3. Man wirft dem rheinischen Bund vor, daß

mit Hineinzuziehen. Allein die Verwirklung dieser Projekte warf Deutschland in das Chaos der Anarchie zurück. Der Norden trat dem preußischen Abfall bey, der Süden blieb seinen verfassungsmäßigen Verbindlichkeiten treu. Endlich wurde der Frieden zu Lüneville geschlossen, und von diesem Zeitpunkt an konnte man für Deutschland eine neue Epoche der Ruhe oder wenigstens eines langen Aufschubs seiner gänzlichen Auflösung zu zählen anfangen. Aber dabey fand Oesterreich seine Rechnung nicht.

Voll Begierde, Süddeutschland zu unterjochen, und in eine Provinz zu verwandeln, fieng es, um die Ausführung dieser Plane zu erleichtern, einen neuen Krieg an. Die süddeutschen Staaten wichen diesem Complott glücklich aus. Hinc illae lachrimae.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick verweilen, und, wie wir es bey dem ersten Gliede des Syllogismus gethan haben, Artikel für Artikel die Beschwerden der vorgeblichen Vertheidigung der Deutschheit untersuchen.

1. Deutschland, sagt man, bildet nicht mehr eine und die nämliche Nazion. Aber bildete sie wohl eine vor dem Jahre 1805? Hat Oesterreich je einem Kaiser aus einem andern Hause Folge geleistet? Hat Preußen mit seinen Alliirten damals dem Reichsoberhaupt Gehorsam bezeugt? Keines-

ſten und Brandenburg auf dieſe Ehre Anſpruch machen. Frankreich im Gegentheil hat einen integrirenden Theil dieſer Monarchie ausgemacht, und ſeine ganze öſtliche Gränze beſteht aus Provinzen, welche die Wiege des Reichs Karls des Großen waren. —

Von der fremden Dynaſtie, welche herufen worden iſt, einen Thron in Deutſchland zu beſetzen, kann der deutſchen Nazion nur Ehre zufließen, indem ſie dadurch des Ruhms theilhaftig wird, welcher die Anſprüche dieſes Heldengeſchlechts begründet. Ueberdas hat der Kaiſer Napoleon ſeinen erhabenen Bruder den weſtphäliſchen Thron mit einer deutſchen Königstochter theilen laſſen, die von dem alten Geſchlechte der Welfen abſtammet. — Was endlich die Beſchwerden über die fremde Geſetzgebung betrifft, ſo iſt dieſe ja nur mit Modifikationen angenommen worden, welche den Lokalitäten angemeſſen ſind. Wenn man dieſe Geſetzgebung näher unterſucht, ſo zeigt ſich ihre Gleichartigkeit mit den bisher in Deutſchland üblichen Rechten. So wie endlich die Römer nicht aufgehört haben, Römer zu ſeyn, obgleich ſie von den Griechen einige Geſetze entlehnten, ſo werden auch die Deutſchen nicht aufhören, Deutſche zu ſeyn, wenn ſie von den guten Einrichtungen Gebrauch machen, die ein gekrönter Reformator einer aufgeklärten Nazion gegeben hat. Geſtehen wir es nur, mein Freund! unſere Nazion war in eine Entkräftung verſunken, die ihr

kaum erlaubte, sich selbst aus der Sklaverey der Gebräuche und des Schlendrians herauszureißen. Frankreich, durch eine Revolution gestärkt, welche selbst wieder das Resultat der Kenntniße von ganz Europa war, hat uns ein Muster aufgestellt. Warum sollen wir ihm nicht nachfolgen? Hat Frankreich nicht selbst mehrere ausländische Institutionen nachgeahmet? Es ist nicht mehr Patriotismus, sondern eine unverzeihliche Schwachheit, wenn man eine als gut anerkannte Einrichtung nur deßwegen zurückstößt, weil man sie nicht selbst erfunden hat.

4. Der Ruhm der deutschen Armeen ist, sagt man ferner, zu Ulm und Jena begraben worden. Das ist falsch! Denn erstens hat das Betragen der österreichischen und preußischen Armeen den militärischen Ruhm der Deutschen nicht schmälern können, und dann verliert eine Nazion ihren Ruf nicht gleich durch vorübergehende Unglücksfälle. Die Schlachten von Höchstädt und Roßbach haben den Franzosen nichts von dem kriegerischen Charakter benehmen können, der ihnen in so ausgezeichnetem Grade eigen ist. Ich weiß zwar, daß der spanische Successions- und der siebenjährige Krieg bis jetzt als das heroische Zeitalter von Deutschland betrachtet worden sind, aber diese Uebertreibungen verunzieren dessen Geschichte eben so sehr, als die militärischen Feh-

ler, welche der Eitelkeit und Prahlsucht der Oesterreicher und Preußen ein Ziel gesetzt haben.

Uebrigens halten die Baiern, Würtenberger, und unsere Sachsen den alten Waffenruhm der Deutschen noch aufrecht. Sie haben sich bey allen Gelegenheiten würdig gezeigt, an der Seite der Braven des Kaisers Napoleon zu fechten.

5. Die Denk- und Schreibfreyheit, sagt man, ist der fremden Willkühr aufgeopfert worden. Auch das ist falsch. Zwar ist richtig, daß die Zeitungen und Broschüren im Allgemeinen einer strengern Censur als ehemals unterworfen worden sind, aber in dem leidenschaftlichen Kriege, welchen England und seine Alliirte gegen Frankreich und den rheinischen Bund führen, war es nothwendig, daß man unsern Feinden die Waffen der Lügen und der Verläumdung, und die Hebel der öffentlichen Meinung aus den Händen zu winden suchte. Es ist also vielmehr die Frechheit als die Freyheit der Presse, welche die zum rheinischen Bund gehörigen Regierungen zu beschränken für gut fanden, und das Publikum ist ihnen dafür wahre Verbindlichkeit schuldig. Die gegenwärtige Krise ist für die Staaten das, was die Krankheiten für die organischen Körper sind. Sie nähert sich nun ihrem Ende, aber selbst nach der Genesung muß man die Rückfälle fürchten,

und es ist Pflicht der Regierungen, ihren Völkern eine gute Diät vorzuschreiben, damit sie nicht von der ersten Wiederkehr der Gesundheit einen zu leichtsinnigen Gebrauch machen.

6. Die Beschränkungen der Denk- und Schreibfreyheit sollen, wie ferner gesagt wird, einen nachtheiligen Einfluß auf die Fortschritte der Wissenschaften haben. Wieder eine Beschwerde ohne Grund, wieder eine bloß hypokritische Besorgniß! Weder aus den Zeitungen noch aus den Flugschriften schöpfen die Völker jene Kenntnisse, welche ihre Einsicht erweitern, und ihre Urtheilskraft schärfen. Die Regierungen des rheinischen Bundes haben nicht erst nöthig, bey dem Wienerhofe in die Schule zu gehen, um eine richtige Demarkazionslinie zwischen den guten Büchern, und den schlechten Broschüren zu ziehen. Sie brauchen nur das Gegentheil von den Maßregeln der österreichischen Regierung zu befolgen, um ihre Unterthanen vor der doppelten Klippe der Unwissenheit, und der Leichtgläubigkeit zu bewahren.

7. Man schreyt über die Aufhebung der Hanseestädte, über die Hindernisse, die dem Handel in den Weg gelegt werden. Aber lassen wir uns nicht täuschen durch diese übertriebenen Beschwerden der Feinde des Continentalfriedens! Es ist wahr,

der gröſste Theil der Reichsſtädte hat die Reichsunmittelbarkeit verloren, aber ſie befinden ſich dabey ſehr wohl. Einige andere haben eine Art republikaniſche Unabhängigkeit unter den Auſpizien des Protektors des rheiniſchen Bundes beybehalten, und auch dieſe befinden ſich wohl dabey. Aber dieſe Veränderung hat an ſich den Handelsverhältniſſen der Reichsſtädte nicht den mindeſten weſentlichen Nachtheil gebracht. Wenn überhaupt der ausländiſche Handel Deutſchlands in dieſem Augenblicke weniger thätig iſt, als er es vor dem war, ſo kommt dieſes einzig und allein von dem leidenſchaftlichen Charakter her, welchen die Engländer dem Seekrieg aufgedrückt haben, und von der Nothwendigkeit, in welche ſich die Regierungen verſetzt ſehen, ſolche Widerſtandsmaßregeln zu ergreifen, welche den gehäſſigen und ganz Europa empörenden Maßregeln des übermüthigen Cabinets von St. James das Gleichgewicht halten. Ich kann mir wohl denken, daß dieſes nicht die Abſicht einiger Krämer iſt, welche ſich nach den Zeiten zurückſehnen, da ſie durch Contrebandirungen ſo leicht ihr Glück machen konnten. Ich will auch glauben, daß die Maßregeln, an welchen Deutſchland jetzt thätigen Antheil nehmen muß, einigen alten Mütterchen, die keine andere Glückſeligkeit kennen, als einen wohlfeilen Kaffee zu trinken, manche Seufzer auspreſſen. Aber dieſe verächtlichen

und es ist Pflicht der Regierungen, ihren Völkern eine gute Diät vorzuschreiben, damit sie nicht von der ersten Wiederkehr der Gesundheit einen zu leichtsinnigen Gebrauch machen.

6. Die Beschränkungen der Denk- und Schreibfreyheit sollen, wie ferner gesagt wird, einen nachtheiligen Einfluß auf die Fortschritte der Wissenschaften haben. Wieder eine Beschwerde ohne Grund, wieder eine bloß hypokritische Besorgniß! Weder aus den Zeitungen noch aus den Flugschriften schöpfen die Völker jene Kenntnisse, welche ihre Einsicht erweitern, und ihre Urtheilskraft schärfen. Die Regierungen des rheinischen Bundes haben nicht erst nöthig, bey dem Wienerhofe in die Schule zu gehen, um eine richtige Demarkazionslinie zwischen den guten Büchern, und den schlechten Broschüren zu ziehen. Sie brauchen nur das Gegentheil von den Maßregeln der österreichischen Regierung zu befolgen, um ihre Unterthanen vor der doppelten Klippe der Unwissenheit, und der Leichtgläubigkeit zu bewahren.

7. Man schreyt über die Aufhebung der Hanseestädte, über die Hindernisse, die dem Handel in den Weg gelegt werden. Aber lassen wir uns nicht täuschen durch diese übertriebenen Beschwerden der Feinde des Continentalfriedens! Es ist wahr,

ben immer so viel übrig behalten, daß sie auf einem ihrem Range angemessenen Fuß leben können. Ihr Aufwand wird jetzt ihren Ländern mehr zum Vortheil gereichen, als ehemals, da jene Herren ihr Vermögen nicht mehr zu Wien oder zu Berlin, sondern in den Hauptstädten ihrer Souveraine verzehren werden. So wird z. B. der zunehmende Wohlstand von Stuttgard den Fortschritten der Künste in Schwaben viel vortheilhafter seyn, als der Austriazismus der alten unmittelbaren Reichsglieder in dieser gesegneten Gegend es jemals war.

9. Der Einfluß Frankreichs droht, wie man sagt, der deutschen Litteratur einen auswärtigen Anstrich zu geben. Diese chimärische und kindische Furcht wurde von Solchen erweckt, welche die deutsche Schriftsteller-Eitelkeit als Hebel zur Verstärkung der von England hervorgebrachten Gährung benützen wollten.

Nein, mein Freund, beruhigen Sie sich auch hierin! Unsere Nazional-Litteratur hat von der neuen politischen Assoziazion von Deutschland nichts zu befürchten. Frankreich hat weder die Absicht uns unsere Sprache zu rauben, noch den Wunsch oder die Mittel, sie zu verderben. Er, der in Toskana alle zur Erhaltung der Reinheit der italienischen Sprache bestimmten Anstalten in seinen Schutz nahm, Er, der in

Berechnungen des Egoismus können nicht als Nationalbeschwerden der Deutschen gegen die neue Ordnung der Dinge angeführt werden. Die Deutschen müssen sich vielmehr freuen, daß auch sie endlich aufgefodert worden sind, mitzuwirken, daß Europa an dem schamlosen Despotismus Englands gerächt werde.

Ob die Mittel, die man zu diesem Zwecke angewendet hat, die gehörige Wirkung haben werden oder nicht, davon ist hier nicht die Rede; der Zweck, zu dem sie führen sollen, wird einst erreicht werden, und der Deutsche wird dann das Recht haben, zu sagen: auch ich habe mitgewirkt, den herschsüchtigen Dreyzack zu zertrümmern.

8. Mehrere jetzt regierende Fürsten sollen, wie man ferner behauptet, das Gebiete der Künste beschränkt haben. Diese Beschwerde ist ohne Grund. Die Staatsveränderung, welche in Deutschland vorgieng, hat in der That verschiedene Fürsten und Grafen ihrer Souverainität beraubt; aber in so ferne sie die Anzahl der deutschen Höfe betraf, war sie mit keinem wesentlichen Nachtheil für die Künste verbunden. Der westphälische Hof ist zuverlässig nicht weniger glänzend, als der alte Cassler Hof; die mediatisirten Fürsten und Grafen, welche hierin ohnehin in keinen großen Betracht kommen können, ha-

offen meine Gedanken über die gegenwärtigen Zeitverhältniſſe aus einander zu ſetzen.

Wir haben den Zuſtand von Erniedrigung geſehen, in welchen Deutſchland durch die Höfe von Berlin und Wien geſtürzt worden iſt. Laſſen wir uns alſo nicht täuſchen durch die Gründe, die ſie in den Jahren 1805, 1806 und 1809 in ihren Kriegsmanifeſten angeführt haben. Oeſterreich und Preußen, welche ſich lange Zeit über den Vorzug des Anſehens vor dem Einfluß, und des Einfluſſes vor dem Anſehen in dem unglücklichen deutſchen Reich geſtritten hatten, waren endlich ſtillſchweigend übereingekommen, es unter ſich zu theilen, doch mit dem Vorbehalt, ſich alsdann von Neuem über die geraubten Trümmer zu befehden. Um ſich von der Exiſtenz dieſes Plans zu überzeugen, darf man nur das Betragen beobachten, welches beyde Höfe ſeit dem Frieden von Lüneville beobachtet haben. Das Wiener Cabinet hatte dieſe ganze Zwiſchenzeit benützt, in Schwaben Arrondirungen zu machen, durch welche es Baiern und Würtemberg ganz einſchloß. Es hatte zu ſeinen Gunſten die Widerſetzlichkeit der Reichsritterſchaft vermehrt. Mit jedem Tage endlich vereinigte es mit ſeinen alten Erbſtaaten einige kleine Glieder des deutſchen Reichsbundes, und ſchob ſich in ihre Stellen ein. Preußen von ſeiner Seite hatte mit einer unerſättlichen Habſucht das Syſtem der Entſchädigungen benützt, um tief in

den Norden von Deutschland die Gränzsteine seiner Herrschaft vorzurücken, und füllte die Zwischenräume mit Observazionsarmeen aus, die zum Theil von Souverainen angeführt wurden, welche seit langer Zeit Preußens Oberherrschaft anerkannt hatten.

Der Augenblick der Definitiv-Theilung schien endlich gekommen. Der Main sollte die Gränze zwischen beyden Reichen bilden. Aber Oesterreich, von seiner Habsucht hingerissen, und in der Meinung, Preussen den besten Theil seiner Vortheile wegnehmen zu können, brach zu früh los, ohne letzterer Macht zur genaueren Bestimmung ihrer Entschließung Zeit zu lassen. Frankreich vereitelte durch sein Waffenglück dieses Complott. Der Preßburger Friedensschluß vernichtete es nur zur Hälfte, und der Krieg von 1806 war von Seite Preußens ein neuer Versuch. Schon sammelte Oesterreich die Trümmer seiner Heere, um den gemeinschaftlichen Plan zur Reife zu bringen, als es durch die Schlacht von Jena plötzlich schüchtern gemacht ward. Frankreich vollendete die Bezwingung Preußens, und Oesterreich blieb ruhiger Zuschauer des Ereignisse, die den Frieden von Tilsit herbeyführten.

Man müßte die eigensinnige Herrschsucht, die das österreichische Cabinet charakterisirt, nicht kennen, wenn man in den neuesten Projekten desselben nicht eine auffallende Familien-Aehnlichkeit mit jenen fände, die in den Jahren 1805 und 1806 so übel ausgefal-

len sind. Der Unterschied lag dieses Mal nur in der gröſseren Erbitterung und Wuth Oesterreichs gegen die deutschen Staaten, die sich im Jahre 1805 seinen Eroberungsplan am lebhaftesten widersetzt hatten.

Oesterreich wollte also, um es offen herauszusagen, in diesem Krieg Baiern, Würtemberg und Baden unterjochen; es wollte die despotischen und raubsüchtigen Handlungen wiederholen, welche es in Baiern nach der Schlacht von Höchstädt ausgeübt hatte; es wollte den ehemaligen baierischen, schwäbischen und fränkischen Kreis mit seinen Erbstaaten vereinigen; es wollte in diesen neuen Provinzen seine militärische Regierung einführen; es wollte dort zu Gunsten seiner Schildträger Baronien bilden, und neue Colonien von Mönchen zur Unterstützung seines Despotismus anpflanzen; der Rest von Deutschland, zuerst dem Bürgerkriege ausgesetzt, sollte dann von selbst in den nämlichen Abgrund nachstürzen. Mit einem Wort, man glaubte in Wien, der Augenblick sey gekommen, den groſsen Plan Ferdinands des Ersten auszuführen, und die Fürsten von Deutschland, dessen Freyheit bis auf die letzte Spur vertilgt werden sollte, zu bloſsen Landjunkern herabzuwürdigen.

Ich frage nun alle unbefangene Menschen, ob dieser Entwurf etwas so Groſses und Liberales in sich hatte, daſs man seine Vereitlung beklagen muſs? Wir wollen einen Augenblick annehmen, er sey ins

Werk gesetzt worden, was würden wir jetzt in Deutschland sehen? ein Nest voll Erzherzoge im Genuße der Residenzen unserer Könige und Fürsten, die grobe österreichische Aristokrazie im ausschließlichen Besize des Hof- und Gesellschaftslebens, den Wiener Index zum Gesetz für alle Intelligenzen erhoben, die Bankozettel im Ueberfluß gegen unser gutes Geld ausgewechselt, die österreichische Gesetzgebung und Prozedur überall eingeführt, den Corporalsstock als Szepter der ungerechtesten Polizey gebraucht, die Nazional-Erziehung vom Jesuitischen Katholizismus geleitet, die Wissenschaften dem krassesten Obscurantismus aufgeopfert, sie im fehlerhaftesten und wenigst nazionalen Geschmack behandelt, und um das Maß voll zu machen, die Militärkonskripzion mit der größten Strenge in Vollzug gesetzt, die ganze Bevölkerung aber nur dazu aufgeboten, um den geheimen Vergnügungen des Cabinets von St. James dienstbar zu seyn.

Könnten die Deutschen eine solche Zukunft wünschen? Es mögen hie und da die Leidenschaften aufgereizt, hie und dort die Benennungen verändert worden seyn. — Aber sind das die Beweggründe, um über Deutschland Uebel herbeyzurufen, die tausendmal ärger wären, als diejenigen, von welchen sich die leidenschaftlichsten Feinde der neuen Ordnung der Dinge befreyt wissen wollen? Die regierenden Häuser

von Braunschweig und Kassel sind entthront worden, weil sie seit längerer Zeit ihre Unabhängigkeit an ein Cabinet verkauft hatten, das ein Feind Frankreichs und der deutschen Unabhängigkeit geworden war. Muß man, um jene Häuser zu rächen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden u. s. w. aufopfern, weil sie ihrem Staats-Interesse, und ihren eingegangenen Verpflichtungen getreu geblieben sind? Die Reichsritterschaft hat aufgehört, das Skandal seiner anmaßungsvollen Untauglichkeit zu geben. Muß man, um sie wieder in den Besitz ihrer gehässigen Privilegien zu setzen, ganz Deutschland in Verwirrung bringen? Der Handel mit England ist gesperrt; muß man, um ihm wieder aufzuhelfen, Deutschland den Verheerungen eines Krieges preis geben, und vor Hunger sterben, um wohlfeilen Caffee und Zucker zu haben? Ina und Iphigenie haben im Herzen von Deutschland Souveräne entzückt, die das Schicksal von Europa in ihren Händen haben. Müssen, damit die Weihe der Kraft, oder irgend eine Schikanederische Ausgeburt Deutschland an dieser Profanation räche, deutsche Völker auf ihre Souveräns Verzicht leisten, die bey ihnen alle Vortheile einer glücklichen Regierung gegründet haben? Das sind also die wichtigen Gründe, die man zur Beschönigung der Leidenschaft anführet; sie sind Ihres Herzens unwürdig, mein Freund! Es brauchte nichts, als sie Ihnen in ihrer Blöße darzustellen, um sie von Ihnen gänzlich verworfen zu sehen.

Aber Deutschland, Deutschland besteht nicht mehr in der Form, an welche unsere Herzen alle patriotischen Erinnerungen angeknüpft hatten; das gemeinschaftliche Vaterland hat aufgehört zu seyn. Verdient es nicht bejammert zu werden? Die Möglichkeit seiner Wiederherstellung, verdient sie nicht die allgemeine Sehnsucht?

Ich hoffe, mein Freund, wenn Sie meinen Brief gelesen haben, werden Sie für diese Wünsche und Klagen keinen Platz mehr in Ihrem Herzen übrig behalten. Alle unbefangene Menschen müssen gestehen, daß der rheinische Bund alle Vortheile der alten deutschen Verfassung hat, ohne mit ihren Nachtheilen verbunden zu seyn.

Halten wir uns also über eine bloße Namensänderung nicht auf, und vereinigen wir uns offen und wahrhaft patriotisch zur Befestigung und Erhaltung einer Ordnung der Dinge, die uns alle Wohlthaten der kleinen Staaten, und alle Sicherheit der großen verheißt!

Leben Sie wohl, mein Freund. Ich wünsche und hoffe mit gleicher Sehnsucht, daß unsere Freundschaft sich durch die Uebereinstimmung unsrer Meinungen, über diesen wichtigen Gegenstand, noch inniger verschlinge, und daß wir bald Gelegenheit finden,

mit einander die Gesundheit unsers unüberwindliche Protektors zu trinken.

Ihr Freund

Germanicus Bonafide.

Aber Deutschland, Deutschland besteht nicht mehr in der Form, an welche unsere Herzen alle patriotischen Erinnerungen angeknüpft hatten; das gemeinschaftliche Vaterland hat aufgehört zu seyn. Verdient es nicht bejammert zu werden? Die Möglichkeit seiner Wiederherstellung, verdient sie nicht die allgemeine Sehnsucht?

Ich hoffe, mein Freund, wenn Sie meinen Brief gelesen haben, werden Sie für diese Wünsche und Klagen keinen Platz mehr in Ihrem Herzen übrig behalten. Alle unbefangene Menschen müssen gestehen, daß der rheinische Bund alle Vortheile der alten deutschen Verfassung hat, ohne mit ihren Nachtheilen verbunden zu seyn.

Halten wir uns also über eine bloße Namensänderung nicht auf, und vereinigen wir uns offen und wahrhaft patriotisch zur Befestigung und Erhaltung einer Ordnung der Dinge, die uns alle Wohlthaten der kleinen Staaten, und alle Sicherheit der großen verheißt!

Leben Sie wohl, mein Freund. Ich wünsche und hoffe mit gleicher Sehnsucht, daß unsere Freundschaft sich durch die Uebereinstimmung unsrer Meinungen, über diesen wichtigen Gegenstand, noch inniger verschlinge, und daß wir bald Gelegenheit finden,

die Bildung im Norden durchaus nur auf den Verstand gerichtet. Ich traf überall nur Köpfe, nirgends Herzen an. Und doch hatte ich eben in diesen Gegenden, wo so viel über die schönsten Empfindungen gesprochen und geschrieben wird, die weichsten und empfänglichsten Seelen zu finden gehofft. In den ersten Tagen fühlte ich schon, wie sehr meine Erwartung getäuscht war.

Da ertönte ein ganzes Wörterbuch von süßen Phrasen, von Freundschafts-Versicherungen, von der Seligkeit eines harmonischen Lebens und Zusammenwirkens u. s. w. Da wurden volle Körbe poetischer Blumen ausgeschüttet über die alltäglichsten Dinge von der Welt. Alles dieses aber ohne die mindeste Herzens-Ergießung, bloß zufolge einer läppischen Gewohnheit. Denn hier ist man von Jugend auf gewöhnt, und gleichsam verpflichtet, in Entzücken zu gerathen, sobald von der Morgenröthe gesprochen, oder das Wörtchen Menschenliebe erwähnt, oder irgend ein anderes Schlagwort ausgesprochen wird. Man muß schuldigermaßen über jedes Grashälmchen, jedes Säuseln des Zephyrs in Wonne zerfließen, und Götterluft im heiligen reinen Mondschein athmen, überall aber mit dem stärksten Ausbruch von lautschallenden und so viel möglich neu fabrizirten Worten seinem Entzücken Luft machen. Es ist schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß die Norddeutschen diese Geisterkost als Surrogat für die gute süddeutsche Küche ein-

II.

Süden und Norden, Roman und Geſchichte zugleich.

(Fragment eines gröſsern Werkes.)

III. Brief.

Auguſt an S. D.....

Du ſchreibſt mir, ich ſoll mehr in Geſellſchaften gehen, um nicht meinem Scherz zu ſehr nachzuhängen. Aber es iſt mir unmöglich. Ich finde hier nicht einmal Menſchen, ich, der an einen Engel gewöhnt war.

Es wird Dir ſonderbar vorkommen; aber es iſt die reine Wahrheit, daſs ich hier in dem berühmten Wohnſitze feiner Bildung vergebens ein Herz ſuche, mit welchem ich ſympathiſiren könnte. Ueberhaupt iſt, ſoviel ich bis jetzt zu bemerken Gelegenheit hatte,

die Bildung im Norden durchaus nur auf den Verstand gerichtet. Ich traf überall nur Köpfe, nirgends Herzen an. Und doch hatte ich eben in diesen Gegenden, wo so viel über die schönsten Empfindungen gesprochen und geschrieben wird, die weichsten und empfänglichsten Seelen zu finden gehofft. In den ersten Tagen fühlte ich schon, wie sehr meine Erwartung getäuscht war.

Da ertönte ein ganzes Wörterbuch von süßen Phrasen, von Freundschafts-Versicherungen, von der Seligkeit eines harmonischen Lebens und Zusammenwirkens u. s. w. Da wurden volle Körbe poetischer Blumen ausgeschüttet über die alltäglichsten Dinge von der Welt. Alles dieses aber ohne die mindeste Herzens-Ergießung, bloß zufolge einer läppischen Gewohnheit. Denn hier ist man von Jugend auf gewöhnt, und gleichsam verpflichtet, in Entzücken zu gerathen, sobald von der Morgenröthe gesprochen, oder das Wörtchen Menschenliebe erwähnt, oder irgend ein anderes Schlagwort ausgesprochen wird. Man muß schuldigermaßen über jedes Grashälmchen, jedes Säuseln des Zephyrs in Wonne zerfließen, und Götterluft im heiligen reinen Mondschein athmen, überall aber mit dem stärksten Ausbruch von lautschallenden und so viel möglich neu fabrizirten Worten seinem Entzücken Luft machen. Es ist schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß die Norddeutschen diese Geisterkost als Surrogat für die gute süddeutsche Küche ein-

geführt haben. Da es ihnen an Leckerbissen für den Magen fehlt, so speisen sie die Köpfe mit sächsischem Ambrosia.

Aber ich versichere Dich, holde Südländerin, selbst der Geist findet eine magere Nahrung bey diesen Seelenpickenicks, die so wässericht sind, wie der Thee, ohne welchem eine norddeutsche Gesellschaft zu vertrocknen fürchtet, und so durchsichtig, wie die Kuchen oder Butterschnitte, die man auf dem ungeheuren Thee-Ocean schwimmen läßt.

Du kennst die launigte Schilderung, die uns die göttliche Corinna von den Theegesellschaften in England macht. Man sollte glauben, die D....innen hätten zu diesem Bilde gesessen, und wer, wie ich, aus Baiern nach Sachsen kömmt, befindet sich in einer nicht minder unbehaglichen Lage, als die feurige Italienerin Corinna in dem kalten England. Ueberhaupt mußt Du die Corinna noch einmal lesen. Die ganze Tendenz dieses Romans geht dahin, den Antagonismus zwischen Süden und Norden darzustellen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird Dich Corinna von Neuem entzücken!

XI. Brief.

Herr v. Grau d. j. an seine Schwester.

Noch kann ich Dir mein Tagebuch nicht schicken. Ich theile Dir einstweilen ein Fragment über den Unterschied zwischen Nord- und Süd-Deutschland mit, das ich vor einiger Zeit nach Berlin geschickt habe *).

„In dem südlichen katholischen Deutschland prädominirt offenbar der Körper über den Geist, im nördlichen protestantischen der Geist über den Körper. Dort reift die Güte des Landes, der Reichthum an Producten, der Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art zum Luxus und Schwelgerey; hier zwingt ein strengeres Klima, in weniger ergiebigem Boden zum Fleiß, Mäßigkeit und Nüchternheit. Dort verzehrt ein Einwohner mehr als zwey in Nord-Deutschland, und

*) Es ist gedruckt in der Flugschrift: Deutschland und Preußen, oder das Interesse Deutschlands am preußischen Staate. Von einem Nicht-Preußen. Berlin, bey J. F. Unger 1806. 8. S. 7.

Aehnliche Aeußerungen liest man in der allgemeinen Zeitung 1808 No. 262. Dort heißt es wörtlich: „Das Palladium der deutschen Cultur ist die protestantische Universitäts-Verfassung und die Grundfeste unserer Literatur ist der norddeutsche Buchhandel.“ Auf diesen beyden Glaubensartikeln hält der Protestant fester als auf seinen symbolischen Büchern. Man vgl. auch Villers coup d'oeil sur l'état actuel de la literature ancienne et de l'histoire en Allemagne, Amsterd. 1809. pag. 8.

Wien allein consummirt mehr Fleisch und Geflügel, als die ganze Mark Brandenburg mit ihrer Königsstadt."

„Dort herrscht Finsterniß, Aberglaube, Unempfindlichkeit für das Gute, und Unbehülflichkeit des Geistes; hier Licht, eine vernünftige und praktische Religion, Sinn für das Bessere, und hohe Fertigkeit und Bildung des Geistes. Dort schwingen noch die Priester ihren Scepter, nähren noch den Zunftgeist, dessen Mittelpunkt der Vatikan ist, wachen über jeden neuen Gedanken, verderben durch einen ganz verkehrten Schulunterricht, der sie allein zu Aufsehern hat, die künftige Generazion im Keime, und können sich noch immer nicht von der Wahrheit überzeugen, daß die Cultur der Bürger die sicherste Stütze der Regierung ist. Hier sind die Priester ein sehr achtungswerther Stand, sie sind, was sie seyn sollen, Lehrer der Religion und der Tugenden, voll vom Interesse für ihren Staat, der das Gute schützt; hier sind die Schulen, wenn auch nicht vollkommen, doch unausgesetzt im Fortschreiten zum Bessern begriffen; hier herrscht keine geheime Polizey, und stellt sich in die Mitte zwischen Regenten und Unterthanen, hier unterdrückt man nicht die Geister, um über die Körper zu herrschen, sondern ist überzeugt, daß eine gute Regierung nichts von gebildeten Unterthanen zu befürchten hat. Dort lebt man fast immer in der (vielleicht ganz vergeblichen) Besorgniß einer

Empörung, und klagt die Staatsdiener öfters des Verraths an; hier scheint sogar der Gedanke an eine Empörung unmöglich, und Verrath ist bey dem Patriotismus der Nord-Deutschen nicht denkbar. Dort endlich spricht und schreibt man die Muttersprache so elend, daß man glauben sollte, sie sey nicht die Muttersprache jener Völker; hier hat man sich längst bemüht, der Muttersprache die Vollendung zu geben, der sie fähig ist. Dichter, Philosophen und eine große Anzahl Grammatiker haben sich die größten Verdienste um Reinheit und Eleganz derselben erworben, und gewiß der gemeine Soldat zu Dresden, Berlin und Breslau spricht besser, als jeder österreichische General. Es bedarf keiner Erinnerung, daß ich hier nicht von den protestantischen Schwaben und Franken, sondern vorzüglich von Bayern, den katholischen Schwaben und österreichischen Ländern spreche. Ueber Baiern waltet jetzt ein besserer Genius (nähmlich seit wir im Lande sind). Möchte doch sein Einfluß dauernd seyn, damit dieses schöne Land endlich wieder ein deutsches Land würde!"

Hier noch ein zweytes Fragment über den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus *).

„Die Katholiken, die in Vermischung mit

*) S. die angeführte Flugschrift S. 29.

Protestanten wohnen, und protestantische Regenten haben, muß man nicht mit den Katholiken in den rein katholischen Ländern Deutschlands vergleichen. Hier wirkt die den Grundsätzen des Katholizismus eigene Härte gegen Ketzer, und verhindert es, daß der Katholik den Protestanten für seinen gleichen Mitbruder hält. Doch wäre dieses auch nicht, so stelle man nur beyde neben einander, um zu fühlen, wie wenig sie sich an einander anschließen können. Während der Protestant in der Politik nur auf den Nutzen seines Staates und die Bewahrung seiner Religionsfreyheit sieht, hat der Katholik die Ausbreitung seines Glaubens, die Vertilgung der Ketzer, die Aufrechthaltung des heiligen Stuhls im Auge. Während jener im Gebrauche seiner Vernunft steht, sich von seinem religiösen Glauben Rechenschaft geben kann, während seine Vernunft dadurch Festigkeit, Gewandheit und Mannigfaltigkeit bekommt, und ihm eine große Summe gesunder Urtheile finden läßt, wird dieser durch die Auctorität der Kirche niedergedrückt, und glaubt, was die Kirche glaubt, und zu glauben befiehlt. Während jener mit würdigen Begriffen von Gott auch eine vom Aberglauben freye Religionsübung verbindet, klebt dieser an abergläubischen Vorstellungen, an mehrern oft lächerlichen Gebräuchen, die dem Protestanten Eckel erwecken. Während jener seinen Geist aus der Bibel und den Lehren Jesu nährt, liefet dieser die Legenden der Heiligen. Während jener in Gefahr und bey großen Unternehmungen sich mit

dem großen Gedanken an das höchste Wesen stärkt, und seinen Muth durch moralische Ideen begeistert, ruft dieser die Heiligen um Hülfe an, oder bethet ein Ave Maria. Während jener alle Menschen als seine Brüder betrachtet, und auch in seinem Feinde den Menschen ehrt, bedauert es dieser, daß so viele Ketzer ein Raub der Hölle, so viele schöne Länder eine Beute des Satans sind. Versetzt man den Protestanten plötzlich in ein eifriges katholisches Land, wie es der größte Theil von Süd-Deutschland ist, so sieht er sich gleichsam verrathen, wie unter einem fremden Volke. Alles verstößt gegen seine Begriffe, seinen Geschmack und seine Grundsätze, und er sieht sich beobachtet, und belauert von denselben Priestern, welche die geheimsten Gedanken der Herzen ihrer Heerde in dem Beichtstuhle belauschen, und darum das Scepter ihrer Macht so kräftig schwingen. Er sieht einen Jesuiten — und sein Herz empört sich über alle die Gräuel, mit welcher die Gesellschaft Jesu einen so heiligen Namen schändet, während der Katholik in Demuth die Hand des ehrwürdigen Paters küsset. Er glaubt, wer Gott fürchte und recht thue, sey ihm auch angenehm, während man ihn bemitleidet, daß er, als ein Ketzer, verdammt werden müsse. Er hält Laster und Verbrechen für die gepflasterte Straße zur Unseligkeit und zum Mißfallen des höchsten Wesens, während hier der Priester von der Strafe des Raubes und Mordes entbindet, vielleicht zum Voraus absolvirt; während man hier nur zu Fasten, Psalmen

zu ſingen, und Allmoſen zu geben nöthig hat, um die Pforte zum Himmel zu öffnen. Daß es nicht Katholiken gäbe, die anders dächten, wer möchte dieſes läugnen? Daß dieſes aber der Geiſt des Katholizismus ſey, der in der Mehrzahl des Volkes herrſche, wer ſollte dieſes nicht wiſſen?“

Nun Schweſter, was denkſt Du zu dieſen vortreflichen Aufſätzen? Habe ich dieſen katholiſchen Dummköpfen nicht recht die Meinung geſagt? — Du mußt aber auch wiſſen, daß ich acht Wochen daran geſchrieben habe, und daß es insbeſondere keine geringe Mühe war, den ſchönen Numerus herauszubringen, den die Süd-Deutſchen durchaus vernachläſſigen, und dem zu Liebe es mich nicht verdrießt, an einer einzigen Periode zwey Stunden zu ſchnitzeln. Dafür entſtehen aber auch alsdann ſolche Meiſterwerke!

XII. Brief.

Auguſt an Carl.

Ich theile Dir hier die verſprochenen Bemerkungen über die Nord-Deutſchen mit, ſo fragmentariſch, wie ich ſie auf meiner Schreibtafel eingetragen habe.

Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche. Daher bey jenen: Ausschweifungen im Genuß der Liebe und andern sinnlichen Vergnügen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit. Bey diesen Onanie, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. Schon im Wuchs und in der Sprache hat die Natur diese Charakter-Verschiedenheit klar ausgedruckt.

Warum wurde die Sturm- und Drang-Epoche der deutschen Literatur so lächerlich? Einzig durch die Nordländer, die das südliche Feuer durch künstliche Mittel aus ihren vertrockneten Seelen herausnothzüchtigen wollten. Entsteht einst eine solche Epoche im Süden (und sie scheint sehr nahe zu seyn) so wird sie sicher nicht lächerlich enden.

Die norddeutschen Romane hätten auch in Süd-Deutschland bald eine unnatürliche Liebeley eingeführt. Wer die Frauenzimmer nur aus solchen Büchern kennt, glaubt sich nie geliebt, als wenn das Mädchen mit deutlichen Worten sagt: Mein Bester, ich liebe Sie. Zu welchen abgeschmackten Quälereyen anderer und seiner selbst eine solche prosaische Erwartung Anlaß gibt, habe ich selbst erfahren, und schreibe dieß nur der Lectüre solcher herzerstickender Bücher zu.

Auf alles, was man bey den Nord-Deutschen sieht und genießt, ihre Fastmähler, ihren Punsch, ihre Gedichte, ihre Empfindungen u. s. w. kann man die Verse von Claudius anwenden:

Sieht wohl so aus, ists aber nicht,
Man kann dabey nicht singen
Dabey nicht fröhlich seyn.

Kann es etwas Herzloseres geben, als so ein Rheinwein- oder Punschlied des berüchtigten Voß oder irgend eines andern lutherischen Magisterleins, oder Conrektorleins? Wie kann auch bey Theewasser oder Tamarindenpunsch und Butterscheibchen etwas Ehrliches herauskommen! Da hat unlängst ein solcher ästhetischer Zierbengel in der muthwilligen Freudigkeit seines Herzens ein Scherzando (in der allg. musikal. Zeitung) drucken lassen, wo er im steifen drey Viertel-Takt alle Trauertöne erseufzen läßt, um zu zeigen, wie ein sächsischer Student scherzen kann.

Was soll man denken von den Herzen und Köpfen solcher Schwächlinge, die schon in Thränen zerfließen, wenn der Sturm eine Rose zerknickt? Haben diese Herzen und Köpfe noch Kraft übrig für wahres Elend? Sehen sie einen Verschmachtenden, der noch zu retten wäre, einen Unterdrückten, dem geholfen werden soll, so jammern sie über Menschenelend —

und bleiben unthätig. Adam Müller, (selbst ein Protestant) sagt in seinen Vorlesungen, über die deutsche Literatur, daß Luther, wenn er jetzt wieder aufstünde, sich gleich in der ersten Stunde zu Tode ärgern würde über die steifen, unempfindlichen und von objectloser Menschenliebe überströmenden Pedanten, die sich nach seinen Nahmen nennen. Das Vergnügen selbst wird einem durch diese moralischen Prosectoren zum Eckel. Die Südländer genießen das Vergnügen, die Nordländer schwatzen davon. Wir trinken Wein und Punsch, sie besingen die Freuden der Tafel bey leeren Schüsseln und Gläsern. Wir küssen den Busen, der ausgefüllt, sie phantasiren und radotieren ein Paar Stunden lang darüber. Wir genießen unsere schönen Mädchen und Weiber, sie phantasieren und machen — kalte Betrachtungen. Dafür wollen sie uns als Genußmenschen verdammen, aber wenn sie zu uns kommen, so lassen sie sichs gut schmecken, und finden unsere vollen Schüsseln und Gläser eben so allerliebst als wir. Sie würden ihren Bauch so gut pflegen, wenn sie könnten, aber sie würden dabey nicht halb so liberal seyn, wie wir. Der Antagonismus zwischen Süden und Norden von Deutschland ist nicht so neu, als man glaubt. Man schreibt ihn insgemein dem Basler Frieden von 1795 zu. Aber er war schon dreyßig Jahre zuvor in dem bekannten Schubartischen Liede deutlich ausgesprochen.

Ich Mädchen bin aus Schwaben

Braun iſt mein Angeſicht
Der Sachſen-Mädchen Gaben
Beſitz' ich freylich nicht.
Sie können rührend leſen
Aus Gellert und aus Gleim u. ſ. w.

Schon unter Joſeph dem Zweyten beklagte man ſich über das Preuſſiſiren, wie man damahls den Boruſſismus nannte.

Die Innſchriften der öffentlichen Gebäude in Berlin ſind die auffallendſten Denkmähler der Geſchmackloſigkeit und der Unwiſſenheit *). Ueber einer Kaſſerne las ich: „Vor das **ſche Regiment Seine Beweibte.“ An der Bibliothek ſteht mit großen Buchſtaben: Nutrimentum Spiritus (wahres Küchen-Latein!). Daß die k. Akademie über dem k. Mauleſel-Stalle ihre Sitzungen hält, iſt ohnehin längſt bekannt. Man nenne mir eine ſüddeutſche Stadt mit ſolchen Abderitismen!

Noch nirgends iſt die Herzenserſtorbenheit der Lutheraner kräftiger und kürzer ausgeſprochen worden, als in der kürzlich in Baiern erſchienenen Ankündigung

*) Worte eines Berliner Gelehrten. S. Gedicke's vermiſchte Schriften. Berlin 1801. 8. S. 47.

von Jugendblättern, deren Herausgabe, wie man sagt, die Proteſtanten zu vereiteln wußten. Dieſe Ankündigung verdient ganz hier eingerückt zu werden.

Ankündigung.

Man darf ſich nicht wundern, auch nicht klagen, wenn das gegenwärtige Leben immer matter und hinfälliger wird, und eine allgemeine Kraftloſigkeit und Feigheit alles friſche jugendlich kräftige Wirken des Geiſtes unterdrückt, da im Gebiethe der Wiſſenſchaft gerade jene Menſchen noch herrſchen wollen, die durch eine mühſelige Gelehrſamkeit ohne Geiſt, durch eine kluge Erziehung ohne Religion, durch eine Bildung ohne wahres göttlich geweihtes Leben ſchon veraltet und ohnmächtig geworden, ohne Jugend, ohne Begeiſterung, ohne Enthuſiasmus, ohne innere tiefe Wärme und Innbrunſt, ſondern die kalt wie der Tod lieber in Ruhe Buße thun und ſterben ſollten, ſtatt ihre innere Verderbtheit durch eine unſelige Geſchäftigkeit peſtartig zu verbreiten. Aber was dem Tode gehört, das ſoll auch nimmermehr leben, und darum trägt auch alles, was ſolche Menſchen bauen und pflanzen, nicht des Lebens Friſche, ſondern die Hinfälligkeit alles von Gott verlaſſenen Irrdiſchen, und die verhängnißvolle Zeit, wie es die Geſchichte unſerer Tage lehrt, eilt wie ein Sturmwind darüber her, und zerbricht es ohne Erbarmen.

Was allein aus dem Ewigen und Unvergängli-

chen entſpringt, das hat auch ewige Dauer, und giebt das Leben vereint mit Kraft und Jugend, weil es allein lebendig, ſchaffend und unverwelklich blühend iſt. Große herrliche Geiſter haben ſchon hingewieſen auf dieſes Höchſte alles Wiſſens und Handelns, haben es verkündet mit der Macht und Stärke ihres Wortes; doch das verdorbene Geſchlecht läßt ſich nicht irre machen, genügſam meinend, dem glühenden Strome eines neuen jugendlichen Lebens der Wiſſenſchaft ſich leicht entgegenſtellen zu können. Aber zu der Jugend iſt jene Stimme gedrungen, und das Wort hat das Herz ergriffen, es erwecket zu einem höheren göttlichen Leben, und nur wo Jugend, ein wahrhaftes Vaterland und Nazionalität noch iſt, da nur kann der Same des Guten in herrlicher Fülle gedeihen. Darum, wer die Wiſſenſchaft, den Geiſt, das Leben verjüngen will, der verjünge ſich ſelbſt, er werde eins mit der Jugend in neuer Unſchuld und Kindlichkeit des Herzens, und das Reich der Wiſſenſchaften wird herrlicher und kräftiger blühen, als je.

Dieſe tiefe herzliche Liebe für die Jugend iſt es, welche mehrere junge Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung an hieſiger Univerſität vereinte und ermunterte, eine periodiſche Schrift herauszugeben, wovon wochentlich ein Bogen, unter den Namen

Jugendblätter

erſcheinen ſolle. — Friſch wie ſie kommen vom innern

Baume des Lebens, rein, herzlich und deutsch, ohne Lüge und Falschheit, ohne Zurückhaltung, ohne irrdisches Interesse, mit Begeisterung für Wahrheit und Religion, für das Vaterland und den Fürsten, für Wissenschaft, Poesie und Leben sollen diese Blätter übergeben werden, den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne im Geiste und Leben zu ehren und zu wecken, den freyen Trieb nach Erkenntniß, Bildung, und wahrer Gelehrsamkeit würdig zu nähren, und indem sie alles Politische auszuschließen geeignet sind, nur auf das Höchste aller Wissenschaft und Kunst aufmerksam machen. — Klar liegt der Zweck dieser Schrift da, und so wird sie sich in der Theilnahme der Guten herzlich erfreuen, und die Bösen und Schlechten bekämpfen. —

Landshut im Oktober 1808.

Die Herausgeber.

Es giebt Völker, welche, indem sie selbst ihre Eigenthümlichkeit beybehalten, und dieselbe geehret wissen wollen, auch den andern Völkern die ihrigen zugestehen, und sie ihnen gönnen und gestatten, (zu diesen gehören ohne Zweifel die Baiern, und es ist dieser Zug in ihrem ganzen vergangenen und gegenwärtigen Weltleben so tief begründet, daß sie sehr oft, um gerecht zu seyn gegen das Ausland, ungerecht gewesen sind gegen sich selbst.) Wiederum

giebt es andere Völker, denen ihr eng in sich verwachsenes Selbst niemals die Freyheit gestattet, sich zu kalter und ruhiger Betrachtung des Fremden abzusondern, und die daher zu glauben genöthigt sind, es gäbe nur eine einzige mögliche Weise, als gebildeter Mensch zu bestehen, und dieß sey jedesmal die, welche in diesem Zeitpunkt gerade ihnen irgend ein Zufall angeworfen; alle übrigen Menschen in der Welt hätten keine andere Bestimmung, denn also zu werden wie sie sind, und sie hätten ihnen den größten Dank abzustatten, wenn sie die Mühe über sich nehmen wollten, sie also zu bilden.

Zwischen Völkern der ersten Art findet eine der Ausbildung zum Menschen überhaupt höchst wohlthätige Wechselwirkung der gegenseitigen Bildung und Erziehung Statt, und eine Durchdringung, bey welcher dennoch jeder mit dem guten Willen des andern sich selbst gleich bleibt. Völker von der zweyten Art vermögen nichts zu bilden, denn sie vermögen nichts in seinem vorhandenen Seyn anzufassen, sie wollen nur alles Bestehende vernichten, und außer sich allenthalben eine leere Stätte hervorbringen.“

In dieser meisterhaften Stelle vom Fichte liegt die Erklärung alles dessen, was die Ausländer in Baiern ausgeführt oder veranlaßt haben. Komischer ist in der Welt nichts anzusehen, als ein verliebter oder

deutsch tanzender Lutheraner. Diese auf dem sonst so kalten Gesichte ausgedrückte unglückliche Ahnung des Widerspruchs mit sich selbst, dieser in tausend linkischen Bewegungen sich äußernde Streit zwischen der gröbsten Sinnlichkeit und der listigsten Heucheley, zwischen angeborner Steifheit und ausbrechen wollendem Muthwillen, zwischen pedantischem Stolze und dem Gefühle der eigenen Erbärmlichkeit, — — Nein, ein solcher Anblick ist der größte Triumph für einen guten Katholiken!

Worauf gründet sich der Haß der Südern gegen die Nordländer? Auf Neid? Dieser könnte wohl umgekehrt als Motiv gelten. Also wohl auf zugefügte Beleidigungen? Gewiß auf sonst nichts. Denn die Miene von Superiorität, das verächtliche Herabsehen, die religiöse Intoleranz, die drückende Verfolgungssucht, — Wer könnte nicht Beyspiele von allen diesen zu Dutzenden anführen?

Wenn der Süden der Magen Europa's ist, wie die Nordländer sagen, so ist der Norden das Windloch dieser Jungfrau, das alle ihre Absurditäten und Qualitäten und Quantitäten mit vielem Gequitsche von Wind in die Welt herauswirft. Den Nordländern geht es wie allen Patienten, die zu wenig warme Säfte haben, es wird bey ihnen alles zu Wind.

Die Protestanten, welche um 300 Jahre, (nämlich die Zeit seit der Reformation) in der Aufklärung vor den Katholiken voraus seyn wollen, sind in diesen längst von ihnen überboten worden. Hört man noch bei Katholiken so dummes Zeug, wie im Heidelberger Katechismus oder in den preußischen Liturgien, besonders in dem Taufformular, und bey Prediger-Ordinationen u. s. w. vorkommen? Das protestantische Kirchenrecht ist mehr ein Tarifbuch, in welchem das Consistorium und die Prediger ihre Sporteln nachschlagen können. Wo giebt es mehr fanatische Kanzelredner als im Norden? und wo ärger[illegible] Ketzermacher?

Wie weit die Berliner in der Oekonomie und in der Naturgeschichte gekommen sind, zeigt unter andern folgender Artikel aus der Berliner Zeitung (1808.)

„Eine hier noch nie bemerkte Naturerscheinung zeigte sich diesen Herbst. Ein schmutzig weißer Wurm mit bräunlichem Kopfe, in seinem Bau den Würmern im Obste ähnlich, wohnt in den neu besäeten Feldern. Große Fluren verwüstet dieses Heer neuer bey uns noch nie gesehener Feinde.“

Diese neuen, noch nie gesehenen Feinde sind nichts anders als die bekannten Maikäferlarven, die dem preußischen Naturbeobachter so fremd sind, daß er die

unerhörten Dinge der Welt öffentlich mittheilen mu
Es ist also doch wahr, daß man der Bilderbücher fü
Kinder noch nicht genug hat.

In der Halle'schen Literaturzeitung (im erste
Quartal 1809.) werden bey Gelegenheit der Rezen
sion von Röckels pädagogischer Reise folgende libera
le Behauptungen aufgestellt:

1) Das wegen seiner Bildung hochgepriesene Bay
ern ist noch himmelweit von der Bildung der pro
testantischen Staaten entfernt.

2) Kein eingeborner Schriftsteller hat etwas auch
nur Mittelmäßiges geleistet.

3) Alles, was in neuern Zeiten dort geschehen ist,
muß man ganz allein den Ausländern zuschrei
ben, welche sich die undankbare Mühe geben,
die rohen Baiern zu civilisiren.

4) Nur das Reisen in protestantische Länder kann
die Baiern bilden. So lange sie in dem Lande
bleiben, kommt ihnen kein einziger gescheider
Gedanke in den Kopf, aber wie sie nur die
sächsische Gränze überträten, so fangen sie gleich
an heller zu denken, und sich besser auszudrü
cken. So herrlich wirke die sächsische Bildung
selbst auf verwahrloste Geschöpfe!

Wenn ein Nord-Deutſcher im Süden lebt, ſo iſt er ſo ſteif und einſeitig, wie die Magnetnadel, die immer und immer nach Norden zeigt.

Wie anmaßend die Boruſſiſten in ihren Vergleichungen zwiſchen Wien und Berlin ſind, davon haben wir ſchon mehrere lächerliche Beyſpiele erlebt. Auch Folgendes iſt luſtig: Als in Wien auf einem Balle dem Nord-Natur-Dichter Hiller ein Stammbuchblatt vorgelegt wurde, beging er die Sottiſe, nachſtehende Verſe darauf zu ſchreiben:

Wer will heftig und geſchwind,
Tanzen wie der Wirbelwind,
Komme nur nach Wien:
Doch wer gerne Weisheit hört,
Und aus Büchern ſich belehrt,
Wandere nach Berlin.

Die Wiener waren gut genug, dieſe Impertinenz als einen bloßen Naturſtreich anzuſehen.

Eben dieſer überaus natürliche Herr Hiller ſagt im 2ten Theile ſeiner Selbſtbiographie S. 258. „Die Toleranz in der Kaiſerſtadt, ſo wie überhaupt in den übrigen Kaiſerſtaaten (sic), die ich kenne, muß wahrlich die Dankbarkeit jedes Proteſtanten verdienen. — Der bekannte Spruch ſcheint daher wirklich keinen Grund zu haben, der ſagt:

„In den katholischen Staaten wird die Intoleranz gepredigt, aber die Protestanten üben sie; und in den evangelischen Ländern wird Duldung gelehrt, aber die Katholiken machen Gebrauch von dieser Christuslehre.“

Gewiß ein denkwürdiges Bekenntniß von einem Protestanten!

III.

Skizze einer Regierungsgeschichte des Kaisers Leopold II.*)

Kaum war Josephs Geist dieser Erde entflohen, und die Hülle desselben lag noch auf dem Krankenlager, so trat der damalige Erzherzog Franz, welcher von seinem Vater schon lange vorher die genauesten Befehle empfieng, wie er sich bis zur Ankunft des neuen Herrschers verhalten müsse, in das Kabinet des erblichenen Monarchen, entließ die geheimen Sekretäre bis auf weitere Verordnung ihrer Amtsverrichtungen, und verschloß das Kabinet.

Der Ruf, den sich Leopold als Großherzog von Toskana erworben hatte, erfüllte alle Staaten mit den angenehmsten Hoffnungen. Man versprach sich von ihm, daß er, der als ein weiser Regent gepriesen ward, Josephs angefangenes großes Werk vollenden, und durch seine Kenntnisse, Weisheit und Erfahrung diejenigen Fehler, welche sein Bruder aus-

*) Ebenfalls aus dem Buche: Beytrag zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz II. u. s. w.

Uebereilung begieng, verbeſſern würde. Auch er war ein Sohn Marien Thereſiens, einer Fürſtin, welche Ihrer Herzensgüte wegen allgemein geliebt ward; und man zweifelte daher nicht, daß Leopold gleichfalls dieſe ſchöne Eigenſchaft von ſeiner Mutter ererbt habe, wie er von ſeinem Vater die Liebe zu den Wiſſenſchaften erbte. Freylich erregte Leopolds Betragen gegen ſeinen Bruder in den Köpfen Mancher einige kleine Bedenklichkeit, ob ſein Herz durch den langen Aufenthalt in Italien nicht ein wenig verſchlimmert worden ſey.

Seit einigen Jahren hatte zwiſchen beyden Brüdern einiges Mißverſtändniß geherrſcht, welches, wie Einige behaupten wollten, bey Leopolden bis zu einem bittern Grolle anwuchs. Joſeph, welcher ſein einziges Augenmerk dahin richtete, die Staatsgelder nicht unnütz zu verſchwenden, hatte von ſeinem Bruder verlangt, daß dieſer, im Falle Joſeph früher ſtürbe, die Erbfolge an ſeinen Sohn, den Erzherzog Franz abtreten ſollte, um die Millionen, welche die Kaiſerwahl koſtet, zu erſparen. Dieſer Vorſchlag, welcher von Seite Joſephs bloß das Beſte des Landes zur Abſicht hatte, beleidigte Leopolden. Er verwarf den Antrag ſeines Bruders, und weigerte ſich ſtandhaft bey deſſen vielfältig wiederholten Vorſtellungen, ſeinem Rechte der Erbfolge zu entſagen.

Man wollte behaupten, daß dieſes hartnäckige Weigern eine Folge von Leopolds Ehrgeize war, wel-

cher seinem Sohne an Würde nicht nachstehen wollte, aber vielleicht geschah es blos aus Ueberzeugung, daß unter seiner, auf lange Erfahrung, und vorzügliche Herrschers-Weisheit gegründeten Regierung, das saturnische Zeitalter in seinen Staaten wieder aufleben sollte; oder wenn seine Bescheidenheit ihm diese Ueberzeugung nicht erlaubte, aus bloßer väterlicher Vorsorge für den damals noch jungen Erzherzog, um diesem eine längere Zeit zu seiner gänzlichen Ausbildung zu verschaffen. Was indeß die Ursache auch war, so ist doch so viel gewiß, daß eine Kälte zwischen beyden Brüdern bis zu Josephs Tode herrschte. Wie sich Joseph seinem Lebensende nahe fühlte, hatte er den sehnlichen Wunsch, seinen Bruder noch einmal zu sehen, und sich mit ihm über Staatsangelegenheiten zu besprechen. Er schrieb daher einige Mahle an ihn, und bath ihn auf das dringendste, ihn sobald möglich zu besuchen; aber jede Bitte des sterbenden Bruders war vergebens; und der so sehnlich gewünschte Besuch ward unter mancherley Vorwänden verweigert. Als auch auf das letzte, in zärtlich rührenden Ausdrücken abgefaßte Gesuch nur Entschuldigungen erfolgten, sagte Joseph sehr gerührt: Nun, es sey! Ich sehe, daß ich selbst des kleinsten Trostes beraubt sterben soll. Ich füge mich darein, aber ich hätte meinen Bruder nicht für so unversöhnlich gehalten.

Diese Handlung Leopolds ward von Allen, welche sie erfuhren, sehr getadelt, und machte, daß man den neuen Monarchen eines nicht allzu menschlichen Herzens beschuldigte. Man muß gestehen, daß bey dem ersten Anblicke etwas Empörendes darin liegt, einem sterbenden Bruder den Trost zu versagen, den er in seinen letzten Augenblicken darin gefunden hätte, seine körperlichen und Seelenleiden einem Bruder klagen zu können, in seinen Armen den herannahenden Tod zu erwarten, und an seinem Busen zu sterben. Es muß um so mehr Unwillen erregen, da man sich sogleich keine hinlängliche Ursache einer solchen hart scheinenden Weigerung denken kann, indem es allgemein bekannt war, daß zu Florenz beynahe vier Wochen vor Josephs erfolgtem Tode alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, und dieselbe auch wenige Stunden nach der Ankunft des Kouriers, welcher die Nachricht von dem erledigten Throne überbrachte, wirklich erfolgte. Aber vielleicht war gerade das gefühlvolle Herz Leopolds die Ursache, daß er nicht früher abreisete. Vielleicht wollte er aus Uebermaß von Empfindlichkeit den geliebten Bruder nicht leiden sehen, nicht dessen letzte Stunde dadurch verbittern, daß er sehen sollte, wie sein Tod den Busen seines ihm auf den Thron folgenden Bruders mit einem an Verzweiflung gränzenden Schmerze zerfleischte!

Leopold langte den ersten März 1790, folglich zehn Tage nach Josephs Tode, Abends in Wien an.

Die Zimmer der Kaiserburg wurden, wie man es unter dem verstorbenen Monarchen gewohnt war, nur sparsam erleuchtet; aber Leopolden war diese Dunkelheit unausstehlich. Er befahl sogleich, mehr Lichter anzuzünden, und es mußten noch zweymal so viel aufgesteckt werden. Diese Anekdote scheint zwar unbedeutend zu seyn; aber bey Regenten sind Kleinigkeiten oft sehr wichtig, es läßt sich manchmahl daraus auf größere Dinge schließen. Auch traf es hier ein, und man konnte mit allem Rechte vermuthen, daß von nun an das Einfache, welches unter Joseph in der Burg herrschte, einem prachtvollen kaiserlichen Glanze weichen werde.

Die ersten Regierungs-Thaten des neuen Herrschers waren: daß er förmliche Audienz-Tage, nähmlich, den Dienstag und Freytag Nachmittag um 4 Uhr einführte, wo jeder, der mit ihm sprechen wollte, sich vorher beym Thürsteher aufschreiben lassen mußte; außer diesen bestimmten Tagen aber sprach er Keinen aus dem Volke, oder vom Bürgerstande. Ferner, daß er eine Menge in dem Kabinete Josephs vorgefundener Papiere eigenhändig in den Kamin warf, und den Flammen übergab. Da er damit ein wenig zu rasch verfuhr, so fieng der Schornstein an zu brennen; doch ward das Feuer bald wieder gelöscht. Man hat allerley über diese Papiere gemuthmasset. Einige glaubten: es wären Plane zu noch einzuführenden Neuerungen gewesen; andere hielten dieselben für

heimliche Anzeigen gegen manchen Staatsbeamten; wieder Andere vermutheten, daß es blos alte, schon erledigte, oder vielleicht auch erst zu erledigende Bittschriften und Anbringen waren. Diese letztere Meinung hat das Meiste Gepräge der Wahrscheinlichkeit, da die verbrannten Schriften große Körbe anfüllten.

Nach Josephs Tode fieng der Adel, und die Geistlichkeit an, das Haupt wieder emporzuheben. Vorzüglich machten die Magnaten in Ungarn Miene, ihre Vorrechte und Freyheiten sogar mit Gewalt behaupten zu wollen. In jedem Comitate versammelten sich die Banderien; die Congregationen wurden unter wildem lärmendem Durcheinanderschreyen gehalten, und der Gegner öfters, wenn der Kopf zu schwach war, mit dem Säbel in der Faust überzeugt. Man vertrieb alle unter Joseph in Ungarn angestellten Deutschen aus dem Lande, proskribirte die deutsche Kleidung, nagelte sie sogar hie und da an den Galgen, und verbrannte in einigen Comitaten viele Josephinische Verordnungen öffentlich.

Manche dieser unruhigen Magnaten giengen noch weiter; sie behaupteten: Joseph sey, weil er sich nicht krönen ließ, kein rechtmäßiger König von Ungarn gewesen; das Haus Oesterreich habe aber deßwegen, und durch des verstorbenen Kaisers eigenmächtige Eingriffe in die Vorrechte und Freyheiten des ungarischen Adels das Erbfolge-Recht auf dieses Kö-

nigreich verloren, und Leopold könne daher nicht als Erbkönig angesehen werden. Man muß sich wundern, daß Leopold das unbescheidene, öfters grobe unanständige, und wirklich von der hohen Weisheit dieser wahren Abkömmlinge der Hunnen nicht besonders zeugende Geschwätz, mit so vieler Mäßigung ertrug; daß er sich in schriftliche Unterhandlungen mit ihnen einließ, sich Bedingungen vorschreiben, und viele derselben gefallen ließ.

Man kann freylich zur Entschuldigung dieses Monarchen anführen, daß Joseph selbst alle seine Neuerungen in Ungarn aufgehoben, und alles, wie es unter Maria Theresia bestand, wieder hergestellt habe. Doch tritt hier ein Umstand ein, welcher bey Leopold nicht der Fall war. Alles, was Joseph that, geschah wenige Tage vor seinem Tode, wo sein Körper durch die langwierige Krankheit erschöpft, die Seelenkräfte aufgelöst, und sein Geist schon mehr jenseits als diesseits des Grabes schwebte. So lange Joseph gesund war, wagte der ungarische Adel es nicht, laut zu murren, erlaubte sich keinen einzigen dieser kühnen Schritte, welche er unter Leopold mit so verwegner Stirne that; denn Joseph würde gewußt haben, einer solchen Verwegenheit Schranken zu setzen. Er durfte ja nur winken, und der ungarische Bauer hätte seinen König mit Nachdruck gegen alle Magnaten geschützt, welche sich hätten erfrechen wol-

len, sich gegen die für Ungarn so wohlthätigen Verordnungen des Monarchen zu empören.

Dieß wußte der Adel in Ungarn sehr wohl, und nahm sich in Acht, den geringsten Zweifel zu äußern, daß Joseph kein rechtmäßiger König von Ungarn sey. Als aber der Löwe sterbend in seiner Höhle lag, da kam unter andern Thieren auch ein — doch man kennt ja das Ende dieser Fabel.

Indeß wollte Leopolds friedliebender Geist nicht mit Gewalt durchsetzen, was er durch gütige Unterhandlungen zu erreichen hoffte. Er setzte daher den unbescheidensten Forderungen der Magnaten, eine von einem Regenten ganz ungewöhnliche, und fast unglaubliche Mäßigung entgegen; trachtete unter der Hand, die eifrigsten und mächtigsten Widersacher, deren Einfluß auf die übrigen bloß wiederhallenden Stände gewaltig wirkte, durch allerley Versprechungen zu gewinnen, und so gelang es ihm, den fürchterlichen Sturm, welcher schreckliche Verwüstungen drohte, durch seine politischen Ableiter unschädlich zu machen.

Während der Zeit, da diese Unterhandlungen mit den ungarischen Ständen gepflogen wurden, mußte sich Leopold von der andern Seite zugleich beschäftigen, die Stände der übrigen österreichischen Erbprovinzen zu beruhigen. Der Adel daselbst betrug sich zwar etwas bescheidener, forderte nicht mit dem

wöhnen Ungestümme, und drohte nicht mit seiner gewaltsamen Empörung, wie es in Ungarn geschah; aber er schreckte doch den Monarchen mit dem Ausbruche einer Revolution in allen seinen Staaten, als der nothwendigen Folge des Josephinischen Systemes. Diese unvermeidliche fürchterliche Zukunft mit mächtigen Gründen zur unläugbaren Gewißheit zu machen, bediente man sich des Beyspiels der französischen Revolution, der Unruhen in den Niederlanden, und der Gährung des Adels in Ungarn zu Schreckbildern, welche auf den etwas furchtsamen Leopold mit Nachdruck wirken sollten, und in der That auch wirkten.

Man muß gestehen, daß sich Leopold in einer sehr bedenklichen Lage befand. Es gehörte die Weisheit eines Salomo, der Muth eines Alexanders, die Standhaftigkeit eines Karls XII. dazu, um alle diese Schwierigkeiten, gegen welche er zu kämpfen hatte, mit Ruhm zu besiegen. Aus allen Provinzen erhielt er Beschwerden über Beschwerden, — freylich nur vom Adel und von der Geistlichkeit! — daß Joseph Eingriffe in die Rechte der Nation gethan habe. Man forderte dringend von seinem Nachfolger, die Stände jeder Provinz in ihre vorigen Rechte wieder einzusetzen, vorzüglich aber die Aufhebung der neuen, von Joseph eingeführten Steuerregulirung, zu verordnen. Leopold, der sich von allen Seiten geängstigt und bedroht sah, hielt es für das beste Mittel, um geschwinde zur Ruhe zu gelangen, da nachzugeben, wo

er in ſich ſelbſt nicht Kraft genug zum Widerſtande fühlte. Er ſetzte daher ohne weiters die Landtage ein, hob durch weitläufige Patente die Steuerregulirung auf, und erweiterte in einigen Fällen die Gewalt der Grundobrigkeiten über die Unterthanen.

Dieſe Nachgiebigkeit, welche von einigen durch die Nothwendigkeit der Umſtände entſchuldigt, von andern als der Beweis der großen Herrſcherklugheit Leopolds gar geprieſen ward, erwarb dieſem Monarchen nicht minder von Vielen auch einen ſtrengen Tadel. Wo die Erſtern unausweichliche Nothwendigkeit, die Andern außerordentliche Klugheit ſahen, wollten die Letztern nur kleinliche Furcht, unverzeihbare Aengſtlichkeit erblicken. Die Ereigniſſe, vermög deren die Erſtern ihre Meinung für gegründet halten, habe ich dargeſtellt; die Unpartheylichkeit des Geſchichtſchreibers fordert, daß ich auch die Gründe, worauf Letztere ihren Tadel ſtützen, ſo, wie ich ſie von glaubwürdigen Männern erhalten habe, anführe.

Es iſt unläugbar, daß dem Monarchen eine allgemeine Unzufriedenheit vorgeſpiegelt, daß ihm vorgeſtellt ward: der Bauer wünſche, noch mehr als der Adel, die Abſchaffung der neuen Steuerregulirung, und man müßte einen Aufſtand fürchten, wenn das ganze Geſchäft nicht ſo ſchleunig als möglich, aufgehoben würde. Man verzeihet es dem Adel und der Geiſtlichkeit nicht, daß beyde ihre Zuflucht zu Erdich-

sungen nahmen, um den neuen Beherrscher nach ihren Absichten zu lenken; aber man verzeiht es Leopolden eben so wenig, daß er, vielleicht aus übertriebener Furchtsamkeit, diesen Vorgebungen auf den ersten Augenblick glaubte. Es hätte ihm bedenklich seyn müssen, daß alle Vorstellungen wegen Aufhebung des neuen Steuersystems, nur von dem Adel und der begüterten Geistlichkeit kamen, und daß von den Bauern kein einziges Gesuch dieser Sache wegen zu ihm gelangte. Dieser Umstand war hinlänglich, Mißtrauen gegen das, was Adel und Geistlichkeit, bey denen Uneigennützigkeit eben nicht der größte Fehler ist, vorgegeben haben, zu erwecken. Eine genaue Untersuchung der Sache würde das ganze Gewebe dieser zwey Stände enthüllt, und ihre Behauptung von dem Mißvergnügen der Bauern in das wahre Licht gesetzt haben, vorausgesetzt, Leopold hätte nur mit seinen Augen gesehen; nur mit seinen Ohren gehöret. So lange die Steuerregulirung bestand, waren in allen österreichischen Provinzen keine Spuren sichtbarer Unruhen merkbar; aber nach Aufhebung der Steuerregulirung brachen in manchen Provinzen wirkliche Unruhen aus. Glücklicher Weise ward das Feuer noch in der Asche erstickt, und der Verbreitung gefährlicherer Empörungen dadurch vorgebeugt, daß man die Rädelsführer mit Festungsarrest bestrafte, die minder Schuldigen aber unter die Soldaten steckte. Ich selbst sah den Bürgermeister einer Provinzialstadt, der

ein reicher, ansehnlicher Mann war, als gemeinen Soldaten bey der böhmischen Hofkanzley zur Strafe Wache stehen. Diese Thatsachen bewiesen doch, daß die Behauptung des Adels und der Geistlichkeit, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, ganz irrig war, daß sie dem Monarchen einen gefährlichen Rath gaben, da sie ihm dasjenige als einziges Mittel, die Ruhe zu erhalten, empfahlen, was gerade die Veranlassung zu Unruhen und Empörungen war.

Nicht minder hätte sich Leopold überzeugen können, ob die von Joseph beschränkten Vorzüge der Stände so viel Interesse für den dritten Stand wirklich haben mußten, daß er versuchen sollte, im Fall der neue Monarch sich weigerte, sie wieder herzustellen, durch Empörung dieselben zu erlangen. Leopold hätte, um diese Ueberzeugung zu erhalten, nur untersuchen dürfen, ob diese Freyheiten und Vorzüge der ganzen Nation, oder nur einigen Kasten eigen waren, und er würde gefunden haben, daß die sogenannten Stände nur aus dem geistlichen, Herren- und Ritterstande zusammengesetzt sind; der Bürger- und Bauernstand aber bey dieser Versammlung gar nicht in Anschlag kommt, auf den Landtagen weder Sitz noch Stimme hat, und seiner nur dann in Ehren gedacht wird, wenn die Stände sich dadurch bey dem Monarchen zu empfehlen suchten, daß sie einmüthig beschließen: Der Bürger und Bauer solle dem Monarchen die Arme leihen, um die Waffen gegen den

Feind zu führen, und das Geld hergeben, um die Kriegskosten zu bestreiten. Solche ständische Vorrechte und Freyheiten können wahrlich weder für den Bürger noch Bauer so anlockend seyn, daß er sein Leben daran wagen sollte, um sie dem Monarchen abzutrotzen.

War Leopold gegen Adel und Geistlichkeit nachgiebig, ehe er sich von allem hinlänglich überzeugt hatte, so handelte er übereilt; prüfte er aber alles, was man ihm vorstellte, gehörig, so mußte er finden, daß die sogenannten Eingriffe Josephs in die Freyheiten der Nation nur für den kleinsten Theil kränkend, nähmlich für den Adel und die Geistlichkeit, für den größten Theil aber, das Volk, vortheilhaft waren; er konnte also, nach dem Beyspiele seines Bruders, von der Gunst und Liebe des Volks unterstützt, die kühnen Forderungen des Adels ohne alle Gefahr verweigern. Wagte es wohl der Adel und die Geistlichkeit, sich gegen die Neuerungen des Kaisers Josephs ernstlich aufzulehnen oder gar mit einer Revolution zu drohen? Das Erstere hätte Joseph streng an ihnen geahndet; auf das Letztere würde er lächelnd geantwortet haben: Kein Volk empört sich, dessen Last der Regent verringert, dessen moralische Veredlung er befördert. Den Adel fürchte ich nicht, so lange das Volk mich liebt.

Fürchtete Leopold den Haß des Adels mehr, als er die Liebe des Volkes achtete, so ist das ein Be-

weis, daß er nach einem falschen Maßstabe die Gewalt des erstern gegen die Macht des letztern berechnete. So wenig der Adel in Frankreich im Stande war, sich allein der Revolution entgegen zu stemmen, eben so wenig würde der Adel in den österreichischen Staaten, ohne Mitwirkung des Volkes eine Revolution veranlaßt haben. Ersterer emigrirte, ohne den König retten zu können, um sich vor der Rache des Volkes zu retten; letzterer hätte, ohne den Regenten stürzen zu können, sich flüchten müssen, um dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen.

Ohne hier bestimmt zu entscheiden, ob Leopold aus wahrer Nothwendigkeit der Umstände habe nachgeben müssen, ob seine erschreckte Einbildungskraft die Gefahren bloß vergrößerte, ob er bey kaltem, gehöriger Ueberlegung weniger folgsam gegen den Adel hätte seyn dürfen; so ist doch so viel in etwas wahrscheinlich, daß nicht bloß absolute Nothwendigkeit allein, sondern auch ein bischen Furcht an seiner Nachgiebigkeit Antheil gehabt hat, und daß er mit einigem Muthe, und einiger Standhaftigkeit gegen die Anmassungen des Adels dem Verdachte eines schwachen allzunachgiebigen Fürsten, wodurch sein Ruhm in etwas verdunkelt wird, leicht hätte ausweichen können, ohne sich und den Staat den verheerenden Folgen einer Revolution auszusetzen. Daß ihm stets, wiewohl ohne Ursache, vor einer Revolution bangte, werden wir in der Folge sehen; denn eben

dieſe Klugheit hatte vielen Einfluß auf die auswärtigen Verhältniſſe des Staates.

Man wird nicht im geringſten zweifeln, daß Leopold durch ſeine Nachgiebigkeit die Gunſt des Adels im höchſten Grade erwarb.

Die Huldigung in Oeſterreich, die Krönung in Böhmen wurden mit außerordentlicher Pracht gefeyert, und jeder adeliche Güterbeſitzer hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als den andern an Aufwand zu übertreffen. *)

Vorzüglich war der öſterreichiſche Prälaten- und Herrenſtand am Huldigungstage ganz wonnetrunken. Man jauchzte laut auf, trank aus vollen Gläſern auf die Geſundheit des neuen Beherrſchers, und gab ſich alle erdenkliche Mühe, den Monarchen von der Liebe,

*) Manche machten deßwegen ſo viele Schulden, daß ſie bis auf den heutigen Tag noch die Wehen davon empfinden. Joſeph wollte dem Lande dieſe unnützen Ausgaben erſparen, und ließ ſich aus dieſer Urſache nicht krönen, aber eben darum, weil er die Veranlaſſung nicht geben wollte, daß der in Böhmen meiſtentheils verſchuldete Adel nicht ganz zum Bettler werde, beſchuldigte man ihn, er habe Eingriffe in die Vorrechte der Nazion gethan; ein Vorwurf, den ihm die Juden zu Prag mit Recht hätten machen können; denn dieſen geſchah zwar kein Eingriff in ihre Vorrechte, aber doch ein Eingriff in ihren Vortheil durch die Unterlaſſung einer Ceremonie, die in einem Lande, das keine Conſtituzion hat, und deſſen Fürſt unumſchränkt herrſcht, ſo überflüſſig als möglich iſt.

mit welcher ihm die Grossn des Reiches ergeben wären, zu überzeugen. In diesem Taumel der Freude trat der verstorbene Fürst von Paar zu dem damaligen königl. preußischen Gesandten, Marquis Luchesini, und sagte: He! Ihr König mag nur kommen, unser Leopold besitzt unsere Herzen und unsere Beutel; bey diesen Worten schlug er auf die Tasche. Sonderbar, daß ungeachtet dieser Betheuerungen doch eine Reichenbacher Convention geschlossen ward*)!

So fröhlich der am Huldigungstage geladene erste Adel in der Kaiserburg war, eben so fröhlich, wenigstens noch lärmender, war der Pöbel von Wien auf den Gassen.

---

*) Man hielt es für eine schlimme Vorbedeutung, daß gerade dieser Fürst, dem man eben keine allzugroße Freygebigkeit zur Last legen konnte, diese Betheuerung von sich gab. Glaubwürdige Männer, die den Fürsten sehr genau kannten, versicherten mich, daß, wenn es dazu gekommen wäre, nicht bloß auf die Tasche zu schlagen, sondern hinein zu greifen, seine Hand sich wieder ganz leer heraus gekommen wäre, und daß er, um sich von seiner gemachten Betheuerung loszusagen, sich damit entschuldiget hätte: man sey nicht verbunden, ein Versprechen zu halten, daß im Rausche gegeben ward. Ich weiß nicht, ob Fürst Paar so gut in den Rechten bewandert war, nur so viel ist mir bekannt, daß ich selbst sah, wie er sich in einem Vorstadt-Theater von zwey Zwanzigern 6 Kreutzer, welche mehr als das gewöhnliche Entree pr. 54 Kreutzer, betrugen, bey der Kasse wieder zurückgehen ließ.

Da ſah die gemeinern Klaſſen des Volkes Brod, Fleiſch und warme Würſtchen unentgeltlich ausgetheilt wurden, aus eigens errichteten Brunnen Wein floß, und Geld ausgeworfen ward, ſo riefen alle, die von dieſen Gnadenzeichen genoſſen, während daß einer dem andern Arme und Beine entzwey ſchlug, weil jeder der nächſte an der Quelle ſeyn wollte, ein lautes: Es lebe Leopold!

Auf der Triumphpforte, welche auf dem Platze, der Graben genannt, errichtet war, ſtand die Inſchrift: Opes Regum Corda Populi! (Die Herzen der Völker ſind der Könige Reichthum.) Wenn Leopold wirklich keine andern Schätze beſaß, und ſich nur in dem wahren Beſitze der Herzen ſeines Volkes reich dünkte; ſo war er an dieſem Tage aus allen Einwohnern Oeſterreichs der ärmſte. Dieſe Erfahrung habe ich ſelbſt gemacht. Es war leicht zu vermuthen, daß an einem ſolchen Tage des freudigen Lärmens, des Vivatrufens kein Ende ſeyn würde; aber wer wird aus ſolchen Aeuſſerungen mit Recht auf die wahre Liebe eines Volkes gegen ſeinen Monarchen ſchließen? Dieſe läßt ſich nur im ſtillen Zirkel der Familien erkennen, wo das Herz, von keinen gereizten Sinnen übertäubt, in ſeinen Gefühlen zerfließt, und dieſelben durch ungekünſtelte Worte über die Zunge ſtrömen läßt.

Ich verließ daher Wien den Tag vor der Huldigung, weil ich alles, was ſich in der Hauptſtadt zu

tragen würde, durch glaubwürdige Augenzeugen erfahren konnte, um die Gefühle des Landvolkes selbst beobachten zu können. So laut der Jubel durch die Gassen der Residenz erschallte, so eine grabesähnliche Stille fand ich in den Dörfern, die ich bereiste. Der Bauer saß traurig im Zirkel seiner Familie am Tische, besprach sich mit ihr über den Nachtheil, der ihm aus der aufgehobenen Steuerregulirung zufloß, und bethete am Huldigungstage für die abgeschiedene Seele des Kaisers Joseph, der es mit den Bauern so gut gemeint hatte! Warum fragte Leopold nicht auch diesen Stand, ehe er umstürzte, was sein Bruder aufgebauet hatte! Vielleicht hätte er dann eingesehen, daß das Gebäude nicht so schlecht, der Grund, worauf es aufgeführt, gut sey, und weiter nichts, als einiger Verbesserungen bedürfte, um als ein vollkommenes Werk dazustehen. Er wäre dann an dem Huldigungstage der reichste Fürst seiner Zeit gewesen.

Der den 4. April 1790 gefeyerten Huldigung in Oesterreich folgte die Kaiserkrönung zu Frankfurt, von welcher Leopold gerade nach Preßburg ging, um sich dort im November des nähmlichen Jahres noch die Krone des heiligen Stephans aufsetzen zu lassen. Wäre die Jahreszeit nicht schon so spät gewesen, er würde gleichfalls als König von Böhmen gekrönet worden seyn; so aber blieb diese Zeremonie auf das Jahr 1791 verschoben. Ich übergehe alle Feyerlichkeiten mit Stillschweigen, und will der glänzenden

Pracht, welche vorzüglich bey der Krönung zu Prag verschwendet wurde, nicht erwähnen. Wehe dem Fürsten, von welchem der Geschichtschreiber sonst nichts aufzuzeichnen hat, als prächtige Feste, ob es gleich für manches Land weniger nachtheilig wäre, wenn Clio von dessen Herrscher weiter nichts, als nur seine unschuldigen Feste auf die eherne Tafel für die Nachwelt aufzeichnen könnte.

Der Ruhm eines weisen, Künste und Wissenschaften schützenden Fürsten, welchen sich Leopold in Italien erworben hatte, berechtigte zu der Hoffnung, daß die unter Joseph begonnene Aufklärung in dem neuen Monarchen einen Beschützer und Beförderer erhalten würde. Wie sehr erstaunte man aber, als Leopold dieser schönen Erwartung, welche man von ihm hatte, so wenig entsprach. Indeß entstand diese Totalfinsterniß, welche unter seinem Szepter begann, unter Franzens Regierung sich immer mehr ausgebreitet, und über den ganzen Horizont der österreichischen Staaten förmlich gelagert hat, nicht so wohl aus seinem eignen Antriebe, als durch das rastlose Bemühen der Geistlichkeit, und der Freunde der Finsterniß, welche sich aller nur möglichen Mittel bedienten, dem Aberglauben Thüre und Thore zu öffnen, und die Vernunft wieder aus den österreichischen Staaten zu verbannen. Um bey dem Monarchen leichter zu diesem Zweck zu gelangen, überredete man ihn, daß die in Frankreich ausgebrochene Revolution

ihren Grund allein in der Aufklärung hätte, wel
in diesem Reiche herrschte. Diese Aufklärung sey
Mutter der Geringschätzung der Geistlichkeit gewes
woraus Irreligiosität, aus derselben Gleichgültigk
gegen die Gesetze, und endlich Ungehorsam und Em
ruhr gegen den Monarchen entstanden ist. Leopo
hatte vielleicht der überhäuften innern und auswär
gen Geschäfte wegen, nicht Muße genug, diese Sät
gehörig zu prüfen, um den Schein von der Wahrh
zu unterscheiden. Er nahm alles für klar erwies
an, und dachte ernstlich darauf, diese Quelle, wo
aus so viel Uebel für die Regenten entstirget, so w
als möglich zu verstopfen.

An der Spitze der Obskurantenparthey stand de
Cardinal Migazy, ein heuchlerischer Greis*), wel

*) Man wird diesen Ausdruck gegen ein bepurpurtes Haup
der Kirche zu stark und beleidigend finden. Ich berufe
mich auf das, was mir sein eigner Neffe, der Domherr
Migazy in Ollmütz, als ich 1789 durch Mähren reiste, ge
sagt hat. Wir sprachen unter andern Sachen auch von den
kirchlichen Neuerungen Josephs. Ich äußerte gegen den
Domherrn meine Verwunderung, daß der Cardinal in Wien
so sehr dagegen arbeite, und erhielt folgende Antwort:
Joseph hat gefehlt, daß er alles ohne Zuziehung
meines Oheims that. Hätte er dessen Einwilligung
dazu verlangt, so würde mein Oheim noch weiter
gegangen seyn, als der Kaiser selbst. Es ist nicht
Bigotterie, es ist sein beleidigtes Ansehen, was ihn
nun bestimmt, dem Kaiser entgegen zu arbeiten;
denn im Grunde glaubet mein Oheim
eben so wenig, als Spinoza, Bolingb
brok, Voltaire und Marquis D'Argen
glaubten.

cher unter Joseph im Verborgenen der Aufklärung aus allen Kräften entgegen arbeitete, nun aber seinen Hinterhalt verließ, und öffentlich den Kampf gegen Vernunft und reine Religion begann. Das Hauptaugenmerk war, dem geistlichen Stande sein voriges Ansehen, seine verlorne Gewalt über die Vernunft der Gläubigen wieder zu verschaffen.

Diese Absicht desto leichter zu erreichen verschärfte man das Censur-Edikt Josephs, untersagte alle Kritiken, wenn sie Regierungs-Verordnungen, oder bloß die Geistlichkeit betreffen, und beschränkte nicht bloß die Schreib-, sondern auch die Lesefreyheit. So verschwand mit einem Male jede Hoffnung, die man hatte, daß unter Leopold die Fackel der Vernunft, welche unter seinem Bruder anfing zu leuchten, ihr Licht immer mehr und mehr verbreiten werde. Leopold verhinderte nicht bloß allein, daß es in Oesterreich nicht heller werden sollte; er wollte sogar sein Volk in eine noch größere Finsterniß, als zu den Zeiten der Ferdinande herrschte, zurückführen.

Um den Unglauben zu verbannen begünstigte man den Aberglauben. Man erlaubte dem Volke, seine Zeit, welche es nützlicher und Gott gefälliger zur Arbeit verwenden kann, mit Wallfahrten und Prozessionen zu verschleudern. Lange vergessene Gnadenbilder wurden aus den Winkeln, wohin Joseph sie verbannt hatte, hervorgezogen, frisch ausgeschmückt,

auf die Altäre erhoben, und mit der Befugniß versehen, aufs Neue Wunder zu wirken.

Indessen hatte das wenige Licht der Vernunft, welches unter Josephs Regierung in Oesterreich die Köpfe zu erhellen anfing, das Volk weniger empfänglich für solche geistliche Gaukeleyen gemacht; es strömte nicht mehr in so großen Haufen den Gnadenörtern zu; äusserte wohl auch ziemlich frey, daß es der Wunderkraft aller Heiligen, weß Standes und Würden sie auch seyn mögen, nicht viel zutraue; bezahlte weniger für Messen, und aß sogar noch, wie ehe und vor, an gebothenen Fasttagen Fleisch. Solche Irrlehre auszurotten wurden die Prediger befehligt, das Volk eines Bessern zu belehren; das heißt: sie mußten nun eben so sehr von der Kanzel dem Aberglauben das Wort reden, als sie unter Joseph verpflichtet waren, denselben zu bekämpfen.

Daß man die Prediger zwang, das Männliche von der heiligen Stätte weiß zu nennen, was sie noch vor wenigen Wochen schwarz nannten, wirkte bey dem Volke gerade das Gegentheil von dem, was man erzwecken wollte. Die Heerde konnte die neue Lehre ihres geistlichen Hirten nicht recht mit seinen vormaligen Worten verdingen; sie fieng an Mißtrauen in seine Glaubwürdigkeit zu setzen, und schalt ihn wohl gar einen Betrüger. Ich glaube, daß hier eine Anekdote am rechten Orte stehen wird, welche als

Beweis dienen kann, wie das gemeine Volk glossirte: Der damalige Hofprediger, Poschinger, aus dem Dominikaner-Orden, hatte einen geraden, ehrlichen Steyrer als Bedienten bey sich; dieser kam an einem Sonntage aus der Kirche nach Hause, und sagte: „Nein, Ihr Hochwürden! das ist doch ganz sonderbar: der Herr Sonntagsprediger unten (in der Dominikanerkirche) sagte unter dem Kaiser Joseph in jeder Predigt: die Prozessionen, Ablässe, Gnadenbilder ꝛc. könnten weder nützen noch schaden; heute aber predigte er gerade das Gegentheil und sagte: Die Prozessionen, Ablässe, Gnadenbilder ꝛc. wären so heilsam und wichtig, daß kein katholischer Christ ohne dieselben leicht selig werden könnte. Ich möchte doch wissen, welches von beyden wahr ist? Eines muß lichtig erlogen seyn. Oder ist vielleicht alles, was uns die Geistlichen vorpredigen, weiter nichts als Betrug? Ich glaube es beynahe, sonst könnten sie nicht heute weiß nennen, was sie gestern für schwarz ausgaben."

Von diesem Augenblicke an hatte Poschinger alle Mühe, seinen ehrlichen Steyrer zu überzeugen, daß es eben so unrecht sey nichts, wie alles zu glauben.

Indessen ward die Schreib- und Lesefreyheit zwar eingeschränkt, doch nicht ganz unterdrückt. Das Verboth der Bücher erstreckte sich hauptsächlich nur auf solche Schriften, welche unmittelbar den Kultus

und die Geiſtlichkeit angriffen, oder die franzöſiſche Revolution zu ſehr lobten; man konnte über dach Campe's Reiſe nach Paris, Volney's Ruinen, und andere dergleichen Bücher erhalten; durfte ſie ohne Furcht leſen, und Andern zum Leſen mittheilen. Tadelte man nur nicht den Kaiſer; ließ man die Diener der Religion unangetaſtet, ſo konnte man über andere Gegenſtände noch ziemlich frey ſchreiben, ohne Scheu alle Beamten, vom höchſten bis zum niedrigſten ihrer Amtsvergehungen wegen öffentlich geißeln; durfte vorzüglich die Thorheiten des Adels auf die beiſſendſte Art lächerlich machen; ja Leopold ſah das Letztere ſogar mit Vergnügen; denn er war nichts weniger als ein Freund dieſer ahnenſtolzen Herren.

Er fühlte es recht gut, daß ſie ihn zu Schritten verleitet hatten, die den Glanz ſeines Ruhmes eben nicht ſonderlich vermehrten. Froh ergriff er jede Gelegenheit, wo er dem Adel ſeinen Haß empfinden laſſen konnte, und er begünſtigte nicht nur allein alle Schriften, welche gegen dieſen herauskamen, ſondern er gab ſelbſt den Herausgebern einiger Flugſchriften, vorzüglich dem des politiſchen Siebes, allerley Beyträge mit dem Ausdrucke: das müſſen Sie ſieben!

Die vortrefflich organiſirte öffentliche Polizey in den öſterreichiſchen Staaten hatte zwar Leopolds Beyfall, aber deſto unzufriedner war er mit der geheimen Polizey.

Er fand die erſtere zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, ſo gut eingerichtet, wie ſie in jedem wohlgeordneten Staate ſeyn ſoll und muß; aber die letztere war, ſeiner Meinung nach, nicht ſo beſtellt, daß er ſich von ihr Sicherheit ſeiner Perſon, und die Aufrechthaltung des Thrones verſprechen könnte. Er beſchloß daher, dieſe geheime Polizey ganz umzuſtalten, und ſie nach dem Muſter der in Toskana eingeführten, einzurichten.

Es iſt bekannt, daß Leopold in dieſem Großherzogthume eine geheime Polizey, oder wie es richtiger heißt, Spionery eingerichtet hatte, welche ſo vortrefflich in ihrer Art war, daß ihm beynahe die heimlichſten Gedanken verrathen wurden. Ich will zum Beweiſe, wie gut Leopold durch dieſe Polizey zu Florenz bedient ward, eine Anekdote hier anführen, die ich aus dem Munde des Marcheſe C*** ſelbſt habe. —

Nach vollendeten Studien begab ſich C*** auf Reiſen, und durchwanderte während der vier Jahre, die er dazu verwendete, einen großen Theil von Europa mit vielem Nutzen für ſeine Geiſtesbildung. Er kehrte endlich nach ſeinem Vaterlande zurück, und ſchrieb von Trieſt aus an einen ſeiner Anverwandten, der zugleich ſein Schulfreund war, daß ihm dieſer eine Strecke entgegen kommen möchte. Beyde Freunde trafen ſich in dem Gaſthofe eines Gränzortes, im

Florentinischen, und brachten daselbst einen Tag zu, theils um von der Reise auszuruhen, theils um Muße zu gewinnen, sich ungestört alles erzählen zu können, was sich während ihrer Trennung zugetragen hatte. Um sich ganz genießen und besprechen zu können, speisten sie auf ihrem Zimmer, und entfernten, so bald aufgetragen war, ihre Bedienten, um keine lästigen Zeugen ihrer freundschaftlichen Gespräche zu haben. Man aß und trank, fragte dieß und jenes; beantwortete die beyderseitigen Fragen, und kam endlich auf den damaligen Großherzog Leopold zu reden. C***, der sehr viel satyrischen Witz besaß, machte sich über die große Anzahl Freundinnen, welche der Großherzog, wie das Gerücht erzählte, an seinem Hofe, in der Stadt und auf dem Lande hatte, ziemlich lustig. Sein Freund bat ihn, über diesen Gegenstand zu schweigen, weil die geheime Polizey fast jedes Wort, das gesprochen wird, erfahre. C*** lachte über die Aengstlichkeit seines Freundes, welche ihm äusserst übertrieben schien, da es unmöglich wäre, von dem, was sie sprächen, auch nur eine Silbe zu erfahren, oder sie selbst müßten einer den andern verrathen. Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise nach Florenz fort. Aber kaum war C*** in der Stadt bey seinem Hause angelangt, und wollte eben den Wagen abpacken lassen, als er den Befehl erhielt, das Hoflager alsogleich zu meiden, und sich noch in dem Augenblicke, ohne daß ihm nur ein stündiger Aufenthalt in Florenz gegönnt wurde, auf seine Güter zu begeben.

C*** erstaunte nicht wenig über diesen ihm ganz unerwarteten Befehl, um so mehr, da er keine Ursache denken konnte, welche denselben veranlaßt haben möchte. Indessen mußte er gehorchen, und die Stadt sogleich verlassen. Nach 14 Tagen erhielt er die Erlaubniß, bey Hofe erscheinen zu dürfen. Leopold empfing ihn sehr freundlich, fragte ihn Verschiedenes über seine Reisen, und sagte dann: Sind Sie nicht begierig, die Ursache zu erfahren, welche Ihnen die Strafe, Florenz in dem Augenblicke, wo sie ankamen, zu verlassen, zugezogen hat? — C*** bejahte es mit dem Zusatze, er wünschte es um so mehr, da er sich gar nichts bewußt wäre, was ihm den Unwillen des Großherzogs hätte zuziehen können. Leopold erzählte ihm nun von Wort zu Wort, was er und sein Freund in dem Gasthofe unter vier Augen gesprochen hatte. Nehmen Sie Sich ins künftige in Acht! fügte er hinzu. Ich lasse nicht gern über mich lachen, und strafe härter.

Diese vortreffliche geheime Polizey ward zum Muster genommen, nach welchem diejenige in den österreichischen Staaten eingerichtet werden sollte. Der ehemahlige Polizeyminister, Graf v. Pergen, ward Alters halber, in den Ruhestand versetzt, und der niederösterreichische Regierungs-Präsident Graf von Saurau, zum Chef der Polizey ernannt. Die Stadt und Vorstädte wurden in Bezirke eingetheilt. Jeden Bezirk erhielt eine Polizey-Direktion, welche für die Ruhe und

Sicherheit deſſelben zu ſorgen, und die kleinen Polizey-Gegenſtände zu ſchlichten hatte.

Dieſe neue Einrichtung erregte bey den Einwohnern von Wien keine auſſerordentliche Freude. Unter Joſephs Regierung hätte man ihre Geſpräche nicht einmal an öffentlichen Orten, in der Abſicht belauſcht, um ihnen ein Verbrechen daraus zu machen; und nun ſollten ſie ſogar in dem Heiligthume ihrer Wohnzimmer nicht ſicher vor verrätheriſchen Ohren ſeyn.

Man war damals noch zu ſehr daran gewöhnt, laut zu klagen, wenn etwas nicht gefiel, als daß die Unzufriedenheit ſich nur im Stillen hätte äuſſern ſollen. Das Mißvergnügen darüber blieb Leopolden nicht verborgen, und da er fürchtete, daß der üble Eindruck, welchen dieſe neue Polizey-Anſtalt im Publikum gemacht hatte, gefährliche Folgen nach ſich ziehen könnte, ſo gab er ſich alle Mühe, dieſen Eindruck, wo nicht ganz zu vertilgen, doch wenigſtens zu ſchwächen. Die Wiener Zeitſchrift und das politiſche Sieb, zwey von ihm begünſtigte Schriften, erhielten den Auftrag, dieſe geheime Polizey von einer dem Publikum äuſſerſt nützlichen Seite darzuſtellen, und das Häßliche der Abſicht, aus der ſie im Grunde eingeführt ward, mit einer ſchönen Schminke zu übertünchen. Um zugleich die Arbeit dieſer Schriftſteller zu unterſtützen, und dem, was ſie ſagten, einen Schein der Wahrheit zu geben, erließ Leopold ein Circulare,

welches zur Erläuterung des erstern und zur Darstellung seiner Absicht dienen sollte. In diesem Circulare äusserte er so viel Abscheu gegen das Behorchen vertraulicher Gespräche, betheuerte darin, daß er dieses durch die neue Anstalt nie beabsichtet habe, noch jemals beabsichtigt werde, sondern bey derselben bloß allein den Zweck habe, die allgemeine Ruhe und Sicherheit noch fester zu begründen. Diese angewandten Mittel wirkten wenigstens soviel, daß ein grosser Theil des gutmüthigen Publikums nichts Arges weiter dachte; obgleich Viele ihren Argwohn, daß hierunter doch eine andere Absicht verborgen seyn möchte, aus dem Grunde nicht aufgaben, weil die bereits unter Joseph bestandene Polizey zur Erreichung des von Leopold vorgegebenen Zweckes beynahe unverbesserlich war.

Indeß fing die neue geheime Polizey an, im Verborgenen ihren Spuck zu treiben. Das Hauptgeschäft, welches die Diener dieses heimlichen Gerichtes hatten, war, Jagd auf die unsichtbaren Jakobiner zu machen. Als Hauptspürhunde bey dieser Jagd ließen sich vorzüglich brauchen: Leopold Aloys Hoffmann, Herr Watterot, nochdermaliger Professor auf der Universität in Wien; etwas später Lorenz Leopold Haschka, und Karl Hofstädter. Ich will versuchen, eine kleine Biographie dieser Herren, so viel ich mit Zuverlässigkeit erfahren habe, ihren Zeitgenossen und der Nachwelt zu liefern.

Der gefährlichste unter allen war damals Hoffmann, da er die Gunst und das Vertrauen Leopolds im höchsten Grade besaß. Hoffmann ist der Sohn eines armen Schneiders aus Deutschböhmen. Dieser Umstand gereicht ihm nur in so weit zur Schande, als er sich der niedern Herkunft und seiner armen noch lebenden Eltern in seiner glänzenden Epoche schämte; ein Beweis, wie groß sein Verstand, wie verächtlich sein Herz ist! Er studierte in Breslau bey den Jesuiten die niedern Schulen, wo er seine Zeit damit zubrachte, daß er, anstatt sich zu bestreben, Fortschritte in den Grundwissenschaften zu machen, ein Bändchen matter, sinn- und gedankenleerer Reime schmiedete, welche er an Herrn Denis, den als Barde berühmten, auch sonst würdigen, damaligen Custos der kais. königl. Bibliothek, einsendete, der ihm hierüber, um den Jüngling wenigstens für den guten Willen zu belohnen, sehr verbindlich schrieb. Dieser Brief, und weil er als Kandidat bey den Jesuiten abgewiesen ward, bestimmte ihn, die Schule in Breslau zu verlassen, und seinen Stab nach Prag zu setzen, nicht in der Absicht, sich daselbst den höhern Wissenschaften zu widmen, sondern um Schriftstellerey zu treiben. Hier schrieb er Rezensionen, ohne alle Kenntnisse irgend einer Wissenschaft, und ward ausgezischt; ein Trauerspiel, wo das Publikum über den Inhalt lachte, und vor Schmerz über die verlorne Zeit weinte; eine Monathschrift, deren erstes Stück auch das letzte war; eine Vertheidigung der Juden,

wodurch er ihre Sachen noch schlechter machte, als sie waren, und noch einige andere Dinge, welche aber aus der Buchdruckerey nicht in den Buchladen, sondern sogleich in andere Läden übertragen wurden. Er erzog Kinder nach Basedowisch-philanthropinischen Grundsätzen, die er nicht verstand, und machte das Geschäft nach einigen Monathen wieder aufgeben, weil er seine Zöglinge ein bischen zu früh zu der sokratischen Wissenschaft, daß sie nichts wußten, gebracht hatte. Durch diese Unfälle hätte das Genie des Herrn Hoffmann beynahe verhungern müssen, wenn nicht einige junge Menschenfreunde eine Kollekte für ihn veranstaltet hätten, damit er nach Wien, wo er sich ein besseres Loos versprach, und auch fand, reisen konnte.

In dieser Residenzstadt des Kaisers, wo die von Joseph ertheilte Preßfreyheit den Magen dieser Kollegen des Herrn Hoffmann versorgte, hatte dieser das Glück, daß ihn Herr von Schönfeld, der zu Wien und Prag eine Buchdruckerey und Buchhandlung besaß, zur Herausgabe einer Predigten-Kritik dung. Hoffmann, dem dieser Antrag sehr willkommen war, nahm denselben mit Dank an, und so erschien die Wochenschrift: Wöchentliche Wahrheiten für und wider die Prediger, wobey sein größtes Verdienst war, daß er seinen Namen dazu herlieh, und die eingeschickten Aufsätze in die Buchdruckerey ablieferte; denn die fruitigen waren von keinem Belang.

Diese Ehre, Herausgeber und Redakteur einer Wochenschrift zu ſeyn, genoß er nicht lange. Herr von Gemmingen, bekannt durch ſeinen deutſchen Hausvater, übernahm die Redaktion und das Honorar dafür, und Hoffmann behielt weiter nichts davon, als den Namen des Herausgebers. Zur Schadloshaltung für dieſen Verluſt miethete ihn Herr von Gemmingen zu ſeinen Sekretär, und weihte ihn in die Geheimniſſe der Illuminaten ein. So erwünſcht der Zufall für Hoffmanns mißliche Glücksumſtände war, der ihn zu Herrn von Schönfeld in Arbeit brachte; ſo waren doch die Folgen für ihn noch wichtiger. Die Herausgabe der wöchentlichen Arbeiten verſchaffte ihm die Bekanntſchaft des damaligen Studien- und Zenſurs-Präſidenten, Baron von Swieten, welcher, ehe Gemmingen die Redaktion übernahm, aus Liebe zu dieſer, die Aufklärung befördernden Schrift, die Sprachfehler und andere Schnitzer des Herr Hoffmann fleißig korrigirte. Der Eifer, den Hoffmann für die Verbreitung der Vernunft, für die Ausrottung des Aberglaubens, und anderer ſchädlichen Vorurtheile zeigte, erwarb ihm die Zuneigung des Präſidenten; und da Baron Gemmingen Wien verließ, ohne dem Sekretär den rückſtändigen Lohn zu bezahlen; da die Wochenſchrift aufhörte, die andern litterariſchen Arbeiten des Herrn Hoffmann nicht viel Beyfall hatten, folglich kein Geld einbrachten, und er ſich beynahe wieder in der nähmlichen Lage befand, wie zu Prag vor ſeiner Abreiſe; ſo beförderte

ihn Baron von Swieten aus Mitleiden 1785 zum Professor der deutschen Sprache nach Pesth.

An diesem Orte machte der neue Professor mit dem damaligen Polizey-Kommissär, Gotthardy, Bekanntschaft, welcher bey Hoffmann bald das große Talent entdeckte, das zu einem Hauptpolizeyspion erforderlich ist.

Joseph starb. Die Deutschen, die in Ungarn angestellt waren, mußten dieses Land verlassen; folglich wurden auch Gotthardy und Hoffmann daraus vertrieben. Da Leopold zu Wien ankam, verfügte sich Gotthardy zu ihm, theilte demselben den Vorrath seiner gemachten Kundschaften mit, wodurch er sich bey dem neuen Monarchen in besondere Gunst setzte, weil selbige die damaligen Angelegenheiten in Ungarn, und die Denkungsart verschiedener Magnaten betrafen. Bey dieser Gelegenheit empfahl Gotthardy dem Monarchen auch seinen Freund, den Professor Hoffmann, als einen brauchbaren, geschickten Mann, welcher ihm bey Ausspionirung aller der eben entdeckten wichtigen Geheimnisse vortreffliche Dienste geleistet habe, der vielleicht noch eine Menge sehr wichtiger Dinge zu entdecken im Stande sey, und dessen Feder vorzüglich gebraucht werden könnte, die revolutionären Grundsätze zu bestreiten, und Gesinnungen im Publikum zu verbreiten, wie sie zu den Absichten Er. Majestät erforderlich wären. Zwey solche Män-

ner waren für Leopolden gerade die brauchbarsten. Er beförderte auch beyde auf der Stelle, den Gotthardy zum k. k. Rath, und den Hoffmann zum Professor der deutschen Sprache, des Geschäftstyls, der Geschäftskunde, und der praktischen Eloquenz auf der Universität zu Wien mit einem jährlichen Gehalte von zweytausend Gulden.

Watterot war Professor der Geschichte für die niedern Schulen; als der verdienstvolle Hofrath von Sonnenfels sein Lehramt niederlegte, suchte er diese Kanzel zu erhalten, und um desto leichter zu diesem Zwecke zu gelangen, vereinigte er sich mit Hoffmann, ließ sich in die Zahl der geheimen Spione aufnehmen, schwor der Aufklärung ewige Fehde, und ward auf diese Art an Sonnenfels Stelle ernannt. Sein Aufsatz in der Wiener Zeitschrift gegen den um Oesterreich so sehr verdienten Hofrath Joseph von Sonnenfels bewies, daß er ein ganz würdiger Genoß seines Mäzenas, Hoffmann sey, und erwarb ihm soviel Achtung, daß man ihm in einigen angesehenen Häusern, wo er ehedem Eingang hatte, den Zutritt verschloß. Man sagte von ihm, daß ihn der Kaiser auch dazu gebraucht habe, die Handbillette von ihm schreiben zu lassen.

Lorenz Leopold Haschka, ein Exjesuit, ward durch die Gutmüthigkeit seines Freundes Alxinger, welcher ihm zehntausend Gulden schenkte, in den Stand

geſetzt, unabhängig leben zu können. Unter Josephs Regierung war er der raſendſte Feind des Pabſtes, der Geiſtlichkeit, und aller Könige, von welchen er in einer ſeiner Ode ſagte, daß auch nicht ein Einziger etwas taugt! Die meiſten, welche ihn genau kannten, fürchteten oder verabſcheuten ihn ſeines unmoraliſchen Charakters wegen. Um ſein Kapital zu vergrößern, verwendete er den beträchtlichſten Theil ſeiner Einkünfte davon, zur Erkaufung einiger Aktien für den Sklavenhandel; aber das Schickſal beſtrafte ihn für dieſe, den Dichter und den Philoſophen ſo entehrende Handelsſpekulation, durch den Verluſt des ganzen Kapitals, das er daran gewagt hat. Als Leopold den Thron beſtieg, ſuchte er ſeine zerrütteten Glücksumſtände dadurch zu verbeſſern, daß er die Parthey der Aufklärung verließ, zur Fahne des Obſkurantismus ſchwor, und ſich als Spion von der geheimen Polizey beſolden ließ.

Karl Hofſtädter, gleichfalls ein Exjeſuit, war Hofmeiſter des jungen Fürſten von Lichtenſtein, eines Sohnes des Fürſten Karl, der im Duell ſein Leben verlor. Er beſitzt aus Allen die meiſten Kenntniſſe, und iſt ein geſchickter, gelehrter Mann. Die Triebfeder, warum er ſich gleichfalls zu den Abſichten der geheimen Polizey gebrauchen läßt, iſt von der unterſchieden, welche die andern Kollegen von ihm in Bewegung ſetzet. Er iſt mit ganzer Seele Jeſuit, und alſo ein blindes Werkzeug der unſichtbaren Obern dieſes in

geheim noch immer bestehenden Ordens. Um die Absichten des Jesuitismus zu befördern, hält er jedes Mittel für erlaubt, und man kann auf ihn anwenden, was Cizero von einem Undankbaren sagt: Jesuitam si dixeris, omnia dixeris!

Diese vier Männer arbeiteten um die Wette, die Aufklärung auf immer zu verbannen, und jeden vernünftigen Mann, der nicht die Hände zu ihrem Bunde biethen wollte, das Reich der Finsterniß zu verbreiten, so viel als möglich zu verfolgen. Aus allen diesen Athleten der Dummheit wußte sich Hoffmann am meisten bey dem Monarchen einzuschmeicheln, und seine Person wichtig zu machen, wozu ihm die Freundschaft seines Gönners Gotthardy sehr behülflich war. Er sprach dem Kaiser von einer Menge geheimer jakobinischer Klubbe, welche in den österreichischen Provinzen gehalten würden, und die auf nichts Geringers abzweckten, als eine Revolution hervorzubringen. Leopold zitterte bey solchen Nachrichten vor der nahen Gefahr, die seinem Throne und der Glückseligkeit seiner Länder drohte. Solche Augenblicke der Furcht benützte Hoffmann, sich ihn Ansehen zu bringen, und dem Dienste, den er zu leisten im Stande sey, ein groſses Gewicht zu geben. Er versicherte den Monarchen, daß er, obgleich die Versammlungsorte dieser Klubbe noch in der Dunkelheit eingehüllt wären, denselben doch schon auf der Spur sey, und sie nächstens zu entdecken hoffe. Er machte sich anheischig,

durch seine unermüdete Aufmerksamkeit alle Anschläge der Uebelgesinnten zu vereiteln, alle Jakobiner aufzuspüren und anzuzeigen, vorzüglich aber durch seine Schriften die guten Patrioten vor dem Freyheitsgifte zu bewahren, und die schwachen, bereits angesteckten Bürger von dieser unsinnigen Revolutionssucht zu heilen. Es war kein Wunder, daß ein solcher Mann, der mit einer wichtigen Miene, einem prahlerischen Tone von sich selbst zu sprechen wußte; der sich durch einige wahre Entdeckungen verdächtiger Zusammenkünfte in Ungarn Glaubwürdigkeit verschafft hatte, das Zutrauen Leopold's erwarb, und von ihm als die Stütze seines Thrones angesehen ward. Der durch die Umstände furchtsam gemachte Monarch, dem die Geistesfähigkeiten seines Süllly noch nicht bekannt waren, glaubte einen solchen Mann, von dem er so wichtige Dienste zu hoffen habe, bey den wichtigsten Ereignissen, welche die Unruhen in Ungarn betreffen, zu Rathe ziehen zu müssen, und ertheilte ihm nicht nur den freyen Zutritt zu ihm zu jeder Stunde; sondern ließ ihn einmal sogar bey der Ankunft derjenigen Verhandlungen, wo die Ungarn das Haus Oesterreich des Erbfolgerechtes verlustig erklärten, in einer mit sechs Pferden bespannten Kutsche nach Hof abhohlen. Die geheimen Beschlüsse, welche bey dieser Zusammenkunft genommen wurden, sind mir unbekannt; nur so viel ist gewiß, daß Hoffmann bald darauf seine sogenannten zwey Staatsschriften, die eine unter dem Titel: Ninive, die andere unter dem Titel: Babel,

herausgab. Vermuthlich wollte Hoffmann durch diese zwey Werke den Ungarn die Augen öffnen, und sie gegen den neuen König unterwürfiger und gehorsamer machen. Aber die hartnäckigen Magnaten ließen sich durch Hoffmanns Gründe nicht überzeugen, und bestanden, nach der Erscheinung von Babel und Ninive, eben so fest wie zuvor, auf ihren Meinungen. Vielleicht hätte Leopold mehr über die Ungarn vermocht, wenn er denselben, statt den elenden Broschüren Hoffmanns, Festigkeit und Muth entgegengesetzt hätte.

Die schriftstellerischen Talente Hoffmanns verloren bey dem wirklich kenntnißreichen Monarchen sehr bald ihr Gewicht; hätte sich Hoffmann nicht durch andere Eigenschaften in der Gunst zu erhalten gewußt, sein Mäzenas würde ihn als Schriftsteller bald keines Blickes mehr gewürdigt haben. Leopold selbst sagte einst von ihm: Der Kerl ist ein Esel, ich weiß es; aber er leistet mir als Spion sehr gute Dienste*).

Was Hoffmann dem Kaiser von den Jakobiner-Versammlungen, welche in Oesterreich bestehen sollten, in den Kopf gesetzt hatte, machte einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn. Seine Furcht vor einer Revolution ließ ihn fest in allen Menschen Jakobiner erblicken. Vergebens stellten ihm vernünftige Män-

*) Die eigenen Worte des Kaisers.

ner vor: daß die Anzeigen Hoffmanns, wo nicht aus Absicht erdichtet, doch ganz ungegründet wären. Denn wären solche Versammlungen, so müßten die Mitglieder doch einen Ort haben, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, und dieser könnte unmöglich lange der so wachsamen Polizey verborgen bleiben. Auch sey es gar nicht wahrscheinlich, daß Hoffmann wirklich Spuren habe, wie er vorgebe; denn sonst hätten ihn diese Spuren, so dunkel sie auch seyn möchten, auf den Versammlungsort leiten müssen. Man rieth dem Kaiser, von Hoffmann zu fordern, daß er die muthmaßlichen Versammlungsörter der Polizey angeben sollte, und versicherte ihn, daß dieses das einzige Mittel sey, auf den Grund oder Ungrund der Hoffmann'schen Anzeigen zu gelangen. Leopold sah die Wahrheit dieser Gründe ein. Aber kaum war er sich selbst allein überlassen, so bemeisterte die Furcht sich seines Kopfes und Herzens, und er glaubte dasjenige wieder, was er kurz zuvor als lächerlich und ungereimt eingestanden hatte. Es gieng ihm mit den Phantomen der Revolution wie einem Menschen, der bey Tage überzeugt ist, daß es keine Geister giebt, und bey Nacht sich vor jedem Geräusche fürchtet.

Hoffmann unterhielt und vergrößerte die Furcht des Kaisers immer mehr, und händigte ihm täglich eine Liste sogenannter Jakobiner ein, um Leopolden in den Stand zu setzen, sich vor diesen Männern zu hüten, und sie beobachten zu lassen.

Man wird sich wundern, wie Hoffmann seine Listen mit so vielen geheimen Jakobinern anfüllen konnte; hier ist das ganze Geheimniß: Er war Freymaurer, Illuminat, und Sekretär einer Loge in Wien, und in dieser Eigenschaft hatte er die Liste aller Brüder in den österreichischen Staaten zu seinen Händen.

Was ihn gegen die Freymaurer und Illuminaten so sehr aufgebracht haben mag, daß er sie so tödtlich haßte, oder wodurch sie sich bey ihm des Verdachtes revolutionärer Grundsätze schuldig gemacht, weiß ich nicht; doch ist mir bekannt, daß ihm die Loge, als er nach Pest zum Professor befördert wurde, 200 fl. lieh, damit er seine Reise bestreiten konnte, weil es ihm ganz und gar an Geld mangelte, und er sie nach seiner Gewohnheit mit so vielem Danke bezahlen wollte. *)

Genug, Hoffmann hielt alle Freymaurer, Illuminaten, Rosenkreuzer u. s. w. für ausgemachte Jakobiner; und so hatte er eben so viele Jakobinerlisten, als er Freymaurerlisten besaß.

Auf diese Art wurden die rechtschaffensten, verdienstvollsten Männer von diesem Spione eines Verbrechens angeklagt, woran sie niemals gedacht hatten;

*) Ich sah die von Hoffmann eigenhändig unterschriebene Quittung dieses Geldes.

und das traurigste war, daß Leopold den bloßen Anzeigen dieses Verläumders vollen Glauben beymaß, mißtrauisch gegen die redlichsten Männer im Staate ward, und sie bey jeder Gelegenheit verfolgte. Freylich waren damals die Folgen solcher geheimen Anzeigen nicht so schrecklich, als sie es einige Jahre später wurden, was aber nicht Hoffmanns Schuld war. Hätte Hoffmann die Macht eines Polizey-Ministers gehabt, er würde die sogenannten Jakobiner mit dem Schwerte eben so wüthend vertilgt haben, als er sie mit der Feder unsinnig verfolgte. Wenn indeß auch seine geheimen Anzeigen keine Gräuel-Szenen veranlaßten, so bewirkten sie doch oft unter nichtigen Vorwänden die Entlassung und Cassirung manches Beamten, oder versperrten den Gezeichneten auf immer den Weg zu aller Beförderung. Ein Beyspiel wird die Wahrheit dieser Thatsache beweisen.

Der Appellations-Rath von Riegger in Prag, ein in der gelehrten Welt rühmlich bekannter Mann, den seine Verdienste lange schon hätten befördern sollen, kam bey Leopold um eine Hofraths-Stelle ein. Ich unterstützte dieses Gesuch, und bat den Monarchen, Rücksicht auf diesen würdigen Mann zu nehmen. Leopold versprach es mir, und den Schwestern Rieggers, sagte mir sogar in einigen Tagen: Nun ihr Freund ist Hofrath, ich habe sein Dekret schon ausgefertiget. Ich dankte in Rieggers Namen für die Gnade, und begab mich sehr vergnügt

nach Hauſe, in der Erwartung, daß das Dekret längſtens in zwey Tagen dem Bittſteller würde eingehändigt werden. Es verfloſſen 14 Tage, und Riegger erhielt noch immer kein Dekret. Ich ſchrieb es der Vergeſſenheit, und der nicht allzu pünktlichen Ordnung in Geſchäften zu, und beſchloß, den Kaiſer daran zu erinnern. Euer Majeſtät, ſagte ich, als ich bald darauf Gelegenheit hatte, Leopolden zu ſprechen, haben vermuthlich wegen allzu überhäuften Geſchäften vergeſſen, das Hofraths-Dekret für Rieggern zu expediren. Nein! fiel mir Leopold in die Rede, ich kann dieſen Menſchen nicht zum Hofrath creiren; er iſt ein Erzjakobiner. Sehen ſie! hier ſteht er auf der Liſte. Mit dieſen Worten zeigte er mir eine Liſte, worauf ich zu meinem größten Erſtaunen nebſt Rieggers Namen, auch die eines Martini, Joſeph Sonnenfels, Zeilers, Mummelders und Ratſchkys erblickte.

Solche Beyſpiele könnte ich mehrere anführen; doch weiß man kein einziges von grauſamen Verfolgungen. Ich will glauben, daß Leopold aus Menſchlichkeit nicht weiter gieng*), obgleich nicht zu zweifeln iſt, daß die Furcht, durch auffallende Ungerechtigkeiten das Volk zu erbittern großen Antheil daran hatte. Indeſſen beweiſen doch dieſe Thatſachen,

*) Ich habe wenigſtens den Kaiſer Leopold nicht blutdurſtig gefunden, ob er gleich ſehr rachſüchtig war.

daß seine Gerechtigkeitsliebe nicht allzu groß war, da er auf so einseitige Anklagen bestrafte, ohne den Angeklagten zu hören, und ihm das in den Gesetzen gegründete Vertheidigungsrecht zu gestatten. Dieser unbedingte Glaube, welchen die heimlichen Anklagen bey ihm fanden, bahnte der Verläumdung ein offenes Feld; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Spione der geheimen Polizey über den Punkt, ehrliche Männer anzuschwärzen, und ihnen Verbrechen, welche sie nie begiengen, anzudichten, nicht allzu gewissenhaft waren, da selbst ein k. k. Hofrath von der Polizey kein Bedenken trug, etwas ähnliches zu thun, wie ich sogleich erzählen will.

Der in Oesterreich fast allgemein bekannte Verfasser des Schlendrians hatte durch den Plan zu einem Tagblatte: das politische Sieb, so sehr den Beyfall des Kaisers erhalten, daß der Monarch ihn seiner Gewogenheit versicherte, und ihn öfters zu sprechen verlangte. Was dem Kaiser dabey so sehr auffiel, war der Titel. Er forschte, was dieses Blatt enthalten sollte.

Euer Majestät: Es werden Ihre Verordnungen darin stehen, und gesiebt werden, wenn der Kopist einen Schreibfehler begieng; ferner will ich darin alle öffentlichen Beamten, die entweder nachläßig oder partheyisch in ihrem Amte verfahren, sieben, auch sollen manchmal die Thorheiten des Adels durch das

Sieb fallen; wiewohl ich fast daran zweifle, denn sie werden zu groß seyn.

Leopold lächelte. Die Verordnungen lassen sie weg, sagte er, die übrigen aber sieben sie tüchtig! Er gab nun dem Verfasser selbst noch hie und da Einiges an, was er dem Plane einverleibt haben wollte, und fragte, wann das erste Blatt erscheinen würde? Auf die Antwort, daß es vor 14 Tagen nicht erscheinen könne, war ihm diese Zeit zu lang. Ich kann es nicht erwarten, sagte er, alle die Menschen gesiebt zu sehen; machen sie sobald als möglich, ich werde Ihnen auch Manches zum sieben mittheilen. Der Verfasser, durch dieses gnädige Betragen des Kaisers aufgemuntert, bat ihn, daß er, um das Blatt wohlfeiler und folglich gemeinnütziger machen zu können, von dem, auf alle Zeitungen und Tagsblätter gelegten Stempel, befreyt werden möchte; auch ersuchte er um Zensurfreyheit, damit er theils nicht gehemmt, theils sein Blatt nicht zu viel gestrichen würde. Sie sollen stempelfrey seyn, erwiederte Leopold; doch von der Zensur kann ich sie nicht dispensiren; aber ich werde Ihnen einen Zensor geben, der Sie nicht geniren wird.

Schon den folgenden Tag kam das, dem Kaiser eingereichte Gesuch, mit einem Handbillete an die böhmische Hofkanzelley herab: Dem Verfasser soll die Befugniß, ein Tagsblatt: politisches Sieb, herausgeben zu dürfen ertheilt, und dasselbe vom Stempel

befreyt werden. Ferner ward ihm, statt der gewöhnlichen Censur, der damalige Vize-Regierungs-Präsident und Polizeypräses, Baron von Weber zum Censor angewiesen, welcher eine eigene Instrukzion, dieses Blatt betreffend erhielt. Diese unverkennbare Begünstigung erregte bey der böhmischen Hofkanzelley nicht wenig Aufsehen, und ließ errathen, daß Leopold dieses Blatt sammt dem Verfasser seines besondern Schutzes würdige.

Durch die Unterredungen, welche der Verfasser mit dem Monarchen hatte (er mußte alle Wochen zweymal zu ihm kommen,) erhielt derselbe immer mehr und mehr die Gunst des Kaisers. Leopold besprach sich mit ihm zu ganzen Stunden, und noch länger, erzählte ihm allerley Anekdoten zum sieben, wie er sich ausdrückte und vertraute ihm gar Manches, was ein kluger Fürst nicht so leicht vertrauen sollte. Doch dieses gehörte unter Leopolds Fehler, daß er gern schwatzte, und mit Geheimnissen, einige wenige vielleicht ausgenommen, gegen diejenigen, die seine Gunst besaßen, nicht zurückhaltend war. Indessen mißbrauchte der Verfasser des politischen Siebes, so viel mir bekannt ist, die Gunst des Kaisers nicht, und arbeitete aus allen Kräften dem Hofmann'schen Systeme entgegen; rettete auch die Ehre manches Unschuldigen, welchen der Herr Verfasser als Jakobiner angegeben hatte.

Hoffmann, dem die Erscheinung des politischen Siebes ein Dorn im Auge war, weil es mehr Absatz als seine Schriften hatte; der vorzüglich nicht leiden konnte, daß Leopold seine Gunst noch einem andern in so vorzüglichem Grade angedeihen lasse; der selbst fürchtete, diese Gunst wohl gar zu verlieren, beschloß, den Verfasser des politischen Siebes zu stürzen, und man sahe, wie er es that. In vielen Zeitungen und Journalen geschahen die bittersten Ausfälle auf den Kaiser, weil er Hoffmannen so besonders gewogen war; am bittersten war ein Aufsatz von Diepe in dem braunschweiger Journale, welcher dem Kaiser am meisten schmerzte. Er sprach darüber mit dem Verfasser des politischen Siebes, und überlegte mit ihm, auf welche Art man dem Publikum die Meinung, daß Hofmann sein Günstling, und Leopold der Mitarbeiter an der Zeitschrift sey, benehmen könne. Der Verfasser des politischen Siebes gab den Rath, durch eine Schrift die litterarischen Blößen des Herrn Hofmann aufzudecken, um durch diesen Angriff zu zeigen, daß dieser Professor keinen besondern Schutz genieße, weil sonst niemand wagen würde, ihn anzugreifen. Leopold genehmigte es, und trug dem Verfasser auf, diese Schrift zu schreiben, die auch in einigen Tagen unter dem Titel: Kann ein Schriftsteller, wie Professor Hoffmann, Einfluß auf die Stimmung der deutschen Völker und auf die Denkart ihrer Fürsten haben? An Herrn la Veaux, erschien.

Kaum erhielt Hofmann Nachricht davon, so eilte er zum Kaiser, und sagte ihm: Der Verfasser des politischen Siebes habe ein Pasquill gegen den Monarchen geschrieben, wozu er von den Freymaurern erkauft und gemiethet worden wäre *). Leopold zu geneigt, jeder Anklage zu glauben, ward gegen den vermeintlichen Pasquillanten äußerst aufgebracht. Als dieser nichts Böses argwöhnend, den folgenden Tag zum Kaiser gehen wollte, ließ ihn dieser mit den Worten abweisen: Er könne keinen von Freymaurern gemietheten und erkauften Pasquillanten sprechen! Diese Aeußerung befremdete den Verfasser um so mehr, da er sich auch nicht des Gedankens eines solchen Verbrechens bewußt war: daß die gegen Hofmannen verfaßte Schrift das vermeintliche Pasquill seyn sollte, darauf konnte er um so weniger verfallen, da sie auf Befehl des Kaisers geschrieben, und mit Bewilligung der böhmischen Hofkanzley gedruckt ward. Von seiner Unschuld überzeugt, beruhigte er sich mit dem Gedanken: es müßte ein Irrthum seyn, der sich bald zu seinen Gunsten aufklären würde.

Indessen war Leopolds Rache mit dieser, dem fälschlich Angeklagten, ohne Untersuchung verurtheilten Manne erwiesenen Beschimpfung noch nicht zu-

*) Da ich obige Schrift nicht gelesen habe, so weiß ich nicht in wie fern sich daraus ein Pasquill auf den Kaiser folgern ließ.

frieden. Den andern Tag mußte die Polizey auf Befehl des Kaisers denselben vorfordern, und ihm einen derben Verweis geben, daß er es gewagt habe, sich der besondern Gnade des Monarchen mißbraucht zu haben. Diese neue Beschuldigung eines Verbrechens, woran er eben so wenig, als an das erste jemahls gedacht hatte, erregte den Unwillen des Verfassers. Er wollte sich vertheidigen; aber der k. k. Hofrath von Peer ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Läugnen sie es nicht! sagte er, man kann Ihnen sonst Zeugen vorführen.“ Diese wünsche ich zu sehen, war die Antwort des Beklagten, denn ich weiß gewiß, wenn ich sie jemahls gesprochen habe, und es ehrliche Männer sind, daß sie das Gegentheil bezeugen müssen. „Was braucht es viel! erwiederte Peer. Ich selbst habe Ihre Prahlereyen gehöret! Man stelle sich das Erstaunen dieses Mannes vor, als er einen k. k. Hofrath, den er an diesem Tage zum erstenmale sah, auch sonst nie mit ihm zusammen gekommen war, so bereitwillig fand, gegen ihn falsch zu zeugen. Wenn das ist, erwiederte er dem Herrn Hofrathe, so bin ich eines jeden Verbrechens schuldig. Traurig verließ er das Büreau der Polizey, und begab sich in banger Erwartung, was nachkommen würde, nach Hause.

So fürchterlich und Verderben drohend das Gewitter über sein Haupt aufstieg, so unverheerend und schnell gieng es vorüber. Die böhmische Hofkanzelley nahm sich seiner in einer nachdrucksvollen Vorstellung

an, worin sie sagte, wenn der Verfasser der Schrift gegen Hofmannen ein Pasquillant ist, so ist es auch die ganze böhmische Hofkanzley. Mit ihrer Genehmigung ist diese Schrift gedruckt und verbreitet worden, und nach den bestehenden Gesetzen ist derjenige, welcher ein Pasquill verbreitet, eben so strafbar, als der Verfasser. Noch mehrere Freunde des Verfassers der Schrift gegen Hofmannen verwendeten sich für ihn, und überredeten den Kaiser, das sogenannte Pasquill wenigstens zu lesen, um sich zu überzeugen, in wie weit der Verfasser strafbar sey oder nicht. Leopold that es, und fand, daß der Inhalt ganz so war, wie er selbst befohlen hatte, daß er seyn sollte. Nun reute ihn sein übereiltes Verfahren, wodurch die Ehre eines Mannes, der seine Gunst besaß, und noch nicht ganz verloren hatte, so sehr gekränkt ward. Er beschloß, seinen Fehler gut zu machen, und gab dem Regierungs-Präsidenten, Grafen von Sauer, den Auftrag, die ganze Sache auszugleichen.

Während daß man sich Mühe gab, den Kaiser zu überzeugen, der Verfasser des politischen Siebes sey nichts weniger als ein Pasquillant, kam dieser um die Erlaubniß ein, außer Landes gehen zu dürfen. Er ward an den Regierungs-Präsidenten verwiesen, und bey dieser Gelegenheit war der nähmliche Herr Hofrath von Peer, welcher sich so bereitwillig zeigte, als der Verfasser in Ungnade verfiel, ein falsches Zeugniß gegen ihn abzulegen, so ausnehmend artig und

höflich, weil der Wind von einer andern Seite blies, daß er ihn nicht bloß bis an die Thüre seines Büreaus, sondern durch die Kanzelleystube bis auf den Corridor begleitete, und ihm das Büreau des Präsidenten durch den Regierungs-Rath Weiß zeigen ließ. Graf Sauer empfing ihn sehr freundlich und gütig, machte ihm einige Complimente über seine Talente, gab ihm Hoffnung, daß der Monarch wieder gegen ihn gnädig werden könne, und both sich an, selbst mit ihm zum Kaiser zu gehen; zu welchem Ende er ihm auf den Dienstag den 28. Febr. Mittags um 12 Uhr zu sich bestellte. Am gesetzten Tage verfügte sich der Verfasser des politischen Siebes zum Präsidenten. Seine Majestät, sagte ihm dieser, sind heute in der Nacht etwas unpäßlich geworden, kommen Sie Freytags, dann wollen wir zusammen nach Hof gehen. Donnerstag aber, den 1. März, starb Leopold und mit ihm die glückliche Aussicht dieses Mannes. Als er Freytags zu den Grafen Sauer kam, gieng ihm dieser mit den Worten entgegen: Ich bedaure Sie recht sehr, den Sie haben außerordentlich viel verloren. Ich kann es Ihnen nun gestehen, daß es Seiner Majestät leid war, Sie unschuldig gekränkt zu haben. Sie erließen deßwegen an mich ein eignes Handbillet, um die Sache zu redresiren, und wollten Sie zur Genugthuung im geheimen Kabinette anstellen. Berufen Sie Sich bey dem jetzigen Monarchen auf mich *).

*) Es sind die eigenen Worte des Grafen von Sauer.

Daß Leopold ſich von der Unſchuld des Verläumdeten überzeugt hatte, und daß die falſche Anklage nachtheilig für den Verläumder ward, erwies ſich dadurch, daß Hoffmannen durch einen eigenhändigen Befehl des Kaiſers Leopold verbothen ward, künftig die kaiſerlichen Handbillets in die Wiener Zeitſchrift aufzunehmen; daß der Rektor Magnifikus den Auftrag erhielt, den Vorleſungen dieſes Profeſſors beyzuwohnen, um dem Monarchen Bericht darüber zu erſtatten, ob er Fähigkeit habe, auf der Univerſität vorzuleſen; und daß Hoffmann der Profeſſur entſetzt ward.

Dem Rathe des Grafen von Sauer zu Folge verfügte ſich der Verfaſſer des politiſchen Siebes zu dem Thronfolger Franz II. Dieſer empfieng ihn mit einer herzlichen Güte, geſtand, daß ihm Unrecht geſchehen ſey, und entließ ihn mit den Worten: Sie haben Recht, ich bin Ihnen Genugthuung ſchuldig. Geben Sie mir nur einen Fingerzeig; denn ich (er klopfte ihn auf die Schulter) habe nichts gegen Sie, und mißbillige, was mein Vater that.

Durch die Güte des neuen Monarchen gerührt,

Ich habe die ganze Geſchichte aus dem Munde des Verfaſſers ſelbſt. Er mag es mir verzeihen, daß ich von einem Vertrauen, welches er mir in einer freundſchaftlichen Unterredung ſchenkte, einen öffentlichen Gebrauch mache. Ich fand um ſo weniger Bedenken es zu thun, als ich glaube, daß ihm das Ganze nicht nachtheilig ſeyn kann.

durch seine Versicherungen mit Hoffnungen belebt, da fügte sich der Verfasser nach Hause, um den verlangten Fingerzeig schriftlich aufzusetzen. Aber er gab zehn Fingerzeige, ohne daß ihn ein einziger auf die rechte Straße geführt hätte, und er würde vielleicht noch zwanzig gegeben haben, wäre nicht Herr von Schloisnig, damaliger Hof- und Kabinets-Rath, so gütig gewesen ihm zu sagen: Sie bemühen sich umsonst! Sie werden nichts erlangen; denn ich bin ihr Feind, weil Sie meinen Freund Gemmingen in der Schrift gegen Hoffmann beleidigt haben. Wenn der Kaiser ohne ihre Einwilligung nichts thun darf, erwiederte der Verfasser, so danke ich Ihnen recht sehr, daß Sie mir durch dieses offne Geständniß die Mühe und die Zeit ersparen, die ich verliere, wenn ich mit dem Monarchen spreche. Er verließ die Cabinetskanzley, ohne jemals wieder den Herrn von Schloisnig, noch den Kaiser Franz zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

I. Schreiben eines Sachsen an seinen Freund über die Apostaten der Deutschheit.

II. Süden und Norden, Roman und Geschichte zugleich. (Fragment eines größern Werkes.)

III. Skizze einer Regierungs-Geschichte des Kaiser Leopold II.

Verbeſſerungen zum 1ſten Hefte des Morgenboten.

Vorbericht. Zeile 7. von unten, lies öſterreichiſchen, ſtatt öſterreichen.

S. 12. Z. 8. lies freundlich, ſtatt freundſchaftlich.

S. 15. Z. 10. v. u. nichts, ſtatt nichts.

S. 17. *) Z. 2. v. u. Deſertieren, ſtatt Deſertirer.

Ebend. Z. 3. v. u. Hiſtorie-, ſtatt Hiſtorien.

Ebend. Z. 9. v. u. dieſe, ſtatt die.

S. 25. Z. 11. dennn, ſtatt dann.

S. 26. Z. 10. c. ſtatt L.

S. 35. Z. 7. allzuzartes, ſtatt allzuhartes.

S. 36. Z. 4. v. u. zu, ſtatt ſo.

S. 50. Z. 5. v. u. muß es heißen: Ma ſa approche, il est tems.

S. 51. Z. 9. v. u. douleur, ſtatt doleur.

S. 54. Z. 10. v. u. ward, ſtatt war.

S. 56. **) letzte Zeile ſechzehnahnige, ſtatt ſechzehnjährigen.

S. 59. Z. 9. v. u. Czech, ſtatt Ezech.

S. 60. Z. 10. der, ſtatt die.

S. 61. Z. 3. Serpentine, ſtatt Serpentian.

S. 65. Z. 3. v. u. Czech, ſtatt Ezech.

S. 96. Z. 10. etrangères, ſtatt arangès.

S. 98. Z. 10. v. u. angezeigt, ſtatt angeſagt.

S. 100. Z. 11. öſterreichiſchen, ſtatt öſterreichiſch.

DB 1 .M67 C.1
Der Morgenbote.
Stanford University Libraries
3 6105 034 633 672

M67
v.1
1809

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305